

# UNGARISCHE RUNDSCHAU FÜR HISTORISCHE UND SOZIALE WISSENSCHAFTEN

UNTER MITWIRKUNG VON VIKTOR  
CONCHA, FRIEDRICH RIEDL, LUDWIG  
VON THALLÓCZY HERAUSGEGEBEN VON  
PROF. DR. GUSTAV HEINRICH  
GENERALSEKRETÄR DER UNG. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

V. JAHRGANG (1916/17) ▫ 1. HEFT



VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT  
❖ MÜNCHEN UND LEIPZIG 1916 ❖

By

**Inhalt:**

	Seite
Universitätsprofessor Dr. Milan v. Sufflay (Zagreb), Biologie des albanesischen Volksstammes . . . . .	1
Dr. Stefan Hajnal, Die Kanzlei König Bélas IV. . . . .	26
Desider von Szegh, Albanisch und illyrisch. . . . .	62
Professor Bernhard Heller, Der arabische 'Antarroman' . . . . .	83
Hofrat Professor Eduard von Wertheimer, Neue Beiträge zur Geschichte der ungarischen Altkonservativen. II. . . . .	107
Universitätsprofessor Dr. Eugen Darkó, Die Glaubwürdigkeit der Taktik des Leo Philosophus . . . . .	129
Professor Wilhelm Dörpfeld (Berlin), Die Bestattung der Toten bei Homer . .	147
Dr. Theodor Ortway (Abt von Csanád, † 8. Juli 1916), Die Rechtgläubigkeit der Maria von Habsburg und ihres Gemahls Ludwig II. von Ungarn . .	162
Universitätsprofessor Michael von Réz, Österreich und Ungarn . . . . .	195
Professor Dr. Arthur Weber, Ein Dichteroftizier aus Altösterreich . . . . .	198
Universitätsprofessor Heinrich Bischoff (Lüttich), Lenaus Liebesgedichte. Ihre Entstehung und Beziehung . . . . .	218

**Kleine Beiträge zur deutschen Literatur:**

Direktor Karl Heinrich, «Die Literaturen des Ostens» . . . . .	264
Professor Robert Gragger, Paul Gyulais Einfluß auf Karl von Holtei . . . . .	272
Professor Edm. Szelényi, Zwei Briefe an Heinrich Zschokkes an Martin Liedemann . . . . .	277
Dr. Adolph Kohut, Malwida von Meysenbug und Ungarn . . . . .	281

Der Wiederdruck von Beiträgen aus dieser Zeitschrift ist nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Schriftleitung: Professor Dr. Gustav Heinrich, Budapest V, Akademiepalaís, wohin alle Sendungen für diese Zeitschrift erbeten werden.

Jeder Jahrgang erscheint in 4 Heften von je etwa 15 Bogen Umfang bei Duncker & Humblot, Verlagsbuchhandlung, München und Leipzig.

Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen oder direkt von der Zweigniederlassung der Verlagsbuchhandlung, Leipzig, Dresdnerstraße 17, zu beziehen zum Preise von 20 Mark (24 Kronen) jährlich (4 Hefte). Einzelne Hefte 6 Mark (7 Kronen 20 Heller).

Anzeigengebühren:  $\frac{1}{1}$  Seite 100 Mark;  $\frac{1}{2}$  Seite 60 Mark;  $\frac{1}{4}$  Seite 35 Mark;  $\frac{1}{8}$  Seite 20 Mark;  $\frac{1}{16}$  Seite 12 Mark 50 Pf.

Beilagen nach Vereinbarung. Zuschriften, die Anzeigen oder Beilagen betreffen, sind an Duncker & Humblot, München, Theresienhöhe 3c, zu richten.

---

## Biologie des albanesischen Volksstammes<sup>1)</sup>.

Vom Universitätsprofessor Dr. Milan v. Sufflay in Zagreb.

**I**M 11. Jahrhundert, bei der Geschichte der von Dyrrhachium ausgehenden Pronunziamentos, werden von den byzantinischen Geschichtsschreibern die Albanesen (*Αρβανίται*, *Άλβανοί*) erwähnt<sup>2)</sup>. Sie bildeten einen beträchtlichen Teil der ethnisch stark gemischten Heere der byzantinischen Thronprätendenten Maniakes (1042) und Basilakes (1078). Aus dem chaotischen mittelalterlichen Niederschlag der Balkanvölker tritt hiemit in die Geschichte auch formell ein eigentümliches, hochinteressantes Volk ein, dessen ethnisches Substrat einst unter einem ganz anderen, illyrischem Namen einen starken Faktor der Geschichte des Altertums bildend, allmählich für das Auge des Geschichtsschreibers in den ethnischen Retorten der Hämushalbinsel verschwand, latent aber an den zahlreichen sprachlichen und folkloristischen Eigentümlichkeiten der Balkanvölker mitwirkte, um plötzlich in seiner albanesischen Metamorphose einen ungeheuren Aufwand von dauernder kinetischer Kraft zu entfalten.

Gleich den Basken in den Pyrenäen, den Kelten in Irland und Wales, den Krimgoten nur ein durch unwegsame Gebirgslage geschützter Rest eines viel weiter verbreiteten, mächtigen Volksstammes, sind die Albanesen doch von den erwähnten Völkerfragmenten biologisch grundverschieden. Nicht als Völkerfossilien wie jene, sondern als eine vollständige, äußerst lebensfähige Volkzelle mit einem untangierten, die Peripherie fortwährend nährenden Energienukleus um Kroja, mit konstantem Expansionsvermögen und einer enormen Fähigkeit, fremdartiges Material zu verarbeiten, tauchen die Albanesen in der Geschichte auf, nachdem sie den ätzenden Säuren des ethnischen Riesenmagens am Balkan widerstanden, und zwar mit Mühe der Romanisierung, aber schon siegreich der Slavisierung entgangen.

Es ist dies ein Volk, dessen bis auf heute reichende Geschichte zwar nur ein Zeitalter, sagen wir das Mittelalter, kennt, dessen

---

<sup>1)</sup> Dies ist das IV. Kapitel einer Geschichte Albaniens, woran der Verfasser arbeitet. Vgl. Vjestnik hrv. zem. Arkiva 17 (1915), 1—70. = Thallóczy, Illyrisch-albanische Forschungen 1 (Budapest 1916) 188—281, wo das IX. Kapitel („Die Kirchenzustände im vortürkischen Albanien“) erschienen ist.

<sup>2)</sup> Michael Attaleiates ed. Bonn. S. 9, 18, 297.

Kulturdiagramm aber in stetem, langsamem Aufsteigen gerade im geschichtlichen Mittelalter (vor dem Einbruche der Türken) seine auch relativ wirklich hohe Kulmination, dann aber rapid sinkend, einen unheimlichen, an den Urzustand grenzenden und bis auf den heutigen Tag anhaltenden Tiefstand erreichte. An der Grenze zwischen Orient und Okzident, als eine Monade des Balkankosmos im Mittelalter mit allen seinen lateinischen, romanischen, griechischen, byzantinischen, slavischen Schattierungen, als ein Fokus der unverwelkten Traditionen von Byzanz, Griechenland, Serbien, Bulgarien, die hier unter den feudalen Ausstrahlungen des Westens in der Linse des albanischen Substrates zusammenfließen, eine doppelte Taufe des verwandtschaftlichen und des im gemeinsamen Kampfe vergossenen Blutes erhalten und die wunderlichen Erzählungen eines Musachi (1510) zeitigen, — fällt das vom albanischen Kern bewohnte Land unter die Türkenherrschaft.

Und jetzt, im Zwielficht der eben für sie einbrechenden Neuzeit, sollen dieselben Albanesen als ein Naturvolk dastehen?! Es ist dies kein petrifizierter Urzustand, sondern eine palingenetische Erscheinung in der Ontogonie eines Volkes, in welchem die stete Türkengefahr die Urinstinkte in der Masse entfesselte und den starken Kulturfirniß durch allmähliche Vernichtung der einzelnen Träger vollständig verwischte; Erscheinungen, die einerseits vielleicht vorsichtige Ausblicke auf die Phylogonie der illyrischen Ahnenreihe gestatten würden, andererseits aber gewiß zur Hoffnung berechtigen, daß die zukünftige kulturelle Entwicklung dieser Nation infolge der latenten apperzeptiven Momente der Vergangenheit einen überraschend schnellen und vorteilhaften Gang annehmen wird.

Obige Thesen durch Details zu bekräftigen, ist die Aufgabe dieses Kapitels. Es ist dies ein Versuch einer Biologie des albanischen Volkes, worin die an die Chronologie gebundene Geschichte nur als ein Hilfsmittel erscheint.

### I.

(Der Volksname, seine Entstehung und seine Surrogate. Die Zentrallage des Stammes der Arber an der Via Egnatia; Škipetaren, Tosken und Gegen. Die Stellung des Albanesischen. Einwirkungen des Lateinischen, Romanischen, Slavischen und Türkischen. Altgriechische Spuren verwischt. Die Komprimierung des Volksstammes durch die slavische Einwanderung. Illyrier oder Thraker? Die römische Kolonisation und ihr ethnisches Medium. Nivellierung der romanischen Kompromißsprachen im Binnenlande. Rumänische Flut infolge der slavischen Invasion. Albanesisch-rumänische Zonen im Nord- und Südosten des albanischen Kernes. Ein ethnischer Zyklon im Pindus- und Grammosland an der Wende des 14. Jahrhunderts. Isochromatische Polarisationserscheinungen im Albanischen, Rumänischen, Bulgarischen

und Neugriechischen. Rumänische Ebbe infolge der türkischen Invasion. Beweise für die illyrische Abstammung der Albanesen. Die Nachwirkungen eines prähistorischen, nicht indoeuropäischen Untergrundes und das Fernsprechen der Gebirgsstämme).

Bei den byzantinischen Schriftstellern des 12.—15. Jahrhunderts lautet der Volksname Ἀρβανῖται, Ἀλβανῖται, Ἀλβανοί, seit Kaiser Kantakuzenos († 1383) ist der letztere Name allein herrschend. Das Land in dem Viereck zwischen Skodra, Dyrrhachion, Ochrid und Prizren heißt bei Anna Komnena Ἀρβανον, bei Georgios Akropolites Ἀλβανον. Bei den Lateinern heißt das Volk Arbanenses (1166), die Landschaft Arbanum (1204, 1250), seit der anjouvinischen Periode (1271) aber fast ausschließlich Albanenses, Albania, daraus italienisch Albanese (1313), in Ragusa wohl durch slavischen und griechischen Einfluß auch Arbanese, Alvanes (1318), in Antivari noch 1536 Arbania<sup>3)</sup>. Aus der lateinischen oder romanischen Form ist der slavische mittelalterliche Name Arbanasi (1230) entstanden, wie auch heute noch im Süden, besonders in Ragusa und Montenegro, Arbanas einen katholischen Albanesen bedeutet. Jetzt steht in Serbien und Bulgarien die neuere Form Arnaut, Arnautin in Gebrauch, aus dem türkischen Namen, der wieder aus dem neugriechischen Ἀρβανίτης abgeleitet ist. Der mittelalterliche slavische Name der Landschaft Рабынь (1198), Adjektiv рабыньски ist regelrecht aus Arbanum, Ἀρβανον gebildet mit Vermeidung des fremden vokalischen Anlautes<sup>4)</sup>. Wie schon aus diesen Beispielen ersichtlich, scheint das r in dem Volksnamen sicherlich ursprünglich zu sein. Darauf weist vielleicht schon der venetische Personennamen Arberius, die liburnische Arberia und auch der Name der Insel Arba<sup>5)</sup>, gewiß aber der heutige Name Arbëri, welcher sich auf die einstige Landschaft (13. und 14. Jahrhundert) Spinariza, auf das Gebiet der akrokeraunischen Berge und ihr Hinterland, die Distrikte von Valona und Kurveleş bezieht. Der Bewohner heißt Arber, ursprünglich und im Norden noch heute Arbëri. Bei der frühen, schon bei Ptolomäus vorkommenden Gräzisierung des Namens mit seinem l dürfte eine der vielverbreiteten Formen der Wurzel Alb-, die einige Sprach-

<sup>3)</sup> »de Servia e de Arbania« im ital. Originalpetit der Stadtgemeinde Antivari an den Papst, Thallóczy, Archeografo Triestino 34 (1911) 9.

<sup>4)</sup> AAlb (= Thallóczy-Jireček-Sufflay, Acta Albaniae, Wien 1913) 1, S. 257 f. Ruvarac, Archiv slav. Philologie 17 (1897) 567; Jireček ebd. 19 (1899) 79; Romanen in den Städten Dalmatiens 1 (Denkschriften Wien. Akad. 48, 1901) 43; Geschichte der Serben 1 (Gotha 1911) 152; Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien 1 (Denkschriften 56, 1912) 24 und bei Thallóczy, Illyrisch-albanische Forschungen 1, 66. — Über altung. »arnót« (aus türk. arnaut, zuerst 1693) Gombócz-Melich, Et. Szótár 1, 139; Prikkel, Magyar Nyelv 12 (1916), 129 f.

<sup>5)</sup> Tomaschek, Mitt. geogr. Gesell. Wien 23 (1880) 504 und bei Pauli-Wissova 1, 1307.

forscher als ligurisch in Anspruch nehmen<sup>6)</sup>, wahrscheinlich der Name der Albaner in Italien oder der gleichnamigen Völkerschaft am Kaukasus mitgespielt haben<sup>7)</sup>. Von der großen Lebensfähigkeit dieser Form Alb- zeugt außer dem anjouvinischen, venezianischen und heutigen Albanien auch ein anderer albanischer Name der Landschaft Arbëni: Ľabëri, Ľapëri (Bewohner Ľap, best. Ľabi), die aus einer gewiß zur Zeit des serbischen Duodezfürstentums von Valona (1346—1418) lebenden slavischen Form \* Labьнь (aus Alb- analog wie Rabьнь aus Arb-) abgeleitet ist<sup>8)</sup>.

Die Generalisierung dieses Namens wie auch einst diejenige seines Vorgängers, der Illyrier ist im Gegensatz zu der politisch unterbauten Ausbreitung des Namens anderer gleichzeitigen Balkanvölker, wie der Kroaten, Serben<sup>9)</sup> und Bulgaren, positiv nicht von albanischen Stämmen selbst ausgegangen. Die Stämme wurden zuerst von den Byzantinern, den dalmatinischen Städtlern, den Serben und Venezianern zusammengefaßt, denn der fremde Beobachter erkennt leichter die gemeinsamen charakteristischen Züge als der Eingeborene, dem sich mehr die trennenden Unterschiede aufdrängen<sup>10)</sup>. Wie diese Erkenntnis, worin die dem Volke anhaftende Sprache den Ausschlag gab, bei den Fremden stieg, wuchs auch der Begriff des Arbanon der Byzantiner zum Rabьнь der Serben, zum «regnum Albaniae» der Anjouviner, zum Albanien der Dalmatiner und Venezianer, endlich zum heutigen ethnographischen Begriff vom sehr bedeutenden, aber unsicheren, besonders im Binnenland und im Süden ganz unbestimmten Umfang, den das heutige Fürstentum nur im Kern deckt<sup>11)</sup>.

Die Albanesen treten in die Geschichte nicht als eine Nation ein, sondern als eine Gruppe von Stämmen, denen das Gefühl der Zusammengehörigkeit noch fremd ist. Der Stamm der Arbëni (Albi), der schon im 2. Jahrhundert nach Christi nordöstlich von Dyrrhachion um die Stadt Albanopolis bei Ptolomaïos (*Ἀλβανῶν* III 12, 20) erwähnt wird, erscheint noch im Jahre 1304 in einem ursprünglich zweifellos griechisch verfaßten Verzeichnis<sup>12)</sup> der Stämme zwischen

<sup>6)</sup> Hirt, Indogermanen (Straßburg 1905) 1, 157 und 2, 610.

<sup>7)</sup> G. Meyer, Essays und Studien (Berlin 1885) 1, 52f. Vgl. Hahn, Albanische Studien (Jena 1856) 1, 230 u. 235; Jireček, Romanen 1, 65f.

<sup>8)</sup> Vgl. Meyer, Etym. Wörterbuch der alb. Sprache (Sammlung indogerm. Wörterbücher 3) 14.

<sup>9)</sup> Vgl. Sufflay, Ungarische Rundschau 4 (1915) 891f. und Turul 34 (1916).

<sup>10)</sup> Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (Göttingen 1896) 171. Hirt a. a. O. 1, 127.

<sup>11)</sup> AAlb 1, S. III f. Sufflay, Pester Lloyd 60 (1913), 13. April S. 4 und Süd-slavische Revue 2 (Zagreb 1913), 455f.

<sup>12)</sup> AAlb 1, n<sup>o</sup> 563.

dem Flusse Mat und den akrokeraunischen Bergen zwar an erster Stelle, aber noch mit den anderen vollkommen adäquat. Daß aber von den Fremden gerade die Arber zum namengebenden Stamm auserkoren wurden, ist bei der unmittelbaren Lage derselben an der Hauptverkehrsader, am Ausgangspunkt der Via Egnatia nur natürlich. Außer diesem absoluten Vorteil jedoch hatten die Arber den anderen gleichsprachigen Stämmen gegenüber noch den relativen Vorteil der ethnisch genommen äußerst geschützten, zentralen Position. Und während die peripherischen Stämme durch die Romanisierung, Slavisierung, durch das expansive Vordringen aufgerieben, zersplittert, umgesetzt, umgetauft wurden, blieben die zentral-lagernden Arber konstant kompakt und dehnten sich erst seit der Wende des 13. Jahrhunderts nur allmählich in die durch den Abzug der südlichen Stämme nach Thessalien und Epirus entstandenen Lücken, wo sich auch ihr Name unmittelbar (Arber, Arberni) erhielt. Dieser doppelte Prozeß erzeugte, daß die Albanesen selbst, auch die in Griechenland und Unteritalien, den Namen kennen und faktisch Arber, Arbëreš, Arbënor den Albanesen überhaupt, Arberi, -ija gegisch Arbëni, -nija Albanien überhaupt, speziell aber die einstigen Sitze des Stammes Arber um Durazzo und Valona<sup>13)</sup> bedeutet. Sonst waren und sind noch heute die Namen einzelner Stämme und Geschlechter weit vorherrschend.

Für die echtere Bezeichnung der eigenen Nationalität im Munde des Albanesen selbst gilt heute der Name Škipetar für Albanese, gegisch Škipëni, -nija, toskisch Škipëri, -rija für Albanien, Škip für albanische Sprache. Dies ist aber eine verhältnismäßig junge Benennung, nicht bekannt den im 14. und 15. Jahrhundert ausgewanderten Albanesen in Griechenland und Italien. Ihre erste Spur ist uns in einem Drivastiner Familiennamen (Schapuder, Scapudar, Schepudar, Schapudar) aus der Wende des 14. Jahrhunderts erhalten<sup>14)</sup>, wo sie fast gleichzeitig und gewiß vollkommen analog auftaucht, wie die albanische Bezeichnung für den Hochländer, mašsur (Malizori) und der Spitzname mirëdit (Miridit) als Familienname (1416) in den Dörfern um Skodra<sup>15)</sup>. Darum ist die Erklärung G. Meyers, wonach Škipetar eigentlich «der (die Sprache)

<sup>13)</sup> Hahn, Alb. Studien 1, 230. Kretschmer a. a. O. 262. Meyer, Et. Wb. 14.

<sup>14)</sup> Jireček, Romanen 1, 43. Dazu noch 1442 Nicolaus Scaputaro (bei Ljubić, Listine 9, 152 fälschlich Staputaro).

<sup>15)</sup> Im Kataster von Skutari (1416) werden im Dorfe Grisa unter dem Berge Marinay erwähnt Petro Malizori, Todor Malizori (Ljubić, Starine 14, 39), im Dorfe Mensabardi Jon Mirdit, Petro Mirdit (ebd. 46). Näheres über den Namen Mirdit («guten Tag») im zweiten Abschnitt dieses Kapitels.

Verstehende» ist<sup>16)</sup>, aus dem Verbum *ḥkipoń*, einem Lehnwort aus dem Lateinischen (*excipere*), trotz der neuesten Ausführungen Treimers<sup>17)</sup> um so plausibler, als der Name zuerst auf einem von Albanesen, Serben und Rumänen heiß umstrittenen Gebiete auftaucht.

Im Mittelalter gar nicht belegt ist der Name der Südalbanier (Tosk, best. Tosku) und der am nördlichen Ufer der unteren Wouša gelegenen Landschaft Toskəri, geg. Toskəni. Ob der Name uralt, indem er mit dem italischen *Tuscus*, *Tuscia* (*Toscana*) zusammenhängt<sup>18)</sup>, oder vielleicht eine Deminutivbildung des in Nordalbanien schon früh (1335) belegten Stammnamens *Tuz*<sup>19)</sup> ist, kann ich nicht entscheiden. Sicher aber ist es, daß er seinem Ursprung nach grundverschieden ist von der heute zum Unterschiede der beiden albanesischen Dialekte gebrauchten Benennung *gegs*, *gega*, *gegu*, *gegəri*, womit in toskischer Mundart Nordalbanien und seine Bewohner bezeichnet werden. Dies ist nämlich ein ziemlich alter<sup>20)</sup> Spitzname, den sich der Nordalbanese selbst nie, wohl aber in der Form *gogs*, *goga* den Wlachen (Zinzaren) beilegt, und der zu einer weitverbreiteten, lautnachahmenden Wortsippe gehört mit der Grundbedeutung «schnattern»<sup>21)</sup>.

Die albanesische Sprache, deren erste Erwähnung (*lingua albanesca*) im Jahre 1285 außerhalb des albanischen Gebietes in Ragusa geschieht<sup>22)</sup>, deren erste lexikalische Proben Ritter Arnold von Harff aus Köln auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem (1496) aufzeichnete<sup>23)</sup>, ist ein durchaus selbständiges indoeuropäisches Idiom, welches man aber infolge seines geringen Bekanntheits und seiner starken Mischung mit Fremdem lange Zeit nicht als solches erkannt hat. Die Stellung des Albanesischen im Kreise der verwandten

<sup>16)</sup> Essays und Studien 1, 52; Etymologisches Wörterbuch 411. Vgl. Hahn, Alb. Studien 1, 229.

<sup>17)</sup> Der albanesische Nationalname, Indogerm. Forschungen 35 (1915), 135ff., wo er *ḥkip* aus *ḥ-kipi*, *sm-kupo* = Volk ableitet.

<sup>18)</sup> Hahn a. a. O. 1, 232.

<sup>19)</sup> AAlb 1, 798. Vgl. die «villa Tusani» 1416 an der Bojana (Ljubić, Starine 14, 51).

<sup>20)</sup> In einer Beschreibung Albaniens aus dem J. 1570 (Ljubić, Starine 12, 169) kommt ein *Giuro Gegovich commandante in Mahine, che confine con Budua e Pastrovichi* vor.

<sup>21)</sup> Meyer, Et. Wörterbuch 126.

<sup>22)</sup> Jireček, Romanen 1, 43; Bartoli 1, 193; AAlb 1, 528.

<sup>23)</sup> Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Köln durch Italien, Syrien, Ägypten etc. (1496—1499) herausg. von Dr. E. von Groote (Köln 1860) S. 65. Der betreffende Passus neu abgedruckt bei Hopf, Chroniques gréco-romanes (Berlin 1873) 340; Meyer, Alb. Studien 2 (Sitzb. Wien. Akad. 107, 1884) 260; Bartoli, Das Dalmatinische (Schriften der Balkankommission 4, Wien 1906) 1, 212.

Sprachen hat uns Gustav Meyer gelehrt<sup>24)</sup>. Will man das Albanische an eine andere Sprachgruppe näher anlehnen, so könnte es höchstens die baltisch-slavische sein. In der Vertretung von o durch a geht es mit den nord-indoeuropäischen Sprachen, Slavisch-Litauisch und Germanisch, zusammen, eine Übereinstimmung, die kaum zufällig ist und sehr entschieden für nördliche Herkunft des Albanesischen spricht<sup>25)</sup>. Eine große Anzahl von Kulturwörtern ist einerseits den Albanesen mit den übrigen indogermanischen Stämmen gemeinsam, andererseits hat die Erforschung des albanesischen Wortschatzes für manche Wörter, welche bislang in einer der verwandten Sprachen vereinzelt dastanden, weiteren etymologischen Anhalt gewährt<sup>26)</sup>. Aber auf einem ausgesprochenen Grenzgebiet lebend, war diese Sprache verschiedenartigen sukzessiven und anhaltenden Einwirkungen ausgesetzt; sie hat nicht nur viele alte Kulturwörter<sup>27)</sup> verloren, sondern ist sozusagen eine Mischsprache geworden.

Von dem tiefsteingreifenden Einflusse auf das Uralbanische war die römische Ordnung der Dinge in Illyricum, die gerade auf dem Boden der ältesten Illyris, des heutigen Albaniens, ihren Anfang nahm. Vom 3. Jahrhundert vor Christi bis in das 5. Jahrhundert nach Christi, als noch immer in diesen Gebieten das Latein als Amtssprache galt, der starken Assimilierungskraft der römischen Sprache ausgesetzt, war das Albanische fast auf dem Punkte, eine romanische Sprache zu werden. Die Entlehnungen aus dem Lateinischen sind ungeheuer zahlreich. Die christliche Terminologie nicht eingerechnet, erstrecken sich dieselben nicht nur auf die vermutlich erst durch die Römer eingetragenen Kulturbegriffe, sondern auch auf Tiernamen, Metalle, Eßwaren, Kleiderstücke, Gegenstände des täglichen Gebrauches, Körperteile, auf Begriffe, die sich auf das Wohnen und geordnete öffentliche Verhältnisse beziehen. Der lateinische Einfluß untergrub aber auch das einheimische Gebäude der Flexion; in der Konjugation finden wir rein lateinische Zeitformen und Modusformen, in der Deklination wird die Mehrheit auch nach lateinischer Weise bezeichnet<sup>28)</sup>. Die heutige albanische Sprache ist in

<sup>24)</sup> Bezenbergers Beiträge 7 (1883) 185ff. Albanische Studien 3 (Stzb. Wien. Ak. 132) 5ff.

<sup>25)</sup> Meyer, Essays 1, 58; Kretschmer, Einleitung 261.

<sup>26)</sup> Kretschmer a. a. O. 101 Nr. 3, 232.

<sup>27)</sup> Für ‚Salz‘ (alb. kripe, krüpe, Et. Wb. 206) haben die Albanesen wie die Li-tauer das alte Wort verloren.

<sup>28)</sup> Meyer, Essays 1, 62f.; Der Einfluss des Lat. auf die alb. Formlehre, Miscellanea Caix-Canello (Firenze 1886), 101ff. Albanesische Etymologien, Bezenb. Beiträge 14 (1889) 51f. Die lat. Elemente im Albanesischen, Gröbers Grundriß der rom. Philologie<sup>1</sup> 1 (1888) 804, neu bearbeitet von Meyer-Lübke, Grundriß<sup>2</sup> 1 (1906), 1038—1057.

dieser Beziehung ein wahres Fossil der unvollendeten Romanisierung, welches für die Deszendenzlehre der zwei romanischen Idiome der Balkanhalbinsel von großer Wichtigkeit sein muß. Dabei ist nicht zu vergessen, daß auch diese Sprache im Laufe der Zeit manches Stück seines lateinischen Inventars verlor, wie dies z. B. vielleicht das Wort «offa» (eine Art Mehlspeise) bezeugt, das noch 1416 bei Skodra im offenen Lande als Familien- oder besser als Spitzname erhalten war <sup>29)</sup>, seitdem aber auch hier wie schon ursprünglich den romanischen Sprachen abhanden gekommen ist <sup>30)</sup>. Später im Mittelalter war das Albanesische noch einem zweifachen romanischen Einfluß ausgesetzt. Es war dies einerseits das Altdalmatinische <sup>31)</sup>, welches von der Insel Vegla entlang der dalmatinischen Küste bis in die romanischen Städte Nordalbaniens (Antivari, Skodra, Suacium, Drivastum, Sarda) gesprochen, im 14. und 15. Jahrhundert aber im Süden schon im Sterben lag und gewiß einst seine südlichsten Ausläufer in Dyrrhachion, einer bilingualen Großstadt von lateinischem Typus mit direktem altdalmatinischem Einschlag <sup>32)</sup>, und wahrscheinlich auch in Kroja besaß, andererseits war es das Italienische und besonders das Venezianische <sup>33)</sup>, welches durch Handelsbeziehungen und natürlich auch durch politische Suprematie nicht nur in die Städte, sondern auch ins offene Land <sup>34)</sup> sich den Eingang verschaffte.

Die Goten, deren Herrschaft über ein Jahrhundert (bis 535) in

<sup>29)</sup> ‚Sergi Offa‘ im Dorfe Sacholi bei Skodra (Ljubić, Starine 14, 43). Zu bemerken ist aber, daß dieser Mann auch leicht ein Rumäne sein könnte. In dieser Hinsicht ist ein gleichartiger Spitzname als Personennamen in diesem Dorfe: ‚Fratta Martin‘ sehr bemerkenswert. Derselbe würde, falls er sich auf einen Albanesen bezieht, von dem einstigen Bestehen des balkanoromanischen Gebrauches der Anrede ‚Frate‘ (vgl. Bartoli 1, 308) bei den Albanesen ein Zeugnis ablegen. Wichtig ist auch der Familienname ‚Maiora‘ (Ljubić l. c. 35) im Dorfe Grovemira (vgl. Bartoli 1, 283f.).

<sup>30)</sup> Vgl. Uhlenbeck, Zeitschrift für romanische Phil. 27 (1903) 627 und Schuchardt ebd. 28 (1904) 100.

<sup>31)</sup> Jireček, Romanen 1, 50. Bartoli, Das Dalmatinische 1, 265 und 271. Meyer-Lübke, Mitteilungen des rumänischen Institutes Wien 1 (1914) 31. Jokl, Indogerm. Forschungen 36 (1915) 124.

<sup>32)</sup> Nach dem Niederbruch der dalmatinischen Städte (Salona, Epidaurum) durch Avaren und Slaven (nach 609) flohen viele Flüchtlinge aus Dalmatien nach Dyrrhachion (Constantin Porphy. De adm. imp. cap. 32 vgl. Hahn a. a. O. 1, 333 N. 72). Vgl. AAlb 1, 235 (1256), Jireček, Romanen 1, 14.

<sup>33)</sup> Helbig, Die italienischen Elemente im Albanischen, Jahresberichte des Institutes für rumänische Sprache, Leipzig 10 (1909) 1–137.

<sup>34)</sup> Im Jahre 1392 residierte in der Burg Kroja als Schwiegersohn Karl Thopias der venezianische Patrizier Marco Barbarigo, ein «rebellis» seiner Heimatgemeinde. Über den frühen Handelsverkehr der Venezianer im alb. Binnenlande s. AAlb 1, 593 (1309).

diesen Gebieten andauerte, deren Reste in Dalmatien und besonders auf den Inseln sich vielleicht in das 11. Jahrhundert erhielten und auch zweifelloso Spuren in dem Vegliotischen hinterließen<sup>35)</sup>, drückten ähnlich wie die vorübergehenden Invasionen der Normannen nicht das leiseste Merkmal der albanischen Sprache auf. Dagegen ist, wie auch natürlich, in der Sprache der Albanesen ein starker slavischer Einfluß nicht zu verkennen.

Gleich einem doppelten, ungeheuren Gletscher gleitet, vom 5. Jahrhundert angefangen, die Masse der Slaven im Norden über das einstige Moränengebiet des Prokletije-Gebirges, über Skodra durch das ebene Nordalbanien bis in die Landschaft Viljropolje («Feenfeld»), Vilipolle, Uilipoia der lateinischen Urkunden, heute Velipoj) bei Medua, wie das Gebiet des antiken Hafens Nymphaeum (mittelalterlich Medua, S. Giovanni di Medua, heute Šingin) slavisch umgetauft wurde, im Süden aber über Belgrad (Berat), Cernik (Scampa), Glavnica bis in die Küstenlandschaft Slanica (Soli) zwischen Dievali (Semeni) und Vojuša<sup>36)</sup> dem Meere zu. An dem Kern Albaniens brach sich der Gletscher; er umging denselben. Lange verblieb im Norden, in der Zeta und Dioklien das albanische Element unter der slavischen (serbischen) ethnischen und politischen Kruste. Amalgamisierungsprozesse der beiden Elemente finden hier, wie wir unten sehen werden, noch in unseren Tagen statt. Im Süden dagegen schmolz der weniger genährte (bulgaroslavische) Gletscher infolge der albanischen Expansion schon im 12. Jahrhundert vollkommen, und nur erratische Blöcke slavischer Ortsnamen bezeichnen den Weg, den er einst hier genommen. Außerdem erlitt auch der Kern eine vorübergehende bulgarische (Wende des 10. Jahrhunderts) und eine andauernde serbische (14. Jahrhundert) politische Überflutung. Dementsprechend finden sich die zahlreichsten slavischen Lehnwörter, darunter nicht wenige Verba (die Flexion ist unberührt geblieben) in den Mundarten von Nordalbanien. Fast alle haben serbische Lautformen; nur unter den ältesten Entlehnungen (vor dem 14. Jahrhundert), — die besonders daran erkenntlich sind, daß sie allen albanischen Mundarten, auch den in Griechenland und Italien gesprochenen, gemeinsam sind, — finden sich etliche aus dem Bulgarischen<sup>37)</sup>.

<sup>35)</sup> Bartoli a. a. O. 1, 239, dazu besonders Lamanskij, *Izvēstija russkago jazyka* 6 (1901,) 320 ff. vgl. ebd. 8 (1903,) 391 ff.

<sup>36)</sup> «in contrata que dicitur Slaniça» (1297) *AAlb.* 1, 528. Vgl. Patsch, Sandžak Berat (*Schriften der Balkankommission* 5) 25; Ippen bei Patsch, *Zur Kunde der Balkanhalbinsel* 5 (1907), 48.

<sup>37)</sup> Miklosich, *Albanische Forschungen I—III* (von 1870—71); Makušev, *O Slavjanach*

Zuletzt und bis in die jüngste Zeit andauernd, wirkte das Türkische. Dieses wurde gleich nach der Okkupation eine Art Herrensprache<sup>38)</sup>. Die eigentlichen Wellenzentra dieser Sprache bildeten aber außer den türkischen Garnisonen der Städte besonders die zu militärischen Zwecken planmäßig angelegten türkischen Siedelungen, deren Reste noch heute auch zwischen Slaven und Griechen in der Regel bei den Resten einer solchen Burg anzutreffen sind, welche im Zeitalter der osmanischen Eroberung einen strategischen Wert hatte<sup>39)</sup>. Solche Siedelungen waren besonders im Norden Albaniens dicht angelegt, wo sich die türkische Herrschaft wie ein Keil zwischen die unbotmäßigen Mirditen und die fast unabhängigen Stämme der südöstlichen Crna gora (Montenegro) und der albanischen Alpen einzwängte<sup>40)</sup>. Die meisten türkischen Lehnwörter findet man in der Tat in den gegischen Mundarten, und hier wieder vornehmlich in dem Stadtdialekt von Skodra, dem einstigen Sitz des Sandžakpaschas<sup>41)</sup>. Als ein apperzeptives Moment für das Türkische ist vielleicht auch die von Byzantinern ebenfalls zu militärischen Zwecken eingeführte Kolonisation der Türken hervorzuheben, die zum Beispiel schon im 11. Jahrhundert im westlichen Rhodopegebirge ansässig waren<sup>42)</sup> und im 13. Jahrhundert (1281) auch als anjouninische Söldlinge in Valona erwähnt werden<sup>43)</sup>. Jedenfalls ist die

v. Albaniji, Varšavskija univers. izveštija 1871 n° 3, 121 f. und Istoričes. razyskanija ebd. 1871 n° 5 f. (auch separat) S. 152 ff. Meyer, Essays 1, 65 f.

<sup>38)</sup> Der alb. Name eines Tauchvogels (nicht Kranich): karabužak ist ein türkisch. Lehnwort (Et. Wb. 177). Dasselbe wurde von türkischen Herren verbreitet, die den Fischfang am See von Skutari betrieben: 1614 «uccelli smerghi detti vulgarmente in turco carabulach» (Ljubić, Starine 12, 176).

<sup>39)</sup> Vgl. Jireček, Byzantinische Zeitschrift 13 (1904) 200 f.

<sup>40)</sup> Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Belege im noch nicht erschienenen Bd. II der AAlb) wird im Gebiete Antibaris ein Ort Turçini („Turçin“ slav. Türke) erwähnt (1619 „Turçinnic“ Starine 20, 66). Wahrscheinlich zur Zeit, als Skodra vorübergehend (1393—95) in den Händen des Türkenkapitäns Šahin („der Falke“) sich befand, entstand die «villa Iturchi» (1416 Starine 14, 39), früher gewiß ein verödeter Dorfplatz unter einem anderen, unbekanntem Namen. Im Jahre 1610 liest man von den Bewohnern des Dorfes Sfazzi bei den Ruinen der mittelalterlichen Bischofsstadt Svač (Suacium): gl'abitanti non parlano altra lingua che l'Albanese e la turca (Starine 20, 73 f.).

<sup>41)</sup> Miklosich, Die türkischen Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen I—II (Wien 1884—1890).

<sup>42)</sup> Anna Comm. IV S. 109 Jireček, Cesty po Bulher. 286 f. Vielleicht wird eine zukünftige sprachliche Untersuchung den Nachweis liefern können, daß das heutige isolierte, ein äußerst reines Türkisch sprechende Dorf Kodžadžik bei den Ruinen der vielgenannten albanischen Burg Svetigrad (Hahn, Reise durch die Gebiete Drin-Wardar 97 f.) zwischen Ochrid und Dibra, einer solchen, also schon sehr frühen türkischen Kolonie gehört.

<sup>43)</sup> AAlb 1, 452 und 463.

Heranziehung dieser Tatsache geeigneter, das Erscheinen türkischer Entlehnungen in den Mundarten der zwischen 1450—1490 nach Italien ausgewanderten Albanesen zu erklären, als die einfache Konstatierung, das Albanesische sei gegenüber der damals noch so kurzen Einwirkung des Türkischen wenig widerstandsfähig gewesen<sup>44</sup>).

Hätten wir keine historischen Nachrichten wie diejenige des Ptolemaios über den Stamm der Ἀλβανῶν, so würden die Spuren der lateinischen sprachlichen Einwirkung genügen, die Sitze der Albanesen zur Zeit der römischen Okkupation knapp an die adriatische Küste zu verlegen. Von besonderer Wichtigkeit in dieser Beziehung ist die Erhaltung des k als palatalen Verschlußlautes im Albanesischen wie auch im Altdalmatinischen und im Dialekt des zentralen Sardiens, zugleich ein Archaismus, welcher, dem Rumänischen fremd, nur durch den zeitlich beträchtlichen Unterschied zwischen der älteren römischen Kolonisation in Illyricum und der jüngeren im Donaugebiete zu erklären ist. Altgriechischer Einfluß der griechischen Ansiedlungen (Apollonia, Epidamnos, Lissos), welcher eventuell noch tiefer in die Vergangenheit hineinleuchten könnte, fehlt zwar, aber diese negative Tatsache steht einerseits für die ganze adriatische Ostküste fest<sup>45</sup>), trotzdem andererseits starke griechische Wellenzentra sogar in Doklea und Skodra noch in der vorgerückten römischen Zeit historisch zu konstatieren sind<sup>46</sup>). Altgriechische Spuren im Albanischen sind eben früh verwischt und, falls noch vorhanden, durch mittelgriechische<sup>47</sup>), gaeco-romanische<sup>48</sup>) und neugriechische Einwirkungen nivelliert worden, welche letztere in Südalbanien durch das Zusammenwohnen mit dem griechischen Elemente und natürlich unter den Albanesen des Königreiches Griechenland äußerst stark waren<sup>49</sup>) und sind. Berücksichtigt man außer dem erwähnten lateinischen Archaismus noch den Umstand, daß im 13. Jahrhundert um Ragusa und Kattaro eine kompakte Masse, an

<sup>44</sup>) Meyer, Essays 1, 67.

<sup>45</sup>) Bartoli, Das Dalmatinische 1, 233 f.

<sup>46</sup>) Ippen bei Patsch, Zur Kunde 5 (1907) 16; Patsch, Jahreshfte archaeol. Gesell. 11 (1908) Beiblatt 103.

<sup>47</sup>) Alb. špele und špile ‚Höhle‘ (Meyer, Et. Wb. 391; Bartoli a. a. O. 1, 234).

<sup>48</sup>) Kļisüre ‚Engpaß‘, seit dem 14. Jahrhundert auch als Ortsname belegt (AAlb 1, 723 N. 3; Bartoli 1, 234 f.). Vgl. die Form Clissania (1318, AAlb 1, 648), aus \*Kļisün für Kļisüre? (analog dem Suffix — er für -en, Meyer, Alb. Studien 1, 55). Die Literatur über die lat. Lehnwörter im Neugr. bei Bartoli 1, 299 N. 2. Vgl. Jensen, Gröbers Grundriß<sup>2</sup> 1, 526.

<sup>49</sup>) Alb. (in den Mundarten Italiens) γορε ‚Stadt‘ aus gr. χωρα. Im Jahre 1426 wird in dem Sprengel des Bischofs von Arbanum «villa que vocatur Menachar» erwähnt (Jireček, Romanen 1, 52; AAlb. 1, 653 N. 1), wo -char gewiss dem griech. χωρα, χωριον entspricht.

der Nordspitze des Sees von Skutari und um denselben im Mittelalter starke Siedelungen von Albanesen anzutreffen sind<sup>50</sup>), daß ferner der Süden und Osten von Montenegro auch von altem albanischem Einschlag durchtränkt und die Siedelungen von albanischen, schon im Mittelalter belegten Ortsnamen (Goljemade 1441, Beri 1444) und sehr vielen Flurnamen durchspinnen sind, die heute in dem slavischen Elemente wie erratische Blöcke (Šingon, Šekulare) dastehen, bzw. durch slavische Volksetymologie schon mundgerecht gemacht wurden<sup>51</sup>), endlich daß außer manchen heutigen geographischen Namen, die aus dem Albanischen erklärlich<sup>52</sup>), scharfe mittelalterliche Spuren einzelner albanesischer Gruppen in der Herzegovina (Gemeinde Burmazi bei Stolac seit 1300, alb. buri mad, «großer Mann»), ja selbst im nördlichen Bosnien (Tuklek<sup>53</sup>) nördlich von Ključ im Sanagebiete, heute Tukovi, urkundlich belegt 1351) aufzufinden sind, — so ist der Schluß gewiß berechtigt, daß die slavische Einwanderung einerseits wie ein Axthieb wirkte, der im Norden und wahrscheinlich auch im Süden gewisse unelastische Äste des albanischen Volksstammes abtrennte und sie später zum Absterben brachte, andererseits aber den elastischen albanischen Kern durch vollkommene Umklammerung bis zu seiner Expansionsperiode (im 13.—14. Jahrhundert) auf ein kleineres Gebiet komprimierte<sup>54</sup>).

Ein so weitverbreitetes Volk, dessen Berührungen mit den ersten römischen Kolonisten untrügliche Spuren in der Sprache hinterließen, konnte von den beiden klassischen Nationen des Altertums unmöglich unerwähnt bleiben. Wie hieß aber im Altertum dieses Volk, dessen einzelne Stämme unter dem albanischen Gesamtnamen die Stürme des Mittelalters und der Türkenzeit überdauerten?

Die Vermutung, daß das Albanesische ein illyrisches Idiom sei und die jüngste Phase einer der alten illyrischen Mundarten dar-

<sup>50</sup>) AAlb. 1, 527; Jireček, Romanen 1, 41; Geschichte der Serben 1, 153, Staat 1, 24; Österr. Monatsschrift für den Orient 1914, 3 und bei Thallóczy, Illyrisch-albanische Forschungen 1, 69.

<sup>51</sup>) So wird der Dorfname Tuzi von den Vasojevići als „tuga“ (Trauer) gedeutet, der Bach Dakiša (verdorben aus Derkiša „unter der Kirche“) als „da je kiše“ (o wäre Regen!). Didijer bei Cvijić, Naselja 2, 537 u. 580, vgl. Mirković ebd. 1, 342 und Tomić ebd. 1, 397; Erdeljanović ebd. 6 (1909) 89.

<sup>52</sup>) Truhelka, Wiss. Mitteil. aus Bosnien 1 (1893) 110 und Nada 2 (Serajevo 1896) 226: Maltoket, Otomal. Didijer bei Cvijić Naselja 6, 102: Škembetina (bei Maglić) aus škemp „Felsen“ (Glas srp. akademije 69, 185).

<sup>53</sup>) „Lekas Feld“ (?), Thallóczy, Tanulmányok a bosnyák bánság kezdetéről, Tört. Értekezések 20 (1908) 32f. = (kroatisch) Bos. Glasnik 20 (1908) 429 = (deutsch) Studien zur Geschichte Bosniens und Serbiens im Mittelalter 54.

<sup>54</sup>) Vgl. Jireček, Romanen 1, 34.

stellte, lag an der Hand; denn die Albanesen sitzen dort, wo im Altertum illyrische Völker gesessen und hatten diese Sitze zweifellos schon lange vor der slavischen Einwanderung inne. Die Theorie des illyrischen Ursprungs der Albanesen erfreute sich seit Thunmann (1774) auch lange der unbestrittenen Herrschaft sowohl bei den Indogermanisten (G. Meyer, Kretschmer) als bei den Historikern (Hahn, Truhelka, Makušev, Jireček, Ippen) um so mehr, als ein direkter Gegenbeweis einerseits infolge des fast vollständigen Mangels sprachlicher illyrischer Denkmäler auf dem Balkangebiete fehlt, andererseits aber manche antiken illyrischen Orts- und Stammnamen (Skodra, Scampa, Delmates, Mecomani) aus dem Albanischen tatsächlich leicht erklärbar sind<sup>55</sup>).

Seitdem sich aber die Sprachwissenschaft über das ganze Milieu der albanischen Sprache ausbreitete und einerseits das Urvenetische in Oberitalien, andererseits das Rumänische und auch das Bulgarische ins Treffen führte, geriet die obige Theorie ins Wanken. Das Urvenetische, wovon wir eine beträchtliche Anzahl von Inschriften besitzen und welches, falls das Zeugnis Herodots zutrifft, neben dem Messapischen der bestbekannte illyrische Dialekt wäre, gehört zweifellos zu den centum-Sprachen, während das Albanische wieder zweifellos zu der großen Gruppe der satem- oder ostindoeuropäischen Sprachen zu rechnen ist, ein Umstand, der Kretschmer zur Annahme zweier scharf unterschiedener illyrischer Dialekte, eines nördlichen und eines südlichen, nötigte<sup>56</sup>). Die unumstößlich erwiesenen tiefgehenden Beziehungen zwischen der albanischen und rumänischen Sprache, die trotz der ganz verschiedenen Schicksale beider Völker in späterer Zeit nicht verwischt wurden und sich in gleichen syntaktischen Verhältnissen, gleicher bedeutendlicher Entwicklung, großem, gemeinsamem Wortschatz offenbaren<sup>57</sup>) und

<sup>55</sup>) Scodra: ex monte Scordo (Livius 44, 31), alb. kodra, ‚Berg‘ (Meyer, Et. Wb. 193, Essays 1, 61). Scampa zu škamp geg. škam ‚Felsen‘ (Hahn, alb. Studien 1, 135 N. 65 und 237; vgl. aber Meyer, Et. Wörterbuch 408), davon der Flußname Škumbi (mittelalterlich Scampinus). Delmates, Dalmatae zu deļmā ‚Schaf‘ (über die Doppelform dieses Stammnamens Neumann, Programm des Staatsgymn. in Pola (Triest 1897) 7, vgl. Bartoli 1, 263 N. 1). Mecomani, Μελομομένοι zum Particip meļkumene ‚ausgebreitet, zahlreich‘ (Tomaschek, Mitteil. geogr. Gesell. Wien 23 [1880] 566). Vgl. ferner Truhelka, Wiss. Mitt. aus Bosnien 1 (1893) 110 und Les restes illyriens en Bosnie (Paris 1901) 15; Kretschmer a. a. O. 251 N. 1.

<sup>56</sup>) Kretschmer a. a. O. 266 ff. Vgl. Hirt, Die sprachliche Stellung des Illyrischen, Festschrift für H. Kiepert (Berlin 1898) 181 ff.; Indogermanen 1, 140 und 151. Pedersen, Kuhns Zeitschrift 36 (1900) 299. Bartoli 1, 175 f.

<sup>57</sup>) Haşdeu, Arch. Glottologico ital. 1879, 420 f. und Kuventen den bätträne 2 (1880) 613; Jensen, Rumaensk og Albanesisk, Nord. Tidsschr. Filolog. 3. Reihe 3, 165 ff. Treimer, Zeitschr. rom. Philol. 38 (1914) 385 ff.

auch, wie es scheint, reflexive Erscheinungen im Bulgarischen (Nachstellung des Artikels, Verlust der Deklination) und Neugriechischen (die bis zum völligen Untergang führende Verdrängung des Infinitivs) hervorriefen, weisen auf eine Identität des albanischen und rumänischen ethnischen Substates hin. Da aber nach der Theorie der Widersacher Rumänisch zweifellos ein Romanisch auf thrakischer Grundlage ist, so wird dadurch der illyrische Ursprung der Albanesen einfach negiert, und doch lassen sich besondere Übereinstimmungen zwischen Thrakisch, welches auch eine satem-Sprache ist<sup>58)</sup>, und Albanisch nicht nur nicht nachweisen, es zeigen sich vielmehr bemerkenswerte Verschiedenheiten<sup>59)</sup>. Die schwierige Rumänenfrage und die, wie ich sie nennen möchte, isochromatischen Polarisationserscheinungen der Balkansprachen<sup>60)</sup> komplizieren also tatsächlich die einfache illyrische Theorie des albanesischen Ursprungs zu einem interessanten Rätsel, dessen Lösung aber weder als ein Appendix zur Lösung der Rumänenfrage, noch allein auf Grund des Studiums der heutigen Balkansprachen erfolgreich angestrebt werden kann<sup>61)</sup>, wenn ihr auch die Anthropologie, wonach die modernen albanischen Schädel brachycephal und mit einem erheblichen Teil der in den Tumuli bei Glasinac gefundenen Schädel übereinstimmen<sup>62)</sup>, oder die Archaeologie, welche die auf der Balkanhalbinsel vorkommenden Tumuli ursprünglich ganz für die thrakische Nation in Anspruch nahm<sup>63)</sup>, wirklich kaum von besonderem Behelf sein können.

Für die große Gruppe der Stämme längs der adriatischen Küste wurde schon frühzeitig, spätestens zur Zeit Herodots, der Sammelname Illyrier, Hillyrier (*Ἰλλυριοίς*, Illyrii, Hillyrici, Hiluricum) gebräuchlich, ursprünglich wahrscheinlich nur der Name der nächsten griechischen Nachbarn im Norden. Von diesem Volksstamme, der den Italitern den Namen Graeci für Hellenen vermittelte<sup>64)</sup>, wurde um das Jahr 900 vor Christi der Südosten Italiens (das heutige Apulien und Kalabrien) bevölkert, denn die illyrische Abstammung der antiken Messapier und Japyger, die uns von Festus direkt bezeugt wird, ist auf Grund zahlreicher Inschriften dieses Volkes durch Ver-

<sup>58)</sup> Solmsen, Kuhns Zeitschr. 34 (1898), 36ff. Hirt, Indogermanen 1, 142 und 2, 591.

<sup>59)</sup> Meyer, Bezenb. Beiträge 20, 124. Kretschmer 228.

<sup>60)</sup> Papahagi, Parallele Ausdrücke und Redensarten im Rumänischen, Albanesischen, Neugriechischen und Bulgarischen, Jahresberichte des Instituts für rum. Sprache 14 (1906) 113—170.

<sup>61)</sup> Vgl. Weigand, Zeitschr. rom. Phil. 29 (1905) 378.

<sup>62)</sup> Virchow, Zeitschr. für Ethnologie 27 (1895) 86. Kretschmer 250f.

<sup>63)</sup> Fligier, Mitt. der Wiener Anthrop. Gesellschaft 6, 224. Vgl. Kretschmer 179.

<sup>64)</sup> Willamovitz, Hermes 26, 114; Hirt, Indogermanen 1, 153.

gleich der Namen im Allgemeinen, der Namen auf -entum, -ontum, -untum, -etum, der Personennamen und besonders der Städtenamen auf -ste, -este wissenschaftlich erhärtet worden<sup>65</sup>). Wie ihre östlichen Nachbarn, die Thraker, waren die Illyrier der Balkanhalbinsel in unzählige kleinere und größere Völkerschaften gespalten. Zur Zeit der römischen Okkupation umfaßten die Wohnsitze der Dokleaten den größten Teil von Montenegro. Ihre Nachbarn waren die Labeaten am See von Skutari und um Kattaro die des Bergbaues kundigen Pirusten. Die Gegend um das Massiv des Bastrik und die spätere ganze Landschaft Polati hatten die Siculotae (*Σικουλωται*) inne. Eine Abteilung der weit nördlicheren Sardeaten (*Σαρδιῶται*) scheint sich von alters her an der Krümmung des Drin östlich von Skodra angesiedelt zu haben; hier werden im Mittelalter die Stadt Sarda (*Σάρδος*, Sardoniki), um 1416 ein Dorf Sardani bei Skodra erwähnt<sup>66</sup>). Südlich davon zwischen Lissus und Dyrrhachium saßen die Bathiatae, im Norden von Genussos (Škumbi) die Parthini, im Bergland bis zum See von Ochrid die Dassaretier, an der oberen Vojuša die Atintanes, Amantes, Bullini, und schon nahe der Grenze Makedoniens die Lynkestes und Orestes<sup>67</sup>).

Die Gesamtausdehnung des eigentlichen Illyrisch ist schwer zu bestimmen. Die Grenzen waren nach allen Seiten hin fließend; aber auch der Kern war in fortwährendem Wechsel durch Verschiebungen der Wohnsitze der Berghirten und innere Fehden. An den Peripherien des Kernes sind schon früh starke Mischungen mit Nachbarvölkern zu konstatieren. Die Japuder, welche im heutigen Kroatien saßen, werden von Strabon (7, 313) als «ein zugleich keltisches und illyrisches Volk» bezeichnet. In Epirus, Akarnanien, Aitolien entsteht infolge der Expansion illyrischer Stämme ein illyrisch-griechisches Mischvolk, die *μυσοβάρβαροι* des Euripides, deren Sprache von Thukydides als völlig unverständlich bezeichnet wird, die aber doch nicht zu den eigentlichen Illyriern gerechnet zu werden pflegen<sup>68</sup>). Hätten wir auch keine direkten Belege, so könnten wir schon aus obigen Tatsachen auf eine analoge Amalgamisierung des illyrischen Elementes mit dem thrakischen im Osten schließen. Die Strömung des thrakischen Elementes nach Westen ist aber bis in die nachchristliche Zeit bemerkbar<sup>69</sup>) und mußte auf dem Gebiete des ur-

<sup>65</sup>) Helbig, *Hermes* 11, 257; Kretschmer 244; Hirt 2, 607; zuletzt Gelzer, *Zeitschrift rom. Phil.* 37 (1913) 274.

<sup>66</sup>) Tomaschek, *Mitt. geogr. Gesell. Wien* 23 (1880) 552f. *AAlb.* 1, 42. Ljubić, *Starine* 14, 36.

<sup>67</sup>) Vulić, *Glas srp. akademije* 72 (1906) 15ff. Jireček, *G. der Serben* 1, 18.

<sup>68</sup>) Kretschmer, *Einleitung* 252ff.

<sup>69</sup>) Tomaschek, *Thraker* 1, 76. *Patsch, Jahresb. arch. Gesell.* 10 (1907) 169f.

sprünglichen Illyricum, des späteren Albanien sich besonders intensiv gestalten. Denn wenn wir auch von der Herleitung des albanischen Wortes *drek* (böser Geist) von *Θράκες* durch Bedeutungswandel von Ethnikon zum Appellativ<sup>70)</sup> absehen, so finden sich ziemlich sichere mittelalterliche Spuren einstiger thrakischer Einwirkung auf das illyrische Element in Albanien in einigen Ortsnamen, wie Dibra, Debra, wo noch wie einst *ë* mit *i* wechselt<sup>71)</sup>, Benda (epicopatus Bendensis) zur thrakischen Göttin *Βενδής*<sup>72)</sup>, der Dorfname Egressi (Jegrǔšb) bei Skodra (1416)<sup>73)</sup>, welcher an den thrakischen Ort *Ἐγγισσα* bei Berrhöe<sup>74)</sup> lebhaft erinnert. In der nordalbanischen mittelalterlichen Stadt Sappa (Sava), die im Jahre 1291 erneuert wurde<sup>75)</sup>, scheint sogar ein thrakischer Stammname (*Σαπαῖοι, Σάπαι*)<sup>76)</sup> vorzuliegen. Andererseits aber lassen sich auch verschwommene Spuren aufdecken, die auf ein uraltes Einwirken bzw. Zusammengehen des illyrischen und thrakischen Elementes hinweisen. Wie der Name der Veneter an der Adria, der Eneter in Paphlagonien, der Dardaner auf dem triballischen Felde und des Urbewohners des Idagebirges Dardanos, die Namenpaare Briges und Phryges, Myser und Moiser im Altertum bezeugen, scheinen einzelne illyrische Schwärme neben der thrakischen Hauptmasse, die unter dem Namen Phryger auftaucht (und deren Zweig angeblich auch die Armenier bilden), in grauer Urzeit nach Kleinasien eingewandert zu sein<sup>77)</sup>. Unter dieser Perspektive wäre vielleicht auch der Name der antiken Bewohner des ostkaukasischen Landes Albania (*Ἀλβανοί*, arm. *Ալavanհ*), die im 1. Jahrhundert vor Christi ein Fürstentum gründeten<sup>78)</sup>, keine zufällige Gleichung mit den *Ἀλβανοί* des Ptolomaios<sup>79)</sup>.

Als also die römische Kolonisation der Balkanhalbinsel ansetzte, bildete das dortige ethnische Substrat gewiß keineswegs homogene Einheiten. Zwischen dem illyrischen und thrakischen Element lag

<sup>70)</sup> Gelzer, Zeitschr. rom. Phil. 37 (193) 269.

<sup>71)</sup> *Δίρβη, Δερβη* Kretschmer 226 N. 2. Vgl. Steinmetz bei Patsch 6, 23 N. 1.

<sup>72)</sup> Vgl. Tomaschek, Thraker II 2, 12 und 47; Kretschmer 236.

<sup>73)</sup> AAlb. 1, 798 N. 3.

<sup>74)</sup> Tomaschek, Thraker II 2, 55.

<sup>75)</sup> AAlb. 1, 515.

<sup>76)</sup> Tomaschek, Thraker 1, 69. Vgl. Träger, Verh. Berl. anthr. Ges. 1901, 48.

<sup>77)</sup> Hirt, Indogermanen 1, 136f. Nopcsa, Glasnik bos. muz. 22 (1910) 354f.

<sup>78)</sup> Tomaschek bei Pauli-Wissowa 1, 1307.

<sup>79)</sup> Es wäre dies der Name der illyrischen Eroberer, die im iranischen Elemente der Skythen aufgingen und deren Reste vielleicht in den heutigen Osseten (über diesen Volksstamm s. die Literatur bei Hirt 2, 586) zu suchen wären. In diesem Falle würde auch dieser letztere Name von den untergegangenen Eroberern stammen. Zersprengte Mitglieder eines albanischen Geschlechtes Osetti, Ochseti, finden wir 1416 um Skodra, wo auch eine «villa Oseti, cavo Piero Oseti» genannt wird (Ljubić, Starine 14, 34).

gewiß eine Mischzone, die je südlicher um so breiter war. Die primären ethnischen Schichtungen waren tektonisch umgeworfen oder durch ethnische Erosie abgetragen. Das Binnenland scheint überhaupt viel spärlicher bewohnt gewesen zu sein als das Küstenland. Dazu aber kam schon früh das künstliche Einwirken der politischen römischen Macht, welche, — wie dies besonders die Umsiedelung des ober den Drinbergen seßhaften illyrischen Stammes Pirustae unter Kaiser Trajan in ein sprachlich thrakisches Milieu, in die Gold-distrikte von Dazien (*vicus Pirustarum*, Densaura bei Verespatak, Abrudbánya in Siebenbürgen) beweist<sup>80</sup>), in die ethnischen Schichtungen fast wie eine Naturkraft eingriff. Von einer langsamen aber sicheren Entvölkerung des Binnenlandes zeugt ein Vergleich zwischen der großen Menschenmasse, welche die illyrischen Stämme im Aufstande gegen Rom unter Augustus ins Feld stellen konnten und der Hilflosigkeit derselben Länder im Zeitalter der Völkerwanderungen<sup>81</sup>).

Es war somit ein buntes, immerfort fließendes Medium von verschiedener Dichtigkeit, worin sich die sprachlichen Strahlen der römischen Kolonisation durch 800 Jahre an der dalmatinischen Küste, durch fünf Jahrhunderte an der unteren Donau brachen. Entlang der Küste, wo zahlreiche exklusive, mit Italien in regem Verkehr stehende Gemeinden der Römer bis *Dyrrhachium*, *Kroja* (*Albanopolis*) und *Scampa* die Wiege des mittelalterlichen romanischen Elementes bildeten, war die Romanisierung intensiv in den Zentren, aber die Ausstrahlungen beschrieben im flüssigen Medium nur einen kleinen Kreis und wirkten dauerhafter im offenen Lande nur dort, wo sich die Kreise um mehrere Zentra schnitten<sup>82</sup>), oder wie auf der Insel *Vegla*, wo das Meer das autochtone Medium zwang, den Ausstrahlungen ausgesetzt zu bleiben. Das Dalmatinische wich von der italienischen Richtung der lateinischen Sprache am wenigsten ab<sup>83</sup>), das illyrische Substrat schlug nur hie und da durch; die Sprache war aber wenig lebensfähig, unterlag schon früh dem Italienischen; neben derselben konnte das Albanische sich leicht behaupten.

<sup>80</sup>) Goos, *Archiv des Vereins für Siebenbürg. Landeskunde* N. F. 13, 323; Jung, *Die romanischen Landschaften* 380, *Fasten der Provinz Dazien* 162; Patsch, *Wiss. Mitteil. aus Bosnien* 6, 265. Vgl. Vulić, *Jahreshefte* 12 (1909) Beibl. 204.

<sup>81</sup>) Jireček, *Romanen* 1, 12.

<sup>82</sup>) Vgl. für *Narona* und *Canabae* Patsch, *Jahreshefte* 15 (1912) 79 f.

<sup>83</sup>) Noch nach dem monumentalen Werke Bartolis (*Das Dalmatinische*) wird das *Vegliotische* für italienisch (ladinisch) reklamiert von Merlo, *Dalmatico e latino*, *Rivista de filol. e d'instruzione classica* 35 (1907) 472 und *Vegliotto o ladino*, *Redinconti ist. Lomb.* 43 (1909) 271. Vgl. Bartoli, *Note dalmatiche*, *Zeitschr. rom. Phil.* 32 (1908) 1 ff.

Anders war die einen militärischen Charakter tragende Kolonisation an dem Donaulimes. Die Ansiedelungen der Veteranen der römischen Grenzarmee reichten südwärts tief in das Binnenland bis in die Landschaften von Prizren und Skoplje<sup>84)</sup>. Die Grenzlager, sowie die von den Veteranen nach dem Abschiede erhaltenen Ländereien waren die ethnischen Retorten der Romanisierung. Von unzähligen ausgedienten Soldaten und ihren Familien ins offene Land getragen, wirkte die Romanisierung *extensiv*, das Latein griff schnell durch<sup>85)</sup>, verwilderte aber dabei und entfernte sich immer mehr von demjenigen Italiens. Auf dem Gebiete, wo die römischen «militares et paene barbari» hausten, erhielt sich keine autochthone Sprache, aber es entstand hier eine ganze Skala von Kompromißsprachen je nach der Intensität der Romanisierung und der Qualität (Illyrier, Thraker) des ethnischen Untergrundes. Es war dies ein chaotischer Zustand des Romanischen vor der Völkerwanderung mit mehreren Anläufen von Kernbildungen, wovon eine solche auch südlich in der unmittelbaren Nähe des Altalbanischen supponiert werden darf<sup>86)</sup>. Der Hauptnukleus bildete sich an dem Donaulimes selbst; das Zentrum des «Urrumänischen» lag dort, wo das lateinische Sprachgebiet in den Ländern der unteren Donau die größte Breite hatte<sup>87)</sup>. Um diese Kerne hätten sich, ähnlich wie auf der pyrenäischen Halbinsel, im Laufe der Zeit mehrere scharf geschiedene romanische Mundarten kristallisiert, wäre nicht der Sturm der Völkerwanderung, besonders aber die klebrige Flut der Slaven gekommen. Die slavische Siedelungskraft sprengte nicht nur die romanischen Kristallisationskerne, sondern sie knetete auch einen großen Teil der romanischen Gesamtmasse des Binnenlandes durch, indem sie ganze Schichten der nördlichen romanischen Bevölkerung über südliche Schichten warf, und dieselben dann entweder tief nach Süden, über die klassische Grenze zwischen Latein und Griechisch, oder aber nach Westen bis vor die Tore der dalmatinischen Küstenstädte preßte.

Marksteine dieses sprachlichen Nivellierungsprozesses sind gegen Süden und Westen historisch sichtbar; für den Osten sind sie nur zu vermuten. In Dalmatien werden die Vorfahren der später sogenannten Maurovlachen, Morlacchen (Moroulachi, \* *μαυρόβλαχοι*, «schwarze Vlachen», vlach pl. *viasi* slavische Bezeichnung für Ro-

<sup>84)</sup> Jireček, Romanen 1, 12; Geschichte der Serben 1, 34. Filow, Die Legionen der Provinz Moesia (1906) 7 ff. Vulić, Glas srp. ak. 74 (1907) 278 ff.

<sup>85)</sup> Velleius Paterculus (ed. Halm, Leipzig 1909) 2, 110. Vgl. Jireček, Romanen 1, 10.

<sup>86)</sup> Treimer, Zeitschr. rom. Phil. 38 (1914) 390 ff.

<sup>87)</sup> Jireček, Arch. slav. Phil. 15 (1892) 99 und Romanen 1, 20.

manen) schon im 9. Jahrhundert<sup>88)</sup>, in Mazedonien und Thessalien, welches im 13. und 14. Jahrhundert «Groß-Wlachien» (*μεγάλη Βλαχία*) genannt wurde, die Vorfahren der heutigen Mazedorumänen, Aromunen (*Βλάχοι*) im 10. und 11. Jahrhundert erwähnt<sup>89)</sup>. Hier im Pindusknoten waren dieselben in solcher Masse ansässig, daß sie sich bis auf den heutigen Tag behaupteten<sup>90)</sup>. Starke Abteilungen der Rumänen, eine südliche Fortsetzung der dalmatinischen Morlacchen sind im Mittelalter auch auf dem Gebiete des östlichen Montenegros sichtbar. Nicht nur zwei bekannte Berggipfel führen schon im Mittelalter (1330) rumänische Namen (Visitor, Durmitor)<sup>91)</sup>, sondern in den altserbischen Urkunden, die sich auf diese und noch östlichere Gebiete beziehen, wimmelt es von rein rumänischen<sup>92)</sup> oder von slavischen Namen mit dem postponierten rumänischen Artikel (Gradul, Radul, Vladul). Ganze rumänische Hirtenstämme hausten auf diesen Gebieten und wurden zuerst zusammengeschweißt wie die mittelalterlichen Piperi und Mugoši zwischen den Flüssen Zeta und Morača, dann vollkommen slavisiert. Auf den nördlichen (dakorumänischen) Ursprung eines Teiles dieser Rumänen weist der letztgenannte Stammname, der in mehreren Ortschaften (Mogošani, Mogošesci, Mogošoie) des Königreiches Rumänien vorliegt<sup>93)</sup>, besonders aber die Sippe der Vlasi Srëmljane, die um 1330 um das heutige Dorf Sermiani bei Peć (Ipek) gehaust; diese haben in ihrem Namen ein direktes Andenken an Sirmium (sl. Srëm) bewahrt<sup>94)</sup>. Der Dialekt der in Nordalbanien heute vorhandenen Rumänen<sup>95)</sup> ist aber mazedorumänisch!

Im hydrographischen Trichter von Ljuma und in dem Rinnsal des weißen Drims fand im Mittelalter eine intensive Berührung der albanischen und rumänischen Hirtenstämme, welche durch die gleiche halbnomadische Lebensweise unterstützt wurde, und besonders aus dem großen Diplom Kaiser Dušans für das Erzengelkloster in Prizren und aus dem Gesetzbuche dieses Kaisers ersichtlich ist. Die Einrichtung der albanischen und rumänischen Katune fließt hier zusammen, der illyrisch-thrakische Grundton der Wirtschaftsformen

<sup>88)</sup> Jireček, Romanen 1, 35 ff.; Staat 1, 25; Bartoli 1, 288.

<sup>89)</sup> Cecaumeni Strategikon (ed. Wassiliewsky et Jernstedt, Petropoli 1896) 67 f.

<sup>90)</sup> Weigand, Aromunen (Leipzig 1900); Barileanu, Dela Romanii din Albania (Bukarest 1906) 204 ff. Patsch, Sandžak Berat 82 f.

<sup>91)</sup> Jireček, Romanen 1, 38; Staat 1, 25.

<sup>92)</sup> Novaković, Glas 24 (1891) 31 N. 1.

<sup>93)</sup> Erdeljanović, Postanak plemena Piperi, Srp. ethnogr. zbornik 17 (Belgrad 1911) 241 ff. Jireček, Staat 1, 33 N. 12.

<sup>94)</sup> Jireček, Romanen 1, 38.

<sup>95)</sup> Weigand, Jahresberichte des Institutes für rum. Sprache 16 (1910) 193 ff.

wird beiderseits aufgefrischt, die genuinen Ausdrücke für Erscheinungen der Viehzucht<sup>96)</sup>, sofern sie nicht schon gemeinsam waren, werden hier ausgetauscht<sup>97)</sup>. Rumänische Volkselemente drangen auch bis zu dem nördlichsten Bogen des vereinten Drims<sup>98)</sup>, diesen entlang bis in die Umgebung von Skodra<sup>99)</sup> und über diesen Fluß in den Bezirk von Puka<sup>100)</sup>.

Noch weit intensiver war die Beziehung, ja Amalgamisierung des albanesischen und rumänischen Ethnos im Süden Albaniens, die am Ende des 13. Jahrhunderts mit der Expansion der Albanesen begann, ihren Kulminationspunkt am Ende des 14. Jahrhunderts erreichte und ihr historisches Denkmal in der von den Mönchen Komnenos und Proklos verfaßten griechischen Chronik von Janina (1355—1400) fand<sup>101)</sup>. Große Massen von Albanesen, die aus den Gebieten der Musakja und Valona in das Tal des Achelous und die jenseitigen Striche von Angelokastron vorrückten, fanden hier Anschluß an die Remer (aus \**remen* pl. *reménte* < Romanus), wie der alte Name der Wlachen bei den Albanesen lautete<sup>102)</sup>. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts stehen die mächtigen Masreker<sup>103)</sup> und die zweifel-

<sup>96)</sup> Treimer, Zeitschr. rom. Phil. 38 (1914) 405.

<sup>97)</sup> So ist alb. *urðe* ‚Käse‘ (vgl. Meyer, Et.Wb. 455), eine Entlehnung aus dem rum. *urdă* (Weigand, Jahresberichte 16, 230), vgl. Gurcho Vrda *bastaxio*, Einwohner von Kattaro im 15. Jahrhundert (Jireček, Romanen 1, 93). Auch das rum. Wort *brinza*, *caseus vlachescus*, *caseus Murilachus*, 1357 *breņa* (in Ragusa) genannt, die heute bekannte ‚brindza‘ der Karpaten, der ‚Primsenkäs‘ der Wiener (Jireček, Romanen 1, 88; Staat 2, 29) scheint den mittelalterlichen Nordalbanesen bekannt gewesen zu sein: 1416 ‚Gin Brinzi‘ im Dorfe Rapista bei Skodra (Ljubić, Starine 14, 38).

<sup>98)</sup> Das heutige Dorf Briza (wohl richtiger *brīza*, *brinza*) mit hochgelegenen Sommerhütten des Stammes Merturi (Steinmetz bei Patsch, Zur Kunde 1 [1904] 12). Vgl. die vorangehende Note. Ein «Pantho de Briza» wird 1426 bei Cattaro erwähnt. (Ljubić, Listine 9, 17).

<sup>99)</sup> Vgl. oben S. 8 N. 29.

<sup>100)</sup> Das im Jahre 1444 erwähnte Dorf Leurusco (heute *Levrušk*; Ljubić, Starine 14, 54, Ippen, Bos. Glasnik 14 [1902], 189) bei Bušati stammt zweifellos aus dem rum. *leurusca* ‚wilde Weinrebe‘ und nicht aus dem alb. *leṛušk*, geg. *laṛušk* (vgl. Meyer, Et. Wb. 244).

<sup>101)</sup> Hsg. von Destunis (Petersburg 1858) und Avramović, Glasnik srpski 14 (1862) 233—275.

<sup>102)</sup> Meyer, Et. Wb. 365; Gelzer, Zrom. Phil. 37 (1913) 269. Heute bedeutet *remar* auch ‚Hirt, Bauer‘ und die Wlachen (‚Wle‘) im Sandžak Berat (Patsch 83) werden von Albanesen mit dem türk. Wort *Çoban* (= Hirt) bezeichnet.

<sup>103)</sup> Bei Komnenos-Proklos: *Μαζαρκαίων και Μαλακασαίων* (Glasnik 14, 248), wo der erste Name wahrscheinlich den Mesareten des Kantakuzenos (III, 28) entspricht: *Ἄλβανοὶ ἄβασιλευτοὶ Μαλακάσιοι και Μποῦιοὶ και Μεσαρέται* (vielleicht *μεσαρέκται*?). Die richtige Form dieses Namens lautete wohl: Masrek, wie uns dieselbe im Norden als Personen- und Ortsname belegt ist: 1416 «Andrea Masarechi», Giorgi Masarech» bei Skodra (Ljubić, Starine 14, 42), ein Ort Masreku an dem nördlichen Drimufer

los albanesischen Zenevier<sup>104</sup>) neben den Malakasier und Bujer des Pindusknotens, die heutzutage zweifellos als Rumänen erkannt<sup>105</sup>), vom Kaiser Kantakuzenos aber irrümlicher-, doch sehr bezeichnenderweise als Albanesen aufgefaßt worden sind. Unter Anführung von Mischlingen (Gin Buias, Peter Ljoša, Gin Frati) unternahmen diese vereinten albanesischen und rumänischen Stämme durch Jahrzehnte Raubzüge gegen die reiche griechische Handelsstadt Janina. Vermischt unter ihnen befanden sich Reste der altansässigen Bulgaroslaven und Sprengteile der mit dem jeweiligen serbischen Landesherren eingezogenen Serben<sup>106</sup>). Hieher, in die Gegenden zwischen Kastoria und Janina, in das Grammos- und Pindusland ist das Zentrum eines spätmittelalterlichen ethnischen Zyklons zu setzen, welcher in seine Riesentrombe Bestandteile fast aller Balkannationen hineinriß, dieselben sozusagen durch mechanische Kraft ausschliß und neben den Ausstrahlungen der byzantinischen orthodoxen Kultur das Meiste zu den isochromatischen Polarisationserscheinungen, zu dem einheitlichen Gepräge<sup>107</sup>) der vier Balkansprachen, des Albanesischen, Rumänischen, Bulgarischen und Neugriechischen beitrug. Die Wirkung dieses Riesenwirbels war aber auch schon von den zeitgenössischen Griechen erkannt worden, wie dies der Spitzname des Eroberers von Arta (1400) Vongois: ὁ Σερβαλβαντοβουλγαρόβλαχος<sup>108</sup>) und der heutige griechische Name Arvanitovlachi für die nomadischen rumänischen Faršerioten in Thessalien<sup>109</sup>) beweisen.

Und da kam schon die türkische Flut, welche im Gegensatz zu der slavischen Flut die Völkerschichten vom Süden gegen Norden brach. Im Jahre 1610 gibt der Ortsname Molocussi die Kunde von der Anwesenheit der südlichen Malakaši bei Kroja<sup>110</sup>). Die slavischen Elemente im Dialekte der Rumänen, die an der Wende des 15. Jahr-

(vgl. dazu den slavischen Landschaftsnamen Zadrima ‚hinter dem Drim‘ am südlichen Drimufer). Da der Name außerdem aus dem alb. erklärbar ist (mas geg. ‚hinter‘, rekz ein altes slav. Lehnwort ‚Fluß‘), so halten wir diesen Stamm für ursprünglich albanesisch.

<sup>104</sup>) Komnenos-Proklos: Μαζαρακαίους και Ζενεβισσαίους (Glasnik 14, 258), im anjouvinischen Privilegium für albanische Stämme vom Jahre 1304 (AAlb. 1, 563 und 569) ‚Zeneuias‘. Der Name lautete Zenevi, Zenevize mit dem -ze Suffix für Kollektiva (vgl. Jockl, Studien zur alb. Etymologie 8f. und Indogerm. Forschungen 36 (1915), 101 N. 1).

<sup>105</sup>) Malakaši und Boji: Weigand, Aromunen 1, 276 u. 285. Vgl. Hahn, Alb. Studien 1, 319 u. 341, N. 176; Jireček, Geschichte der Serben 1, 376 N. 3; Staat 1, 35 N. 3.

<sup>106</sup>) Komnenos-Proklos § 20, Glasnik 14, 256; Hahn a. a. O. 1, 320.

<sup>107</sup>) S. oben S. 14 N. 60.

<sup>108</sup>) Komnenos-Proklos § 42 (Glasnik 14, 274).

<sup>109</sup>) Weigand, Aromunen 1, 275 u. 303. Cvijić, Glasnik srp. geogr. društva 1 (1912) 242 ff. = Petermanns Mitteil. 59 (1913) 112 ff.

<sup>110</sup>) Starine 20 (1888), 104.

hunderts nach Istrien einwanderten, enthalten Reste des Rhinesmus, die zum Bulgarischen des Mittelalters führen<sup>111</sup>). Viele albanische Wörter aus der Viehzucht haben die zurückflutenden rumänischen Hirten den Slaven, sogar den Magyaren vermittelt<sup>112</sup>). Diese gegen Norden brandende rumänische Welle bewegte sich teilweise in homogenem Medium; die Morlacchenzone bestand noch entlang der ganzen adriatischen Küste, auch der heute vollkommen kompakte kroatische, serbische, bulgarische Block schloß damals noch nicht rückenlos, wie dies besonders die Reste der rumänischen Ortsnomenklatur in Bulgarien<sup>113</sup>), Serbien<sup>114</sup>) und Bosnien<sup>115</sup>) beweisen. Seitdem sind (gewiß schon im 17. Jahrhundert) selbst die ethnisch sehr starken Maurovlachen slavisiert worden, und heute findet man auf dem rein slavischen Sprachgebiete nur wenige Aromunen, die, wie z. B. in Bosnien<sup>116</sup>), kaum eingewandert, schon ihre Sprache verlernt haben. Dasselbe Los harrt der Mazedorumänen im Süden, die um Solun und Seres graecisiert, um Veleš, Prizren, Prilip slavisiert, um Elbassan, Kavala, Tirana, Berat arbanisiert werden<sup>117</sup>).

Die tiefgehenden Beziehungen zwischen Albanisch und Rumänisch finden ihre volle Erklärung einerseits durch die vorrömische Mischung des Substrates, andererseits aber besonders durch die doppelte hin- und herbrandende Welle im rumänischen Medium, sowie durch den historischen Zeitraum, in welchem die Škipetaren und die Rumänen im Norden und Süden miteinander unzertrennlich verbunden waren. Die Gestaltung des Rumänischen ist ein ebensowenig zwingender Grund für die thrakische Abkunft der Albanesen wie die Hypothese, wonach einerseits die parallelen Entwicklungserscheinungen zwischen Albanisch, Rumänisch und Bulgarisch<sup>118</sup>), andererseits der Mangel an Parallelismus zwischen Serbisch und Bulgarisch

<sup>111</sup>) Miklosich, Über die Wanderung der Rumänen, Denkschriften der Wien. Ak. 30 (1897) 2 und Rumänische Untersuchungen ib. 32, 84 f. Dazu Jireček, Romanen 1, 40.

<sup>112</sup>) Meyer, Et. Wb. 29 (bats) 420 (šut). Szinnyei, Nyelvőr 22, 73; Gombocz-Melich, Magyar et. szótár (Bpest 1914) 1, 217 f.

<sup>113</sup>) Jireček, Archeol. epigr. Mitteilungen 10, 51; Cesty po Bulharsku 249 f. Weigand, Über Rumänen und Aromunen in Bulgarien, Jahresberichte 13 (1907) 35.

<sup>114</sup>) Erdeljanović bei Cvijić, Naselja 1 (Srpski ethnogr. Zbornik 4, 1902) 69 u. 204 f. Jireček, Staat 1, 25.

<sup>115</sup>) Skok, Zeitschr. rom. Phil. 38 (1915) 551, vgl. Patsch, Zur Geschichte der Topographie von Narona (Balkankommission 6) 34 N. 4.

<sup>116</sup>) Weigand, Jahresberichte 14 (1908) 171 ff.

<sup>117</sup>) Weigand, Aromunen 1, 334; Kičev, Makedonija, etnografija i statistika (Sofija 1900) 341.

<sup>118</sup>) Außer der wertvollen Arbeit Papahagis (s. oben), s. noch Michov, Die Anwendung des bestimmten Artikels im Rumänischen, verglichen mit der im Alb. und Bulg., Jahresberichte 14 (1908), 1—100.

aus der Einwirkung des thrakischen Substrates erklärt werden<sup>119)</sup>. Und wenn auch dem postponierten Artikel im Bulgarischen die Slavizität<sup>120)</sup> abzuspochen ist und es zweifellos einer fremden Influenzierung bedurfte, um der zwar allgemein slavischen, aber stark latenten Neigung zur Postposition des Artikels<sup>121)</sup> eine relativ vollendete Form des nachgestellten Artikels zu entlocken, so ist diese Erscheinung stichhaltig nur durch die historisch nachweisbaren und andauernden Beziehungen der Bulgaroslaven mit den altansässigen und angrenzenden Rumänen erklärbar<sup>122)</sup>.

Die Gründe, die für eine thrakische Abstammung der Albanesen ins Treffen geführt werden, erweisen sich somit als wenig stichhaltig. Dadurcn aber wird die Stärke der Beweise, die für die illyrische Herkunft sprechen, durchschlagend.

Man möge die Übereinstimmung zwischen Albanisch und Messapisch in der Vokalbildung wie immer geringschätzen<sup>123)</sup>, die Vergleichen, die zwischen den wenigen messapischen Glossen und dem Albanischen aufgestellt wurden, wirken unmittelbar überzeugend, wenn man nicht vergißt, daß zwischen den erwähnten Glossen und dem heutigen Albanisch zwei Jahrtausende liegen und daß Messapisch zu dem vorrömischen Illyrisch sich wenigstens so verhielt, wie das heutige Albanisch Italiens zu dem Balkanalbanischen. Mess. βρέντιον (nach Strabon ἡ κεφαλὴ τοῦ ἐλάφου) zu alb. brj-ni «Geweih»<sup>124)</sup>, der Name des Pferddegottes der Sallentiner Menzana zu alb. mēs ‚Füllen‘<sup>125)</sup> und zu den mittelalterlichen albanischen Per-

<sup>119)</sup> Hirt, Indogermanen 1, 21 und 2, 590.

<sup>120)</sup> Diese vertritt, indem er sich hauptsächlich auf eine ähnliche Erscheinung im Russischen (Gubernie Perm) stützt, Miletič, O članu u bug. jeziku (Zagreb 1899) 2f. Period. Spisanije Sofija 21, 365; Staroblgarska Gramatika<sup>1</sup> (1892) 102f. Sbornik za narodna umotvorenija (Sofija) 2, 234 und 9, 170 und 18 (1901) 6f. Vgl. dazu Oblak, Arch. slav. Phil. 12 (1890) 592 u. Macedonische Studien 98ff. Meyer, Alb. Studien 2, 272.

<sup>121)</sup> Dieselbe ist einerseits in der Anfügung eines pronominalen Suffixes beim Adjektiv, andererseits aber in der Nachstellung des Artikels im Schiavonesco Italiens (Bartoli 1, 286f.) sichtbar.

<sup>122)</sup> Jagić, Arch. slav. Phil. 16 (1894) 283, 19 (1897) 271, 20 (1898) 602. Daß es im Serbischen, besonders aber im Kroatischen, welches im Westen ähnlich wie das Bulgarische im Osten mit ziemlich dichtem rumänischem Elemente (Morlacchen) in Berührung stand, zu keinem analogen Phänomen kam, möchte ich hauptsächlich durch die weit dichteren, mehrfach übereinander lagernden, verschiedenartigen slavischen Schichten dieser Länder deuten, von denen der heutige što-Dialekt die oberste, die am Meeresrande sichtbare unterste Schichte aber der (auch mit dem Altdalmatinischen in Berührung gestandene) ča-Dialekt bilden.

<sup>123)</sup> Hirt, Indogermanen 2, 609; Bartoli, Das Dalmatinische 1, 179.

<sup>124)</sup> Meyer, Et. Wb. 48, vgl. 55 (buř).

<sup>125)</sup> Ebd. 276.

sonennamen Mens, Mensis<sup>126</sup>), wo noch der Nasal erhalten ist, diese Gleichungen können nur jene durch verschiedene Bedenken auszuspielen trachten, die ihrer aprioristischen Theorie zuliebe die wissenschaftliche Methode auf den Kopf stellen. Wäre die thrakische Herkunft der Albanesen historisch bezeugt, so müßte ein solches Zeugnis auf Grund dieser Gleichungen einer Überprüfung unterzogen werden. So ist es aber gewiß eine Willkür, die albanesischen Teile der obigen Gleichungen zu illyrischen Lehnwörtern stempeln zu wollen. Einen zweiten Fingerzeig für die illyrische Abstammung der Albanesen bietet die Tatsache, daß zwischen Albanesisch, Dalmatinisch und Südostitalienisch (Abruzzesisch-Pugliesisch) auffallend starke sprachliche Übereinstimmungen im Vokalismus und im Wortgefüge bestehen<sup>127</sup>). Die beiden letztgenannten romanischen Sprachen entwickelten sich aber auf illyrischem (messapischem) Substrat («das Illyro-romanische»)! Ferner kann man für das alte Illyrische, für das mittelalterliche Dalmatinisch und das moderne Albanisch ein Nebeneinander von Frauen- und Männernamen auf -o feststellen<sup>128</sup>). Endlich ist von großer Wichtigkeit das Vorhandensein des in illyrischen Ortsnamen (Tergeste, Bigesti, Segesta, Drivastum, Perasto) unzählige Male vorkommenden Suffixes -št, -šte im Albanesischen, wo dasselbe auch heute noch große Lebensfähigkeit aufweist und von lokaler Bedeutung zur kollektiven sich erweiterte<sup>129</sup>).

Auf Grund aller dieser Erwägungen kann die Theorie G. Meyers, wonach das Albanesische die jüngste Phase einer der alten illyrischen Mundarten darstellte, zur wissenschaftlichen Erkenntnis erhoben werden. Aber in der albanesischen Sprache sind Zeichen eingegraben, die aus einer noch weiteren Ferne herrühren. Es gibt hier eine Anzahl von alten Wörtern, die sich einerseits einer Ableitung aus arischen Mitteln nicht fügen wollen, andererseits aber durch die deutschen Alpenmundarten, durch die Schweiz bis in die romanischen Dialekte am Genfer See (mes ‚Füllen‘, łopε ‚Kuh‘, beř ‚Schaf‘, buze

<sup>126</sup>) «Savasto Mensis Sona» (1274, AAlb. 1, 333), «Mens Čelioth» (1365), Vertrauter des Blasius Matarango (Rag. Notariatsbücher). Vgl. den Ortsnamen Mensabardi bei Skodra (1416, Ljubić, Starine 14, 46).

<sup>127</sup>) Bartoli 1, 272 ff. und 310 f. Jensen, Rum. Studier I: Infinitiv (Kopenhagen 1900), dazu Jahresberichte des Inst. für rum. Sprache 9 (1903) 75 ff. Jensen, Gröbers Grundriß<sup>2</sup> 1, 528. Gelzer, Zeitschr. rom. Phil. 37 (1913) 273 f.

<sup>128</sup>) Jireček, Romanen 1, 70. Gelzer a. a. O. 283. Interessant ist auch die Zusammenstellung der albanesischen, illyrischen u. thrakischen Personennamen bei Nopcsa, Glasnik bos muz. 22 (1910) 361.

<sup>129</sup>) Pekmezi, Grammatik der alb. Sprache 224. Jokl, Indogerm. Forschungen 36 (1915) 125. Im Mittelalter war im Gegenteil, wie wir unten sehen werden, der kollektive Suffix -ze ortsnamenbildend.

,Lippe<sup>6</sup>) hindurchgehen<sup>130</sup>). Manche dieser Wörter sind dem Albanesischen mit dem Rumänischen gemeinsam (alb. mał ‚Berg‘, illyr. Dimallum ‚Doppelberg‘ [Livius], rum. mal ‚Ufer‘, trak. Dacia maluensis = Dacia ripensis)<sup>131</sup>), was darauf hinzuweisen scheint, daß das ethnische Substrat der beiden Sprachen von einem prähistorischen, nicht indoeuropäischen Idiom beeinflußt worden ist. Wenn man dabei die starken Spuren der nicht indogermanischen Vigesimalrechnung bei den Albanesen (ri-zet ‚zwanzig‘, dü-zet ‚vierzig‘ trezet ‚sechzig‘) berücksichtigt<sup>132</sup>), welche man besonders bei den Nachkommen der alten Iberer, bei den Basken in beträchtlichem Umfang vorfindet, ferner den sogenannten dinarischen Rassentypus der Albanesen, zu dem Deniker<sup>133</sup>) auch die Basken zählt, so erhält das vereinzelt Zusammentreffen des Albanesischen mit dem Baskischen, das ja allgemein als ein Rest der ältesten in Europa gesprochenen Sprachen gilt (alb. bišt ‚Schwanz‘, bask. bustan, alb. üf ‚Stern‘, bask. ila), ein erhöhtes Interesse<sup>134</sup>).

Jedenfalls war es auch die zähe Inertie des prähistorischen, nicht indogermanischen Untergrundes, dessen Trümmerstücke wir noch heute in obigen Erscheinungen erblicken, welche an der unverhältnismäßig schnellen Entfernung des Illyrischen von seinen indogermanischen Schwestersprachen mitwirkte und den indogermanischen Charakter des modernen Albanesischen stark verhüllte. Daneben aber ist auch eine, soviel ich weiß zu diesem Zweck bisher unbeachtete Erscheinung aus dem anthropogeographischen Gebiete nicht außer Acht zu lassen. Bekanntlich können sich die albanischen Hochländer auf außerordentlich weite Entfernungen über ganze Täler durch Rufe verständigen<sup>135</sup>). Diese Art von Ferngespräch ist uns auch für das Mittelalter direkt (1285) bezeugt<sup>136</sup>). Als Folge eines Naturzwanges kann dieselbe gewiß als uralt und für alle Gebirgsstämme als genuin betrachtet werden. Sie mußte aber überall in

<sup>130</sup>) Meyer, Essays 1, 60; Et. Wb. 33, 57, 248, 276. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere (6. Aufl. hrg. von Schrader 1894) 532. Hirt, Indogermanen 1, 157 u. 2, 610.

<sup>131</sup>) Meyer, Et. Wb. 256 f.

<sup>132</sup>) Meyer, Alb. Studien 2 (Stzb. Wien. Ak. 107) 279 ff. Hirt a. a. O. 2, 533.

<sup>133</sup>) Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris IV série 8, 189. Vgl. Schmidt, Archiv für Anthropologie 25, 321; Hirt a. a. O. 1, 39. Asboth, M. ak. tört. Értekezések 19 (1902) Abh. 9, S. 9 f.

<sup>134</sup>) In seinen Baskischen Studien 1, (Wien. Sitzb. 42, 1893) 10 f. (vgl. ebd. 133, 1 ff.) weist Schuchardt sogar Übereinstimmungen des Baskischen mit dem Georgischen in Kaukasus nach! »Das illyro-romanische weist zahlreichere Übereinstimmungen mit dem Iberoromanischen auf als mit dem Gallo-romanischen« sagt Bartoli 1, 314 N. 1.

<sup>135</sup>) Steinmetz bei Patsch, Zur Kunde 3 (1905), 18. Liebert ebd. 10 (1909) 51 f. Nopcsa ebd. 11 (1910) 41.

<sup>136</sup>) »audivi unam vocem clamantem in monte in lingua albanesca« (Jireček, Romanen 1, 43 = AAlb. 1, 527).

den Gebirgen zu einer Anpassung der Sprache zum Fernsprechen geführt haben. Der Hang zur Elision, Kontraktion, zur Wortverstümmelung, der z. B. von lateinischen Lehnwörtern im Albanesischen öfters nur die betonte Silbe zurückließ, ist am besten aus dieser Anpassungstendenz zu erklären, die eine andere Gebirgssprache, das Iberisch-Baskische, zu einer klassisch komprimierten Telegrammsprache gestaltete. Dieser Hang ist dem südillyrisch-albanesischen Elemente immanent geworden; er erscheint im mittelalterlichen Dalmatinisch<sup>137)</sup>, und heute überall, wo starke Mischungen mit dem albanesischen Volksstamme stattfinden, wie in den Verstümmelungserscheinungen des bulgarischen Dialektes von Ochrid<sup>138)</sup> und in der serbischen Sprache der ursprünglich albanischen Kuči (in Montenegro), «die sehr schnell sprechen, wobei die Worte ineinander schmelzen»<sup>139)</sup>.

<sup>137)</sup> Jireček, Romanen 1, 86.

<sup>138)</sup> Oblak, Macedonische Studien 86f. Jakimov, Izvēstija na seminare po slavj. filolog. 3 (Sofija 1908—10) 230f.

<sup>139)</sup> Erdeljanović bei Cvijić, Naselja 4 (Srp. etnogr. sbornik 8, 1907), 262.

## Die Kanzlei König Bélas IV.

Von Dr. Stefan Hajnal.

AUS dem Gesichtspunkte der politischen Geschichte zeigt das XIII. Jahrhundert vielleicht die höchste Blüte der Ungarischen Königlichen Kanzlei, weil nicht nur ihre Leiter, sondern auch ihre Mitglieder, welche unmittelbar mit der Ausstattung der Urkunden beschäftigt waren, in der Erledigung der dem Könige zur Entscheidung vorliegenden Angelegenheiten eine überaus wichtige Rolle erhielten; wiederholt finden wir es erwähnt, daß ihnen Aufgaben übertragen waren, welche dem Arbeitskreise der Kanzlei im späteren Sinne sehr ferne lagen. Betrachten wir aber die Organisation der Kanzlei, welche ihr Dasein der Ausbreitung des schriftlichen Verkehrs verdankt und es uns ermöglicht, aus dem Grade ihrer Entwicklung auf die innere Ausrüstung des Staates Schlüsse zu ziehen, dann schätzen wir die einfache Beamten-Kanzlei höher, welche ausschließlich von der Erledigung der schriftlichen Arbeiten in Anspruch genommen ist, deren Mitglieder Angestellte und nicht vertraute Hofleute sind. Magister Pósa, der Beamte-Notar, welcher in den sechziger Jahren des XIII. Jahrhunderts am Hofe gearbeitet hat, war ein viel geringerer Mann als derjenige, der am Anfange desselben Jahrhunderts die Briefe geschrieben hat;

trotzdem ist sein Auftreten ein Zeichen der Vervollkommnung der Organisation. Die höher entwickelte Kanzlei ist also in ihrem ganzen Wesen aus politischem Gesichtspunkte weniger gewichtig; man könnte sogar sagen, auch numerisch geringer, denn die Aufgabe ihrer Mitglieder bestand nur in der Ausfertigung der Urkunden; andere Pflichten oblagen ihnen nicht. In der deutschen Reichskanzlei finden wir unter Otto III., Heinrich II. und Konrad II. in derselben Zeit die Hand von 6—12 Schreibern, wo die gesamten Arbeiten auch ein Mann gezwungen hätte, wie sie zeitweise wirklich ein einziger Mensch verrichtet hat<sup>1)</sup>; dagegen finden wir im Jahre 1471 vom Kanzler bis herab zum letzten Schreiber im ganzen nur 15 Angestellte<sup>2)</sup>, was in Anbetracht des unvergleichlich größeren Umfanges der schriftlichen Arbeiten eine außerordentliche Abnahme bedeutet. Die Organisation ist also um so vollkommener, je mehr sie sich zu einem einfachen, speziellen Amte zusammenschließt, je weniger ihre Mitglieder an der Erledigung nicht streng genommener Kanzlei-Agenden teilnehmen, beziehungsweise, was ja dasselbe ist, je weniger Leute anderer Bestimmung auch an der Herstellung der Urkunden mitarbeiten. Auch die Diplomatie mißt einer solchen Kanzlei einen höheren Wert bei; in einer solchen Kanzlei bildet sich eine einheitliche Praxis aus, daher auch die nicht in der Kanzlei hergestellten Briefe von den übrigen leichter auszuscheiden sind.

Bei uns hat sich im XIII. Jahrhundert, und besonders seit dem Beginn der Regierung Bélas IV. das Amt beider Kanzler zur Würde ausgewachsen, mit ihrer kontrollierenden Rolle gaben sie der Institution nur den Rahmen<sup>3)</sup>; um das Wesen der Organisation kennen zu lernen, müssen wir zu denen hinabsteigen, die an der Herstellung der Urkunden tatsächlich teilgenommen haben. Wir wollen untersuchen, inwiefern der Kreis derer, welche in solchen Funktionen mitwirken konnten, ein geschlossener war und andererseits, inwiefern diese speziell zu diesen Funktionen bestellt waren.

<sup>1)</sup> Vgl. die Einleitungen in Monumenta Germaniae, diplomatum tom. II—IV.; zum Beispiel den Urkundenschreiber GB unter Heinrich II. Band III. p. XXIV.

<sup>2)</sup> Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre. Erster Band, II. Ausg. S. 539. Für die Zwischenzeit lassen sich verläßliche Zahlen nicht angeben, weil die Schriftvergleichen noch fehlen; die Zahl aus dem Jahre 1471 ist aber den Rechnungsbüchern Friedrichs III. entnommen, also zuverlässig. Auch unter anderen Herrschern, z. B. Karl IV., ist die Abnahme der Zahl auffallend. Erben-Redlich, Urkundenlehre I. p. 100.

<sup>3)</sup> Vgl. Fejérpataky: A királyi kancellária az Árpádok korában (die königliche Kanzlei im Zeitalter der Árpáden), welchem wir die Angaben zur Entwicklung des Amtes beider Kanzler entnehmen.

### I. Die Geistlichkeit des königlichen Hofes.

Die Ämter unserer staatlichen Verwaltung im Mittelalter sind zu meist aus den Familiaritäten des Herrschers, später wohl auch der Großwürdenträger zu öffentlichen Ämtern geworden. Ein sprechendes Beispiel dafür ist die Entwicklung des Amtes der Landesrichter und der vicecomes in den Komitaten. Die mit der Herstellung der Urkunden beschäftigt waren, erscheinen im XIII. Jahrhundert als interne Leute des Herrschers, als Mitglieder seines Hofes: «cancellarius aule nostre», «notarius nostre familiaris», «notarius aule nostre»; einen Fortschritt bedeutet es schon, wenn diese Personen von den Zeitgenossen als Chefs oder Mitglieder eines Amtes betrachtet wurden. Im deutschen Reiche ist die Institution seit Jahrhunderten entwickelt, besitzt bereits die Arbeitsteilung und die Rangstufe, und doch war es eine große Seltenheit, daß ihre Mitglieder damals für eine geschlossene Körperschaft angesehen wurden. Die Bezeichnung Kanzlei (cancellaria) ist noch nicht Mode<sup>4)</sup>; sie wird erst im XIV. Jahrhundert allgemein, während es in der päpstlichen wie in der sizilianischen Kanzlei bereits längst üblich ist, von den Schreibern als Mitgliedern einer Kanzlei zu sprechen und ihre Gesamtheit Kanzlei zu nennen<sup>5)</sup>. Bei uns kommt diese Bezeichnung in dieser Zeit überhaupt noch nicht vor, nicht einmal dann, wenn von der Gesamtheit derer die Rede ist, die die Urkunden herstellen<sup>6)</sup>. Sie wurden also nicht als Körperschaft betrachtet, wie

4) Ich finde die Bezeichnung eigentlich nur in dem Sinne von «cancellaria-tura», also eher das Amt des Kanzlers.

5) Z. B. «cancellarie domini pape scriptor» im Jahre 1192; ein Grundbesitz «ad cancellariam pertinens» bei der sizilianischen Kanzlei zur Zeit Ottos IV. Breßlau I. 268, 570.

6) Rogerius (Carmen miserabile super destructione regni Hungariae temporibus Belae IV. per Tartaros facta) nennt sie «cancellarii»; mit dieser Benennung hat er aber ganz allgemein am Hofe beschäftigte Geistliche bezeichnen wollen, nicht ausschließlich die Kanzler. Es ist auch gar nicht anzunehmen, daß der Kanzler seine Zeit bei Hofe mit der Erledigung untergeordneter Angelegenheiten verbracht hätte, auch wenn wir dies vom Vizekanzler glauben könnten; übrigens hat es in den ersten Regierungsjahren Bélas, von denen Rogerius geschrieben hat, zwei Kanzler noch nicht gegeben. — Comes Ponith verklagt bei dem jüngeren König Stefan Bélas Notare, nicht aber dessen Kanzlei. Hazai Oklevéltár 42. — Im Jahre 1284 schildert Königin Isabella die Kanzleikarriere ihres Kanzlers: wie er Notar, dann leitender, siegelbewahrender Notar (apocrisarius) wurde und endlich beim Könige «vicecancellarii officio ante alios regalis excellencie clericos meruit insigniri», wo offenbar die Geistlichen der Kanzlei zu verstehen sind. Fejér V. 3. 210. All in diesen Fällen ist also, obwohl es sich immer um die Gesamtheit von mit Kanzleiarbeiten beschäftigten Geistlichen handelt, von einer Cancellaria nicht die Rede.

z. B. die *capella regia* oder schon im folgenden Jahrhundert die Kanzlei selbst, nur darum, weil die mit der Herstellung der Urkunden Beschäftigten damals nur Hofgeistliche, also nicht Mitglieder eines separaten Amtes waren. Eine Kanzlei gibt es eigentlich noch nicht, sie ist erst im Entstehen; die Vorbedingungen aber sind bereits vorhanden, und darum ist es kein Anachronismus, wenn auch für diese Zeit die Bezeichnung Kanzlei gebraucht wird.

Die Begriffe «königlicher Hof» und «Familie des Königs» sind sehr dehnbar; Mitglieder können die ständig am Hofe lebenden, aber auch die nur ausnahmsweise, an der Seite des Königs tätigen Geistlichen sein, die die Bezeichnung «familiaris» im engeren Sinne nicht verdienten. Sie alle können daher in gewisse Kreise geteilt werden, je nachdem sie dem Hofe enger angeschlossen waren; es handelt sich nur darum, welcher dieser Kreise an sogenannten Kanzlei-Agenden teilnehmen konnte.

Die Vergleichung von mehr als zweihundert Urkunden <sup>7)</sup> des Königs Béla ergibt folgendes Resultat:

In der ersten Zeit seiner Regierung zeigt sich kaum eine Spur davon, daß das Schreiben der Briefe einer besonderen Körperschaft übertragen wäre. Es kommen außerordentlich vielerlei Schriften vor, so daß deren Zahl reell kaum zu bestimmen ist, weil mit jedem neuen Brief auch eine neue Schrift erscheint. Wir wollen als Beweise nicht die Briefe anführen, welche an kirchliche Körperschaften oder Personen gerichtet sind, wiewohl es charakteristisch genug ist, daß im Jahre 1248, als der Erzbischof von Esztergom für den Dechanten von Sárvár um einen Grundbesitz bittet, der Schreiber des Erzbischofs sofort an Ort und Stelle auch den Brief abfaßt <sup>8)</sup>; der größte Teil der Briefe betrifft doch weltliche Personen, welche gewiß ihre Angelegenheit nicht mit einem im voraus fertiggestellten Briefe vor den König brachten, die Schreiber also jedenfalls die am Hofe beschäftigten Geistlichen gewesen sein mochten; von einzelnen finden sich Jahre hindurch Briefe, doch in verhältnismäßig geringer Zahl; ein Schreiber hat in sieben Jahren drei Briefe geschrieben, alle an das Komitat Nyitra und dessen Nachbarschaft; ein anderer schreibt innerhalb von vier Jahren zwei Briefe, beide an das Komitat So-

---

<sup>7)</sup> Aus dem ungarischen Landesarchiv (Bezeichnung D1) 132, dem Ung. Nationalmuseum und den dort befindlichen Familienarchiven 55, aus dem Archiv der Ung. Akademie der Wissenschaften 3, aus dem Esztergomer Primatialarchiv 5, aus dem Privatarchiv des dortigen Kapitels 15 Stück Urkunden.

<sup>8)</sup> Wir kommen auf diesen Schreiber noch zurück.

mogy, doch an verschiedene Empfänger<sup>9)</sup>. In dem Schreiben eines anderen, an den Gespan von Gömör gerichtet, glauben wir die in den Briefen des Bistums von Eger gewohnte Schrift zu erkennen<sup>10)</sup>. Dies alles spricht dafür, daß die Briefe am Hofe hergestellt wurden, ihre Schreiber jedoch von der übrigen Hofgeistlichkeit nicht abgesondert waren; wenn sie auch nicht immer um den König waren, so hatten sie Gelegenheit, sich am Schreiben der Briefe zu beteiligen, weil sie eben im Augenblicke zum Hofgesinde gehörten. Sie waren durchaus nicht direkt zum Schreiben bestellt; dieses war nur ein Teil ihrer Beschäftigung am Hofe; es wäre beinahe anzunehmen, daß die Abfassung von Urkunden ihr Beruf war und sie über Ansuchen der Partei den Brief in hergebrachter Weise ausstellten, worauf dieser vom Kanzler durch Siegelung legalisiert wurde. Auch für einen großen Teil der Schreiben späterer Zeit gelten diese Feststellungen; es kann zwar beobachtet werden, daß auch dauernd angestellte Leute geschrieben haben; trotzdem stammt der größte Teil der Briefe von nur selten schreibenden Händen her. Wir begegnen auffallend ungeübten, unschönen Schriften, welche deutlich erkennen lassen, daß die betreffenden Parteien dieselben nicht von einer geistlichen Körperschaft brachten, da die letzteren doch immer über gewandte Schreiber verfügten, und daß der Geistliche, welcher eine solche Schrift vom Hofe anfertigte, nicht direkt für das Schreiben angestellt war<sup>11)</sup>. In der Zeit der höchsten Entwicklung trat bereits ein großer Wandel ein; der größte Teil der Briefe rührt von ständig ausübenden Händen her, also von Geistlichen, welche dem Hofe enger verbunden waren; die Anzahl derselben ist aber immer noch so groß, daß sie von den am Hofe sonst beschäftigten Geistlichen nicht strenge getrennt sein konnten; das Schreiben kann nur ein Teil ihrer Agenden gewesen sein, denn dazu hätten statt der 7—8 Leute auch 1—2 genügt. Übrigens ist uns über die Teilnahme der Notarii an königlichen Missionen und Beratungen häufig und direkt Nachricht erhalten. Der am Hofe intimen Geistlichen wird in den Urkunden in verschiedener Form gedacht.

<sup>9)</sup> Späterhin bezeichnen wir sie mit IA und IB. — Unter Andreas II. kommt (1216) der seltene Fall vor, daß von der Hand eines Schreibers auf einmal mehrere Urkunden geliefert werden; Dl. Nr. 74, 75, 76 und 80 sind eine Handschrift; doch sind drei davon für die Familie Szentgyörgyi angefertigt, der vierte für den Propst von Csorna als Ergebnis eines Prozesses, welchen der letztere gegen die Familie Szentgyörgyi gewonnen hatte.

<sup>10)</sup> 1240. Dl. 246.

<sup>11)</sup> 1245. Dl. 33 704., eine Urkunde mit goldener Bulle von einer so ungeübten Hand geschrieben!

Die Kanzler (cancellarii), sowie diejenigen, welche der König ausgesprochen seine notarii nennt, sind familiarii im strengsten Sinne des Wortes; dagegen findet sich die Bezeichnung notarius in den Jahren 1181—1262 am Königl. Hofe nicht und auch nach dem Jahre 1262 nur sehr vereinzelt. Der comes capelle und die capellani, die Mitglieder einer uralten Organisation des Hofes, der königlichen Kapelle, sind ebenfalls ständige Hofgeistliche. Andere Geistliche nennt der König clericus noster, wieder andere clericus regis; diesem Ausdrucke darf nicht der Sinn zugeschrieben werden, wie dem «homo regius»; letztern erhält nicht jeder Geistliche, der im Auftrage des Königs etwas ausführt; aus gleichzeitigen Erwähnungen geht hervor, daß diese auch als ständige Angestellte des Königs galten; vor dem Domkapitel Pécs fungiert im Jahre 1240 als Verwalter des custos canonicus von Czikádor und der Fronbauern von Titel ein Geistlicher, welcher «Sylvester clericus Bele regis» genannt wird<sup>12)</sup>, trotzdem der König mit der Angelegenheit nichts zu tun hat. Noch deutlicher spricht dafür eine Erwähnung aus dem Jahre 1286: «Magister Stephanus, archidiaconus de Chazma, condam clericus domini regis»<sup>13)</sup>, als ob dieser Magister einst der clericus auch des jetzt regierenden Königs gewesen wäre. Einen schon um vieles offeneren Kreis bilden die geistlichen Personen, welche wir in der Umgebung des Königs finden, bei denen jedoch nur ihr kirchliches Amt erwähnt ist; sie erhalten vom König Dotationen, verrichten Betrauungen des Königs, fungieren in seinen Briefen als Zeugen — lauter Anzeichen, nach welchen wir sie zur Hofgeistlichkeit rechnen. Ihre Benennung ist gewöhnlich: «N.N., geistliches Amt, dilectus et fidelis noster.» Die Bedeutung dieser beiden Attribute darf nicht unterschätzt werden; mancher comes und Probst hat sie nicht erhalten, wogegen wir ihnen bei den Namen einfacher Edelleute und titelloser Geistlicher begegnen. Bemerkenswert ist der Gebrauch des Attributes «fidelis» in einer Urkunde aus dem Jahre 1245: «Regia liberalitas, que frequenter etiam extraneis benefecit, debet suis fidelibus gratancius porrigere munificencie sue manus»<sup>14)</sup>; die «fideles» sind also den Externen direkt entgegengestellt. Sehr verschiedenartig ist auch das Verhältnis, in welchem

<sup>12)</sup> Hazai okmánytár IV. 24.

<sup>13)</sup> Knauz, Mon. Eccl. Strigoniensis II. 208.

<sup>14)</sup> F. IV. 1. 377. Die Textierung dieser Urkunde stimmt mit der einiger anderer überein, welche wahrscheinlich falsch sind. Vgl. Turul, V. Jahrg. S. 116 und Karácsonyi, Verzeichnis der falschen, fehlerhaft oder gar nicht datierten Urkunden, 16; doch ist diese Urkunde sonst nicht verdächtig, und ihre Angaben entsprechen denen der Urkunde vom Jahre 1250. W. z. 218.

diese Geistlichen zum Könige stehen. Wenn z. B. ein Domherr von Nyitra den königlichen Auftrag zur Statution in den Besitz eines Dominiums in der Umgebung von Nyitra erhalten hat und er darüber dem König Bericht erstattet, läßt sich noch nicht auf seine engeren Beziehungen zum Hofe schließen, wiewohl es gewiß seinen guten Grund hatte, warum gerade er die Betrauung erhielt. Ein verlässlicheres Zeichen ist es schon, wenn wir sichere Kenntnis davon haben, daß der Betreffende vom Hofe ausgegangen und auch dahin zur Berichterstattung zurückgekehrt ist; besonders wenn wir einen Domherrn aus Fejérvár an der Seite des Königs in Zólyom, dann in Zala<sup>15)</sup> sehen, einen Propst aus Pozsony oder Eger in Kroatien<sup>16)</sup>, einen Dechanten aus Hont in der Bácska<sup>17)</sup>, an der Theiß; endlich wenn ihnen vom König eine wichtige ausländische Mission anvertraut oder eine Dotation erteilt, oder beim Papst ein kirchliches Benefizium erwirkt wird.

Im wesentlichen gibt es zwischen den Hofgeistlichen keinen Unterschied, welchen Namen sie immer führen mögen; alle sind familiaris. Am engsten ist vielleicht der notarius dem Hofe verbunden, aber auch er ist nur familiaris. In der Schenkungsurkunde an den notarius László begründet der König die Schenkung damit, daß er sich mit seiner Gunst denen zuwenden müsse, «qui quodammodo propria voluntate abdicata, soli gratie innitentes cottidianorum servitorum fomentis Regum quietant animum»<sup>18)</sup>, worin das Verhältnis des notarius zum Könige deutlich hervortritt. Er ist ein Vertrauensmann, der im Rate des Königs Sitz hat; seinen Titel aber hat er nicht darum, weil er schreibt, sondern weil er notiert<sup>19)</sup>. Oft erledigt er Angelegenheiten selbständig, geht in Gesandtschaft ins Ausland; seine Belohnung ist die Dotation von Grundbesitz, deren er oft von Jahr zu Jahr teilhaft ist<sup>20)</sup>, oder ein kirchliches Benefizium, welches ihm der König erwirkt; es ist herkömmlich, daß der Papst auf Ansuchen des Königs ein doppeltes Benefizium genehmigt; endlich auch der Betrag, welchen er von den Parteien für

<sup>15)</sup> W. II. 525, Theiner I. 244.

<sup>16)</sup> Tkalčič I. 98, W. 2. 53.

<sup>17)</sup> W. 2. 71.

<sup>18)</sup> Knauz I. 491.

<sup>19)</sup> In der Kanzlei der Fürsten des deutschen Reiches spielen die Notare eine ähnliche Rolle; es wird auch angenommen, daß diese Notare Urkunden überhaupt nicht geschrieben, sondern nur diejenigen durchgesehen hätten, welche die Parteien schon fertig dem Fürsten einreichten. Breßlau, I. c. I. 607.

<sup>20)</sup> Notar Thomas erhält 1265 einen, 1267 zwei und 1270 wieder einen Grundbesitz.

die Erledigung ihrer Angelegenheit erhält, denn für die Begehung der Grenzen eines Besitztums, welche oft Tage und auch noch mehr in Anspruch nahm, mußten sich gewiß die Parteien erkenntlich zeigen<sup>21)</sup>. Hofgeistlicher war also, wer vielleicht «nunquam se a nostra familiaritate seiunxit»<sup>22)</sup>, wie der König 1283 von Thomas sagt, — aber nicht Angestellter der Kanzlei. Nirgends wird erwähnt, daß er auch Urkunden ausgestellt hätte; das ist nur der abschließende Teil seiner Tätigkeit; trotzdem ist es gewiß, daß er auch geschrieben hat, denn auch die notarii der deutschen Fürsten haben in dieser Zeit noch Urkunden abgefaßt<sup>23)</sup>; am deutlichsten beweist dies aber der Umstand, daß mehrere zugleich im Dienste waren, so daß sie unmöglich nur eine kontrollierende Aufgabe gehabt haben konnten<sup>24)</sup>.

Zu den Besorgungen der königlichen Kapellane gehörte auch die Erledigung der geistlichen Angelegenheiten des Hofes<sup>25)</sup>, doch befinden sie sich in derselben Lage und in demselben Verhältnisse zum Könige wie die übrige Geistlichkeit; sie haben auch ein Kirchenamt, und zwar oft *curam animarum habens*: Ákos und Paul, Pfarrer von Pest, rely. Pápa, Andreas, Domherr von Győr, Johann, Domherr von Titel, der *comes capelle* ist gewöhnlich Probst<sup>26)</sup>. Sie befinden sich nicht ständig an der Seite des Königs<sup>27)</sup>, sind auch nur Interne, deren Titel nicht bedeutet, daß sie Angestellte sind. Im größten Teil des XII. Jahrhunderts versehen sie vollkommen die Agenden

<sup>21)</sup> Solche Grenzbegehungen scheinen kostspielig gewesen zu sein. Im Jahre 1252 ersuchte bei der Inspektion des Klosters Irög der Prior den Bischof von Pécs, die Grenzen zu bestimmen; der Bischof erfüllt die Bitte, wie er sagt: «ut expensam de paupertate fratrum nobis factam, labore proprio refunderemus». F. IV. 2. 160. — Der unmittelbare Beweis dafür, daß sie vom Könige keinen Gehalt bezogen, fehlt uns; bei den *clerici* haben wir ihn. Im Jahre 1222 klagt Johann, *clericus* des Königs Andreas II., daß er im Dienste des Königs große Auslagen habe, und darum den Papst um ein Benefizium bitten müsse. Theiner I. 36. — Auch von anderen Geistlichen werden ihre großen Auslagen im Dienste des Königs oft erwähnt. Knauz I. 541, W. 9. 440.

<sup>22)</sup> F. V. 3. 180.

<sup>23)</sup> Breßlau I. 499 und 540.

<sup>24)</sup> Im Jahre 1277: Martin (Tkalčič I. 183), Benedikt (Fejérpataky, I. c. 138), Thomas (ib.); außer diesen um dieselbe Zeit: Simon, 1272 *clericus* der Königin, 1283 Notar des Königs (H. oklt. 62, H. okmt. 6. 296), Gwylermus 1276 (H. okmt. 1. 65), Bartholomäus 1279 (Fejérpataky S. 138).

<sup>25)</sup> Sie nahmen auch die Beichte ab, Theiner I. 192.

<sup>26)</sup> Biographisches s. unten.

<sup>27)</sup> Vgl. die Urkunde für den Kapellan Paul vom Jahre 1245. F. IV. 1. 377, und von der Glaubwürdigkeit der Urkunde oben die Anmerkung 14.

der Kanzlei bei uns<sup>28)</sup> und in großem Maße auch im Auslande; ihre Rolle in der Kanzlei war in Deutschland im XII. Jahrhundert bereits zu Ende, wo sie doch bis dahin zu den ordentlichen Schreibern gehörten, doch sind die kleineren deutschen Kanzleien, besonders die kirchlichen, auch noch im XIII. Jahrhundert oft sozusagen mit den capellae verschmolzen<sup>29)</sup>. Unter Béla IV. sind sie bis zum Jahre 1250 unter den die königlichen Aufträge erledigenden Geistlichen auffallend häufig; nach diesem Jahre aber finden wir keinen einzigen erwähnt, was uns zu der Annahme zwingt, daß die Organisation aufgehört hat und nur das Amt eines comes capelle verblieb, oder aber, daß ihre Mitglieder von nun an ausschließlich Ordensgeistliche waren, welche sich mit solchen Angelegenheiten nicht befaßten; unter Bélas Nachfolgern Stefan und Ladislaus sind sie wieder sehr rührig. Nach den Beispielen des Auslands, wie auch nach der Vergangenheit der ungarischen Kanzlei ist es sehr wahrscheinlich, daß die Kapellane auch Urkunden ausgestellt haben, und weil sie zugleich zu den intimeren Geistlichen des Hofes gehörten, können wir es nach den obigen Auseinandersetzungen als sicher annehmen.

Das Verhältnis der «clerici regis» zum Könige beleuchtet lebhaft ein päpstliches Schreiben vom Jahre 1222, in welchem der Papst dem clericus Johann des Königs Andreas II. die Konzession zu einem doppelten Benefizium erteilt, weil: «in servitio . . . Regis Ungarie, ad quod tuorum meritorum exigencia es assumptus, necesse habeas magna, sicut asseris, subire onera expensarum»<sup>30)</sup>. Ihre Titulation ist nicht ständig; oft sehen wir, daß der König einen seiner Geistlichen nur dann «seinen clericus» nennt, wenn er diese Eigenschaft ausdrücklich hervorheben will<sup>31)</sup>. Bezüglich ihrer Wirksamkeit in der Kanzlei genügt es, zu erwähnen, daß in den ausländischen Hofkanzleien, so auch in der deutschen, neben den Notaren oft mancher beschäftigt ist, welcher einfach clericus des Königs genannt wird, wiewohl die Bezeichnung notarius mit der Zeit ständig wird. Auch bei uns gibt es keine konsequente Unterscheidung zwischen notarius und clericus; Ladislaus wird im Jahre 1262 der Notar des Königs, am Ende des Jahres aber vom jungen König Stefan clericus familiaris seines Vaters genannt; Thomas heißt 1265 und 1267 bei König Béla notarius, 1270 aber bei Stefan clericus, wo es doch sicher ist, daß er auch bei letzterem die Dienste eines Notars geleistet hat. Es ist

<sup>28)</sup> Fejérpataky I. c.

<sup>29)</sup> Sogar der Name selbst hat sich umgeformt: cancellaria = capellaria.

<sup>30)</sup> Theiner I. 36.

<sup>31)</sup> Z. B. bei Mutmér und Sükösd nur dann, wenn er über sie an den Papst schreibt; Biographisches s. unten.

wohl wahr, daß der notarius der clericus des Königs ist, darum aber die clerici des Königs nicht auch Notare sind; immerhin beweisen diese Beispiele, daß der Titel notarius noch nicht ständig geworden ist und daß die einzelnen clerici den Titel erst im Laufe der Entwicklung erhalten haben. Betrachten wir endlich auch die übrigen Geistlichen, so sehen wir, daß es sich hier nur um die Frage der Titulation handelt, deren Änderung mit der organischen Entwicklung der Kanzlei zusammenhängt. Solange noch solche Schriften nicht vorkommen, von deren Eigentümern anzunehmen wäre, daß ihre Beschäftigung vorwiegend das Schreiben ist, sprechen die Briefe nur von Kapellanen und «treuen, geliebten» Geistlichen, nebstbei nur sehr vereinzelt auch von königlichen clerici; sobald aber der größere Teil der Urkunden die Arbeit ständig schreibender Hände ist, wird nach wenigen Jahren der Titel notarius gebräuchlich, anfangs vereinzelt und auch bei Einzelnen nicht als ständiger Titel; später jedoch erscheint der größte Teil der bei königlichen Betrauungen genannten Geistlichen mit einem bestimmten Titel, als notarius oder wenigstens als clericus. So ist es möglich, daß diese Urkunden unter Ladislaus dem Kumanier bereits 12 Notare erwähnen und der Titel clericus regis in noch größerer Anzahl vorkommt<sup>32)</sup>, wo doch der Kreis ihrer Beschäftigung größtenteils derselbe ist. Die Lage, der Beruf der alten Hofgeistlichen konsolidiert sich, was sich auch in der Gruppierung der Schriften zeigt, und darum werden sie auch mit präziserem Titel bezeichnet. Bemerkenswert ist, daß sie oft auch das kirchliche Benefizium übernehmen von im Hofe beschäftigten

<sup>32)</sup> Fejérpataky (l. c. 137—138) führt sechs Notare an; außerdem: Magister Gwylermus, Domherr in Veszprém 1276, H. Okmt. I. 65; Magister Martin 1277, Tkalčič I. 183. W. 12. 193. Smičiklas 6. 186; Magister Simon 1283, H. Okmt. 6. 296, 8. 233; Magister Paul, Sohn des Cyther, notarius specialis, 1286. H. Okmt. 8. 248; Magister Aexius, 1287 F. V. 3. 354. W. 12. 453. Ohne Jahr: Magister Michael F. V. 3. 509.

Clerici: Magister Marcellus 1282—83 (hat schon unter Béla gedient) H. Oklt. 95—96; Magister Paul, Propst in Esztergom 1288—89, Knauz 2. 231, 236, 255. Magister Stefan, Dechant von Csázma, vor 1286, Knauz 2. 208. Magister Karachyn, lector in Titel, dann Propst in Győr 1272—85, F. V. 1. 210. V. 3. 278. Magister Kolyn, Dechant in Veszprém 1283. W. 12. 384. Magister Mathias, Pfarrer in Torna, 1274, F. V. 2. 230, wahrscheinlich identisch mit dem späteren Dechanten von Ujvár und comes capellae der Königin 1285. F. V. 3. 274. Magister Johann, Sohn des comes Andreas, Dechant in Gömör 1273—74. F. V. 2. 122, 185, ist im Jahre 1276 comes capellae und Dechant von Nyitra, F. V. 2. 343, dann königl. Vizekanzler und Kanzler. Magister Hippolyt, Sohn des comes Hippolyt de Ilye, 1273—79 W. 4. 19, 4. 176. Magister Paul, Propst in Veszprém, 1275—76. H. Oktmt. 5. 52. 4. 55, später Vizekanzler der Königin.

Vorgängern, welche aber noch keinen Hofitel besaßen; und so sehen wir Geistliche in dezidierten Kirchenämtern lange Zeit hindurch mit dem Hofe enge verbunden. Albeus, am Anfange der Regierung Interner, war Dechant in Hont, ebenso Ladislaus; Smaragd war, bevor er Vizekanzler geworden, Probst von Hanta, notarius Thomas ebenfalls; außer Domherren von Fejérvár, Buda und Esztergom tun sich am Hofe noch Dechanten von Sasvár und Bors hervor<sup>33)</sup>.

Wir haben auch unmittelbare Beweise dafür, daß diese Clerici, Kapellane und anderen Hofgeistlichen, welche nicht mit bestimmten Titeln bezeichnet sind, an den Kanzleiarbeiten mitgewirkt haben. Domherr Zéland war Kanzler Andreas II. zu einer Zeit, als der Titel noch nicht viel mehr als eine Art Notar bezeichnete; wenn der Betreffende also am Hofe Bélas wiederholt fungiert, ist es doch unmöglich, anzunehmen, daß er nicht auch an solchen Arbeiten teilgenommen hätte. Smaragd ist lange Zeit am Hofe, bevor er Vizekanzler wird; ebenso Dömötör; der Vizekanzler mußte aber in allen Kanzleiarbeiten versiert sein, ist er doch der verantwortliche Leiter des Amtes, — folglich mußten die beiden in der Kanzlei gewirkt haben; trotzdem werden sie, bevor sie die hohe Würde erhielten, niemals Notare, nicht einmal clerici genannt.

Unter Béla IV. müssen wir also vornehmlich die erwähnten Geistlichen für die Schreiber der Urkunden halten — nicht ausschließlich zum Dienste in der Kanzlei bestellte Leute, sondern solche, deren Mitwirkung an den betreffenden Angelegenheiten nur zum geringeren Teil auch das Schreiben betraf.

Auch die Vergleichung der Schriften beweist es, daß die Schreiber an der Erledigung der Angelegenheiten größeren Teil als eben nur das Schreiben hatten. In der narratio selbst läßt sich nicht nachweisen, daß diese das geistige Produkt des Schreibers wäre, denn individuellen Stil gibt es nicht, und die Reihenfolge wie die Ausdrucksweise ist meistens die allgemein übliche; doch die confirmatio welche den Übergang zwischen den Formeln und dem contextus bildet und gewöhnlich mit der corroboratio verschmilzt, ist zweifellos die Fassung des Schreibers, da es sich feststellen läßt, daß einzelne Schreiber sich in diesen Teilen ihrer speziellen Ausdrücke bedienen;

<sup>33)</sup> 1233. Der Sasvárer Dechant Vinzenz an der Seite des Königs bei Bereg, Knauz I. 292, derselbe in Esztergom ib. I. 297, unter Béla der Sasvárer Dechant Nikolaus, unter Ladislaus der Sasvárer Dechant Antonius F. IV. 2. 14. Knauz I. 597; sie scheinen als Intime des Erzbischofs von Esztergom zu den Ämtern gelangt zu sein. — 1233. In Bereg und Esztergom ist auch der Dechant von Bors an der Seite des Königs: der Dechant von Bors Dömötör ist Jahre lang unter Béla tätig, um später sein Vizekanzler zu werden.

noch mehr gilt dies für die übrigen Formeln<sup>34)</sup>. Daß der Schreiber auch mit der in der Urkunde behandelten Sache zu tun hatte, dafür haben wir noch andere Anzeichen: verschiedene Urkunden über dieselbe Angelegenheit stammen gewöhnlich von einer Hand. Am 26. November 1267 erhält der lector canonicus Sükösd in Esztergom vom König einen Grundbesitz und bittet um eine Urkunde darüber; nach der Grenzbesichtigung wird ihm ein zweiter Brief mit genauer Angabe der Grenzen ausgestellt; zwischen der Ausstellung der beiden Urkunden müssen, trotzdem sie vom selben Tage datiert sind, Tage, wenn nicht Wochen vergangen sein, und dennoch stammen sie von der Hand eines Schreibers<sup>35)</sup>. Im Jahre 1268 erhalten die Söhne Cuntas Felder und über das Faktum einen flüchtig geschriebenen Cursilbrief mit aufgedrücktem einfachem Siegel, später über dasselbe Faktum einen Privilegienbrief — beide von derselben Hand<sup>36)</sup>; im selben Jahre erhält Michael aus Heche, Lehensmann der Burg Szolgagyör, mit seinem Sohne den Adel und darüber erst einen einfachen, später einen Privilegienbrief — auch diese beiden von einer Hand<sup>37)</sup>. Außerdem besitzen wir von manchem Urkundenschreiber flüchtig hingeworfene Briefchen mit zahlreichen nicht korrigierten Fehlern, also offenbar erstes Konzept; die Schreiber waren demnach nicht Kopisten, sondern warfen — im Rate des Königs sitzend — die Beschlüsse des letzteren auf das Pergament.

Freilich hielten sich nicht alle Hofgeistlichen am Hofe ständig auf; vielleicht hatten sie sich nur dem Könige anzuschließen, wenn er einmal in ihre Gegend kam; einzelne, z. B. diejenigen, die er seine «notarius specialis» nennt, dürften wohl dauernd um ihn gewesen sein. Wenn er z. B. im Norden, in Bereg oder Lipcse weilt, bilden die Dechanten von Bars, Sasvár oder Hont oder der Zipser Propst sein geistliches Gefolge; also Priester der nördlichen Landesteile. Dieses geistliche Gefolge war nicht zahlreich; denn es ist auffallend, daß in gewissen kleineren Zeiträumen der überwiegende Teil der Urkunden immer von der Hand eines einzigen Schreibers stammt<sup>38)</sup>.

<sup>34)</sup> Für den Context selbst finden sich zerstreute Anzeichen, die Vergleichen aber ergeben im allgemeinen keine sichere Antwort.

<sup>35)</sup> Dl. 621 und 3795; der Schreiber gehört nicht zu den ständigeren scriptores.

<sup>36)</sup> Dl. 649. I—II. Der Verf. dieses Urkundenpaares ist einer der ständigen Schreiber; wir bezeichnen ihn weiterhin mit IVD.

<sup>37)</sup> Forgách-Archiv im Ung. Nationalmuseum; ebenfalls die Schrift IVD.

<sup>38)</sup> 1245 schreibt IIA innerhalb dreier Monate vier Urkunden; die erste Hälfte des Jahres 1254 nimmt IIIA ganz für sich in Anspruch, den Winter 1263—63 aber IIIE; leider fehlt später das Tagesdatum. Oft schreibt eine Hand an einem Tage zwei Urkunden: am 12. Juni 1245 IIA, am 23. April 1254 IIIA, am 30. Ok-

Andreas II. beschreibt 1233 in Bereg, also weit vom Mittelpunkte des Landes, seine geistliche Umgebung: «Cletus episcopus Agriensis, Bartholomeus episcopus Vesprimiensis, Mychael prepositus Itubiensis, Vincencius archidiaconus Sasvariensis, Jacobinus de sancto Benedicto, canonicus Cenadiensis»<sup>39)</sup>. Cletus war vordem Kanzler des Königs, Bartholomeus der der Königin; die derzeitigen Kanzler sind nicht anwesend; Michael bekleidete zur Zeit die Stelle eines Vizekanzlers<sup>40)</sup>. In demselben Jahre bestätigt der König denselben Brief in Esztergom, und da werden nach zahlreichen vornehmen Geistlichen auch die Dechanten von Sasvár und Bars erwähnt, wo doch gewiß auch Domherren von Esztergom zugegen waren<sup>41)</sup>. Gelegentlich seines Aufenthaltes in Lipcse (Komitat Zólyom) am 3. August 1263 führt Béla IV. sein Gefolge bis zum letzten Mönch an: der Erzbischof von Esztergom, der Kanzler, Propst Farkas von Fehérvár, der Vizekanzler, Probst Mutmér von Szepes, die Dechanten Dömötör von Bars und Ladislaus von Hont, canonicus custos Felician von Fehérvár, ferner Minoriten- und Dominikanermönche<sup>42)</sup>. Mutmér war, wie wir aus einer späteren Angabe wissen, clericus regis, Dömötör später Kanzler des Prinzen Béla, dann Vizekanzler des Königs<sup>43)</sup>. Ladislaus wird schon ein Jahr früher vom König als sein Notar bezeichnet<sup>44)</sup>. Auffallend ist die Ähnlichkeit mit dem Gefolge des Bischofs Stephan von Preneste, des päpstlichen Legats, eines geborenen Ungars, welches zum Teil auch aus Klostergeistlichen besteht, die er seine capellani nennt; ferner: «presente . . . Thomasino notario, Iacobino clerico et Guidone Bono familiaribus nostris»<sup>45)</sup>.

Dies ist im Großen der Zustand der königlichen Kanzlei um die Mitte des XIII. Jahrhunderts, wiewohl sich innerhalb dieses Rahmens unter Béla IV. eine ziemlich rasche Entwicklung vollzieht.

---

tober 1256 IIIC, am 19. März 1263 IIIE, und zwar zumeist in verschiedenen Angelegenheiten, was in Anbetracht der großen Anzahl der Schreiber besonders auffallend ist.

<sup>39)</sup> Knauz I. 292.

<sup>40)</sup> Fejérpataky 96—98.

<sup>41)</sup> Knauz I. 297.

<sup>42)</sup> Theiner I. 244. Diese Beschreibungen umfassen nur die Geistlichen des Königs; wahrscheinlich waren auch in der Begleitung des Erzbischofs und der Bischöfe nennenswerte Geistliche, welche aber hier unerwähnt bleiben.

<sup>43)</sup> Fejérpataky 115, 110. Rogerius führt die in der Schlacht bei Mohi gefallenen Geistlichen an: die beiden Erzbischöfe, die Bischöfe, dann den Propst von Szeben und Vizekanzler, endlich die Dechanten von Bács und Esztergom.

<sup>44)</sup> F. IV. 3. 66.

<sup>45)</sup> Theiner I. 259.

Geistliche aus adeligen Geschlechtern<sup>46)</sup>, Domherren, Dechanten, Pröpste<sup>47)</sup>, «die umsichtigen und mächtigen Priester der königlichen Würde»,<sup>48)</sup> umgaben im Rate den König, nahmen die in Beratung gezogene Angelegenheit zu Protokoll und hatten mit ihrer mehr oder weniger gewichtigen Stimme auch Einfluß auf dieselben, stellten, wenn es nötig war, darüber klassische Urkunden aus, nicht etwa in einer Kanzlei-Werkstätte, sondern mit ihren eigenen Requisiten, sozusagen nach ihrem eigenen Geschmack ausgestattet<sup>49)</sup>. Diese überreichten sie dann dem Vizekanzler oder, wenn es sich

<sup>46)</sup> Es finden sich unter ihnen Geistliche aus den Geschlechtern Hunt-Paznan, Miskolcz und Kaplyon; selbst die Notare Pósa und Benedikt, die doch einen bescheidenen Lebenslauf hatten, sind Söhne des Markus comes von Rajk.

<sup>47)</sup> Das Urkundenschreiben ist in dieser Zeit keine untergeordnete Beschäftigung. In zwei Fällen ist uns ein Beweis vorhanden, daß auch die Kanzler selbst geschrieben haben: W. 7. 31, W. 12. 689; zur selben Zeit haben in Deutschland Protonotare, sämtlich Pröpste, sehr oft Urkunden geschrieben (Breßlau I. 540); die Notare waren bereits systematisch mit dem Schreiben beschäftigt; wahrscheinlich besonders in den Angelegenheiten, die sie selbst für die Abfassung in eine Urkunde vorbereiteten — zumeist Pfarrer, Domherren und Pröpste. Eine besondere Klasse von Schreibern hat sich erst im XV. Jahrhunderte endgültig ausgebildet (S. ib. 540—41, 561—571). Immerhin dürfte sich der Hofgeistliche, wenn er eine höhere Stufe erreichte, mit Kanzleiarbeiten weniger abgegeben haben; die Schriften verschwinden gewöhnlich nicht plötzlich, sondern erst nach immer größeren Pausen.

<sup>48)</sup> Im Jahre 1284 sagt die Königin, indem sie die Leistungen des Kanzlers Thomas erwähnt: «vicecancellarii officio ante alios regalis excellencie clericos, visiros providos et potentes, meruit insigniri». F. V. 3. 210.

<sup>49)</sup> Das Pergament wird in der Regel von dem betreffenden Schreiber zu Zwecken des Schreibens präpariert; nicht nur an Form und Größe, sondern auch an Stärke und Bleichung ist es bei jedem einzelnen Schreiber ziemlich gleich. Auch die Verzierungen sind das Werk des Schreibers; in der Zeichnung der Initialen hat jeder Einzelne seine Eigenheiten, wiewohl dieselben Initialen auch bei verschiedenen Schreibern vorkommen. Später ist es nicht selten, daß die Anfangsbuchstaben der Sätze fehlen, was aber nicht bedeuten soll, daß dieselben später von einem anderen Schreiber wären nachgetragen worden, denn diese Anfangsbuchstaben sind bei verschiedenen Schreibern in anderer, doch bei jedem einzelnen Schreiber immer in derselben Manier gezeichnet; auch kommt es vor, daß diese Anfangsbuchstaben ausgelassen, aber stellenweise doch schon vorgezeichnet sind, was auch gegen die Mithilfe einer fremden Hand spricht; der Schreiber hat diese Arbeit aus Bequemlichkeit einfach verschoben. Doch muß bemerkt werden, daß die Umschreibung gewöhnlich nach dem Diktat eines anderen geschah; in dem umgeschriebenen Brief sind Namen und einzelne Worte oft mit anderen Lettern und anderer Rechtschreibung wiedergegeben als im Original. An einer Urkunde aus der Zeit, in der Béla noch als rex iunior regierte, läßt es sich wahrnehmen, daß dieselbe von der geistlichen Partei, welcher die Urkunde galt, diktiert wurde, weil kleinere Korrekturen mit lokalen Beziehungen darin vorkommen. H. Okmt. 5. 4 und 5. 12.

um eine goldene Bulle handelte, dem Kanzler, zuweilen sogar dem Könige selbst, die eigenhändig das Siegel daranhängten <sup>50)</sup>.

## II. Die Entwicklung der Kanzlei unter Béla IV.

Die Urkunden, welche Béla noch als «rex junior» zu Lebzeiten seines Vaters herausgegeben hat, enthielten zum größeren Teile keine Gunstbezeugungen, sondern gingen zumeist aus der Überprüfung des Rechtstitels der Grundbesitzer hervor; schon darum wurde auf ihre Ausstattung wenig Gewicht gelegt. Die Größe des Pergaments richtet sich nach dem Umfange des Inhaltes, die Ränder sind unordentlich beschnitten, die Schrift schleuderisch und schmucklos; die Ausstellung der Urkunde galt dem Schreiber neben seiner übrigen Tätigkeit bei Hofe als nebensächlich. Und doch scheint die jungkönigliche Kanzlei geschlossener, als zu erwarten wäre. An seinem bescheidenen Hofe konnte die Anzahl der intimen Geistlichen eben nicht groß sein, als ihm auch die Sorgen der Regierung aufgebürdet wurden; die damit verbundenen schriftlichen Arbeiten wurden die Aufgabe der an Zahl geringen Geistlichkeit. Auf elf von mir untersuchten Urkunden vermochte ich im ganzen nur vier Schriften zu unterscheiden, aber von diesen lieferte die eine vier bis sechs Briefe <sup>51)</sup>, während die anderen nur je einen anfertigten <sup>52)</sup>. Zwischen 1227—1233 finden wir von diesem führenden Schreiber Urkunden in den verschiedensten Angelegenheiten für verschiedene Gegenden des Landes; er ist also Hofmann im engeren Sinne des Wortes, demgegenüber die anderen nur «ad hoc» betraute Schreiber gewesen sein mochten. Die Schrift des einen z. B. in einer Urkunde für das Komitat Nyitra ähnelt sehr den damals beim Kapitel Nyitra beliebten Schriften <sup>53)</sup>. An der Seite des «rex iunior» erwähnen die Urkunden seinen Kanzler Mathias, von Kindheit her seinen vertrauten Freund; dann sehen wir noch einen Geistlichen, den Schreiber der oben erwähnten vier bis sechs Urkunden, den wir fast seinen notarius nennen könnten, fungieren; außerdem sind aber, wie es die

<sup>50)</sup> Eigenhändig siegelt der König 1263. F. IV. 3. 116; 1268: F. IV. 3. 443.

<sup>51)</sup> 1227. Kapitel Esztergom ladula 66, fasciculus I. Knauz I. 291; 1228—32 Kisfaludy-Archiv F. III. 2. 254; 1230—33 Dl. 779. F. III. 2. 87; um das Jahr 1230 Dl. 780, F. III. 2. 356; wahrscheinlich noch: 1230 Dl. 160, W. 6. 485; 1233 Dl. 185, F. III. 2. 363.

<sup>52)</sup> 1.: 1227. Dl. 131. F. III. 2. 117; — 2.: 1230. Dl. 79. W. 11. 139; — 3.: 1231. Dl. 168. W. II. 234. Mit ganzer Sicherheit konnten wir nicht beurteilen: 1229. Dl. 149. F. III. 2. 139; 1229. Dl. 144. Knauz I. 305.

<sup>53)</sup> 1230. Dl. 79. W. II. 139.

Schriften beweisen, noch mehrere dem Hofe minder eng verbundene geistliche Ratgeber geschäftig.

1. Die königliche Kanzlei bis zur Tartareninvasion. Mit der Thronbesteigung Bélas erweitert sich plötzlich der königliche Hof; außer den bisherigen Geistlichen Bélas verlangen die seines verstorbenen Vaters neben vielen neuen ein Amt<sup>54)</sup>; es gibt keinen Schreiber mehr, von dessen Hand Dokumente in größerer Anzahl herrühren, welcher Umstand ein Beweis dafür ist, daß die Stelle des erwähnten notarius am Hofe des rex iunior nicht institutionell, sondern nur die Folge spezieller Verhältnisse war. Obwohl die Urkunden in ihrer äußeren Form ordentlicher sind und mancher Schreiber sogar einem andern die Gewohnheiten, Initialen usw. abguckt, oder sie sich gegenseitig im Zeichnen unterstützen<sup>55)</sup>, ist die Organisation der Kanzlei doch ziemlich locker. In den 15 Originalurkunden der Jahre 1235—41 kommt nur die Schrift von zwei Schreibern zweimal vor, die eine, IA, in den Jahren 1236 und 1240<sup>56)</sup>, bei der es nicht ausgeschlossen ist, daß es die Schrift des erwähnten führenden Schreibers des rex iunior ist; die andere, IB, 1237 und 1240; dann nach der Invasion 1243<sup>57)</sup>. Schrift und Manier dieses letzteren Schreibers stechen von denen der übrigen Schreiber ziemlich ab; außerdem hat sich in diesen sieben Jahren nicht ein einziger Zug der Schrift verändert, und alle Briefe gelten dem Komitate Nyitra und dessen Umgebung. Dürfen wir uns nach diesen drei Briefen richten, so haben wir es also nicht mit einem speziellen Schreiber des Königs zu tun. Wenn wir die übrigen Schriften so sehr als nur möglich zusammenfassen, haben wir für die 15 Urkunden noch immer 7—8 Handschriften, vielleicht aber auch 11—12. Ein vielsagendes Beispiel ist die eine Schrift vom 15. November 1237<sup>58)</sup>, vom selben Tage wie der eine Brief des mit IB bezeichneten Schreibers: sowohl in der Behandlung des Pergaments, als auch in den Schriftzügen ahmt sie dem obengenannten Schreiber nach und weist auf einen ungeübten, ad hoc schreibenden Geistlichen hin.

In diesen Jahren treten in auffallend großer Zahl die Mitglieder der königlichen Kapelle auf. Thomas, der comes capellae, war schon im Jahre 1233 Propst von Háj-Szent-Lörincz; auf sein An-

<sup>54)</sup> Stefan, Zéland. S. unten.

<sup>55)</sup> 1239. Dl. 3629—1240. Dl. 12796 sind nicht dieselbe Schrift, die der Initialen ist doch dieselbe.

<sup>56)</sup> Kiszaludj-Archiv, W. 7. 8 und ebenda W. 2. 191.

<sup>57)</sup> Archiv des Esztergomer Kapitels lad. 40 fasc. 1. W. 7. 33; Dl. 12796. W. 7. 104; Dl. 257. W. 7. 133.

<sup>58)</sup> Archiv d. Esztergomer Kapitels lad. 27. fasc. 1. W. 7. 32.

suchen hat der Erzbischof von Kalocsa, dann der päpstliche Legat, endlich der Papst selbst zur Erhöhung seiner Einkünfte die Propstei mit der Dechanei von Bodrog vereinigt; 1238 und 1240 erwähnt ihn der König als Kapellenvorstand unter den Zeugen<sup>59)</sup>. Der Kapellan Martin erhält vom Könige Felder<sup>60)</sup> im Jahre 1242, war also offenbar schon vor der Invasion tätig; der Kapellan Johann, Canonicus von Titel, ist im Jahre 1238 am Hofe Richter zwischen zwei prozeßführenden Parteien<sup>61)</sup>; Kapellan Paul, Pfarrer von Pápa, besorgt 1237 im Auftrage des Königs Grenzberichtigungen<sup>62)</sup>, wirkt auch nach der Invasion. Kapellan Ákos, Pfarrer von Pest, beginnt wahrscheinlich um diese Zeit seine Tätigkeit, wiewohl er erst nach der Invasion erwähnt wird.

Gegenüber der großen Anzahl der Kapellane nennt der König nur zwei Geistliche ausdrücklich seine clerici: den Magister Stefan, Canonicus von Fehérvár, der schon clericus des Königs Andreas war und damals in Trencsén, jetzt aber im Auftrage Bélas in den Komitaten Zala und Veszprém Grenzberichtigungen vornahm<sup>63)</sup>, und Sylvester, den ein Brief des Pécsrer Kapitels als clericus regis bezeichnet<sup>64)</sup>. In königlicher Betrauung wirkte auch Magister Zéland aus dem Geschlechte Kaplyon, lector canonicus in Székesfehérvár, einst Kanzler des Königs Andreas: 1236 an der Drau, dann im Komitate Zala, erhält in den Jahren 1236 und 1239 vom Könige eine Urkunde; weiter wird er nicht erwähnt. 1245 schreibt aber der König vorwurfsvoll an den Papst, daß der Genannte ohne Anfrage beim König zum Bischof von Veszprém gewählt wurde<sup>65)</sup>. Magister Mathias, Canonicus von Pécs, ist im Jahre 1236 homo regius an der Drau<sup>66)</sup>, der Dechant von Vác Ozias in demselben Jahre königlicher Richter im Komitate Bars. Die Zugehörigkeit des Magisters Albeus zum Hofe ist handgreiflich: er ist Dechant in Hont, dann in Nyitra, und doch erscheint er im Süden an der Theiß, wo er im Komitate Bács 1237 die ihm vom Könige übertragenen Angelegenheiten erledigt. In den Jahren 1237—40 besorgt er im Auftrage des Königs die schwierige Konkskription der Güter der Abtei von Pannon-

<sup>59)</sup> Theiner I. 124. F. IV. 1. 132. F. IV. 3. 550.

<sup>60)</sup> F. IV. 1. 271.

<sup>61)</sup> F. IV. 1. 136.

<sup>62)</sup> W. 7. 36.

<sup>63)</sup> F. III. 2. 402. H. Okmt. 6. 37. W. 2. 100. Vgl. auch W. 2. 91.

<sup>64)</sup> W. 7. 113.

<sup>65)</sup> Fejérpataky p. 96. W. 7. 23. Zalai O. I. 10. H. Okmt. 6. 30, 6. 37. Theiner I. 193.

<sup>66)</sup> W. 7. 26.

halma. Im Jahre 1240 geht er von Seiten des Kapitels Esztergom wegen der Wahl des gewesenen Kanzlers Mathias zum Erzbischof in Gesandtschaft zum Papste <sup>67)</sup>.

Ali dies entspricht im großen Ganzen dem, was die Vergleichung der Handschriften ergibt; wir können von keinem einzigen annehmen, daß die Kanzleiagenden seine wichtigste Sorge gewesen wären. Die Aufträge dürften den im Augenblick zur Verfügung stehenden Kapellanen und clerici regis erteilt worden sein, und unter diesen müssen wir auch die Schreiber von IA und IB suchen; doch weder sie noch die übrigen Geistlichen waren berufsmäßige Schreiber. Sie waren die gewissen «Kanzler», denen — nach Argerius — König Béla die Erledigung untergeordneter Angelegenheiten überließ, die den bei Hof bittlich erscheinenden Adeligen empfangen, der dann beleidigt murrte, er sei gekommen, mit dem Könige und nicht mit «diesen» zu sprechen; er habe doch nur einen König. Béla befolgte das Verfahren der römischen Kurie <sup>68)</sup> nur insofern, als er «diesen» die Instanzen, bevor sie dem königlichen Rate vorgelegt wurden, nur zur Vorbereitung herausgab; sonst ist in dieser Zeit keine Neuerung wahrnehmbar.

2. Von der Tartareninvasion bis um 1253. Das große Ereignis hat auf die Entwicklung der Kanzlei keine unmittelbare Wirkung gehabt, trotzdem bedeutet es den Beginn einer neuen Epoche; das ungarische Rechtsleben gedieh zu außerordentlicher Blüte und die Urkunden vermehrten sich; die Wirkung dieses Umstandes macht sich in der Entwicklung der Kanzlei ebenso fühlbar wie in der Regierungszeit des jüngeren Königs Béla. Die Urkunden gewinnen eine einheitlichere Form, als ob alle dem Muster eines führenden Schreibers nachzustreben sich bemühten. Um das Jahr 1245 setzen sich auch gegenüber den bisherigen Schwankungen die Formeln endgültig fest, besonders in der Titulation; die Abweichungen verblassen immer mehr.

Zugleich aber wiederholt sich auch eine Erscheinung aus der jüngeren Regierungszeit: wieder tritt ein Schreiber hervor, der ständig Urkunden anfertigt und auch seine Freude daran hat, dieselben künstlerisch auszustatten; und wenn er im Augenblick der einzige ist, dem wir das nachrühmen können, tritt späterhin an seine Stelle ein anderer und nach diesem ein dritter, so daß in der Kanzlei

<sup>67)</sup> W. 6. 533. W. 2. 71. W. 2. 1. Theiner I. 174. Möglicherweise ist er derselbe Dechant Albert von Esztergom, der nach Rogerius in der Schlacht bei Mohi gefallen ist.

<sup>68)</sup> «Ad instar Romane Curie» verfügte Béla, wie Rogerius berichtet.

immer jemand tätig ist, der die Arbeiten institutionell besorgt. Andererseits aber ist die Anzahl der von diesen hergestellten Urkunden so gering, daß sie kaum den dritten Teil der gesamten Urkunden ausmacht; die überwiegende Mehrheit wird noch immer von zahlreichen mehr oder weniger fremden Händen geliefert; von einem Schreiber läßt sich nachweisen, daß er eigentlich der Schreiber des Erzbischofs und später des Kapitels von Esztergom war, und als solcher auch die den letzteren zugehenden königlichen Briefe geschrieben hat.

Die ständigen Schreiber verfügen bereits über eine größere Fertigkeit in der Ausstattung der Urkunden; an Pergament und Zeichnungen sind sie wohl freigebiger, doch sind schon Anzeichen vorhanden, daß sie — wenn der Ausdruck gestattet ist — mit der fabrikmäßigen Herstellung der Urkunde beginnen. Ein solches Anzeichen ist das in Mode gekommene Vorgehen um die Einzeichnung des Datums, einer jener seltenen Fälle, wo der Kanzleibetrieb in der Árpádenzeit ein Lebenszeichen von sich gibt, weshalb wir ihm wohl einige Aufmerksamkeit schenken dürfen. Im Jahre 1245 kommt es zuerst vor, daß das Tagesdatum, welches, nach dem römischen Kalender geschrieben, gewöhnlich zwischen *annus domini* und *annus regni* steht, sich auf den unteren Pergamentbug (*plicatura*) in Kursivschrift aufgezeichnet befindet, und zwar nur auf den Urkunden des führenden Schreibers IIA, später auch bei anderen, endlich aber ganz allgemein; in der Urkunde selbst bleibt der Raum frei, um nachträglich ausgefüllt zu werden, was aber schon sehr oft versäumt wird. Eine Erklärung dieses Vorganges wäre, daß der Beamte, indem er die zu kopierende Urkunde dem Schreiber übergab, das Datum auf das noch leere Pergament geschrieben hätte; doch ist dies kaum annehmbar, denn warum hätte dann der Schreiber das Datum nicht in die offengelassene Stelle eingetragen? Das nur auf die *Plicatur* gesetzte Datum hatte auch für den Schreiber von damals keine Gültigkeit; wir haben ja auch ein Beispiel dafür, daß nach König Béla ein solches Dokument, auf welchem der Raum für das Datum offen und das letztere auf die *Plicatur* geschrieben war, umschreiben ließ und der Kopist das seitwärts angebrachte Datum einfach nicht beachtete<sup>69)</sup>. Als Erklärung kann auch nicht dienen, daß es das Datum des «*actum*» gegenüber dem Datum des Schreibens gewesen wäre; denn das Datum des «*actum*» muß auf dem Konzepte

---

<sup>69)</sup> Forgách-Archiv: 18. April 1249, 15. Mai 1256. Der Kopist war sichtlich ein geübter, regelmäßiger Schreiber der Kanzlei und pflegt auch selbst das Tagesdatum wegzulassen.

gestanden haben —, kein Mensch hätte das im Kopf behalten; und wenn man für die Entscheidung so empfindlich war, wie kommt es, daß späterhin die Einzeichnung des Tagesdatums überhaupt aufhört und nur das Jahr angegeben ist? Derselbe Umstand schließt auch die Annahme aus, daß das Datum der Herausgabe des Dokumentes vom Tage des Schreibens unterschieden werden sollte. Wir können diese Gewohnheit nur mit dem Grunde erklären wie das Auslassen der Initialen: der Schreiber hat aus Bequemlichkeit die Umrechnung des sich auf dem Konzept befindenden christlichen Tages auf den römischen zuletzt gelassen<sup>70)</sup>. Der Anfänger im Schreiben bereitet, bevor er mit dem Kopieren begann, das Konzept vollkommen vor, indem er auch den christlichen Tag auf den römischen umrechnet; der gewandte Schreiber dagegen macht sich sofort an das Kopieren und läßt alles, was dabei hinderlich ist, wie die Initialen, die Umrechnung des Datums usw. zuletzt; darum fällt auch diese Gewohnheit mit dem Auftreten der berufsmäßigen Schreiber zeitlich zusammen. Die Umrechnung des christlichen Tages auf den römischen war nicht gerade einfach; die umgekehrte Rechnung ist leichter, und trotzdem begegnen wir auch heute noch selbst in den besten Archiven Fehlern, auch Knauz nicht ausgenommen. Es kommt vor, daß der Schreiber das Datum von der Plicatur unrichtig auf die leere Stelle im Dokumente überträgt<sup>71)</sup> oder schon unrichtig auf die Plicatur gesetzt hat und darum durchstreichen und berichtigen mußte<sup>72)</sup>. Besonders werden Nonas und Kalendas verwechselt, so daß auf der Plicatur nonas, im Texte aber kalendas steht<sup>73)</sup>; auch bleibt zuweilen der Raum für nonas oder kalendas frei und wird erst nachträglich ausgefüllt<sup>74)</sup>; auch der Tag und das Regierungsjahr wird nachträglich eingezeichnet<sup>75)</sup>. In den sechziger Jahren wird die Ausstellung der Urkunden immer häufiger übereilt; es ist etwas Gewöhnliches, daß die Stelle leerbleibt, das Datum aber auch auf der Plicatur nicht angegeben ist; später läßt man eine Stelle für das Tagesdatum überhaupt nur aus Gewohnheit offen, indem man gar nicht beabsichtigt, das Datum wirklich einzutragen; darauf weist

---

70) Breßlau I. 860. erklärt auch zum größten Teil auf diese Weise diesen auch in den deutschen fürstlichen Urkunden vorkommenden Gebrauch, anderseits aber finden sich in Mon. Germ. Dipl. IV. Fälle, wo offenbar im Interesse des richtigen Datums der Tag nachträglich eingeschrieben wurde.

71) 1247. Dl. 307.

72) 1245. Dl. 283.

73) 1247. Dl. 307.

74) 1268. Dl. 645, 1256 Dl. 441 und 442.

75) Primatial-Archiv: 1263 fasc. I. n. 1. A.-

wenigstens die Tatsache hin, daß die leergebliebene Stelle gewöhnlich kürzer ist, als daß sie das Tagesdatum aufnehmen könnte; schließlich ist auch oft vom Datum keine Spur vorhanden; es ist gänzlich weggeblieben, nur die alten Schreiber halten sich an den alten Usus. In den Kursivbriefen aber, wo das Tagesdatum immer nach christlicher Rechnung ausgedrückt ist, fehlt es auch niemals.

Wenn also dieser Gebrauch ausschließlich nur auf technische Gründe zurückgeht, beweist er für die Organisation der Kanzlei immerhin das eine, daß berufenere Schreiber in Aktion zu treten begannen.

Nach der Tartareninvasion schreibt im Jahre 1242 Kanzler Benedictus selbst eine Urkunde <sup>76)</sup> — jedenfalls das Zeichen eines Ausnahmezustandes; 1243 aber IB <sup>77)</sup>; sonst war es von anderen Schreibern nicht festzustellen, daß sie auch vor der Tartareninvasion geschrieben hätten. Im Jahre 1243 tritt der wiederholt erwähnte Schreiber IIA auf; im Januar dieses Jahres schreibt er zwei, 1245 die Hälfte der Urkunden, d. h. vier Stück; dann verschwindet er, um erst 1252 wieder mit einer Urkunde hervorzutreten <sup>78)</sup>. In der Ausstattung ist er von allem Anfang an vollkommen, mit den fein gezeichneten Initialen, mit seinen Zeilen sticht er von den übrigen Schreibern ziemlich ab; man könnte fast glauben, er habe das Schreiben nicht in Ungarn erlernt; besonders seine Urkunde aus dem Jahre 1252 ist ein Meisterwerk, welches täuschend den prunkvollsten päpstlichen Briefen gleicht, besonders, weil auch die Zurechtung des Pergaments der südlichen Manier entspricht. Bei ihm kommt zuerst das auf die Plicatur eingetragene Datum vor. Solange er tätig ist, findet sich kein anderer, der mehr als einmal geschrieben hätte; bald nach seinem Verschwinden tritt 1247 der Schreiber IIB sein Erbe an, welcher ihm aber in der Form weit nachsteht; 1247 schreibt er zwei Urkunden, 1248 eine; vielleicht gehören ihm auch zwei Urkunden derselben Hand aus dem Jahre 1249 an <sup>79)</sup>. In diesem Jahre verschwindet auch er; doch ist bereits ein anderer — IIC — an seiner Stelle, der 1249 und 1250 je einen, 1251 zwei Urkunden

<sup>76)</sup> 14. August 1242. Dl. 33 913. F. V. 1. 201.

<sup>77)</sup> 23. Mai 1243. Dl. 257. W. 7. 133.

<sup>78)</sup> 24. Januar 1243. Dl. 255. F. IV. 1. 274; 29. Januar Békássy-Archiv W. 7. 131; 11. April 1245 Nationalmuseum, F. IV. 2. 395; 10. April Dl. 283, W. 7. 191; 12. Juni Dl. 297, W. 7. 187 und Dl. 29 658. H. Okmt. 8. 45; 15. Juni 1252 Dl. 366, W. 7. 342.

<sup>79)</sup> 4. April 1247 Dl. 307. F. IV. 1. 444; 22. Juni Nationalmuseum, Urkunden des Mittelalters 17, W. 7. 228; 19. Juli 1248 Arch. des Eszterg. Kapitels Iad. 34. fasc. 1. F. IV. 2. 14; die beiden zweifelhaften: 13. April 1249 Dl. 337, W. 7. 281; 18. April, Forgách. F. IV. 2. 54.

schreibt<sup>80)</sup>. Die Schrift ist der seines Vorgängers sehr ähnlich, dem IIA kommt aber auch er nicht nahe.

Außer diesen führenden Schreibern, die der Reihe nach ihre Vorgänger nachahmten, haben wir noch von dem Schreiber IIB aus den Jahren 1248, 1249 und 1252 je einen Brief, sämtlich für den Erzbischof von Esztergom oder auf dessen Ansuchen; im Jahre 1252 gibt der Erzbischof einen Brief heraus, von derselben Hand geschrieben, wo der Erzbischof keinen Teil an der Leitung der Kanzlei mehr hatte; es ist also nicht wahrscheinlich, daß er für seine Urkunde den Schreiber der Kanzlei entnommen hätte, vielmehr das Gegenteil. Die Rolle dieses Schreibers hört übrigens nicht auf, trotzdem der Erzbischof, Stefan Vánca, Kardinal wird und 1252 nach Rom geht. Im Jahre 1258 schreibt er wieder eine königliche Urkunde für den Esztergomer lector Sükösd, 1263 eine andere für den Erzbischof von Esztergom; der Dotationsbrief des Bischofs Zozimas von Várad an das Esztergomer Kapitel, welcher also keine königliche Urkunde ist, stammt ebenfalls von seiner Hand. Andere königliche Urkunden als die für Erzbischöfe und Geistliche von Esztergom hat er nicht geschrieben; an den königlichen Briefen, welche von ihm herühren, an deren Formeln, besonders aber an dem Datum läßt es sich erkennen, daß er kein königlicher Schreiber war<sup>81)</sup>.

Noch ein Schreiber muß erwähnt werden, den wir mit IIE bezeichnen; 1252 schreibt er zwei Urkunden, eine aus dem Jahre 1265 ist vielleicht auch seine Schrift<sup>82)</sup>. Die Urkunden aus dem Jahre 1252 verraten in Formeln und Ausstattung einen außerordentlich ungeübten Schreiber; trotzdem sie an verschiedene weltliche Persönlichkeiten gerichtet und so aller Wahrscheinlichkeit nach im königlichen Hofe geschrieben sind; in der um 13 Jahre späteren Urkunde hat sich die Schrift wohl etwas geändert, doch in der Kanzleimäßigkeit ist ein Fortschritt kaum wahrzunehmen; das Kopieren von Urkunden mochte ihm höchst selten zugekommen sein — ein charak-

<sup>80)</sup> 20. Januar 1249 Dl. 33 566. F. IV. 2. 47; 11. August 1250 Dl. 343. F. IV. 2. 67; 10. Mai 1251 Dl. 354, W. 11. 373; 29. Dezember Archiv Soós. F. IV. 2. 65.

<sup>81)</sup> 1248. Arch. d. Eszterg. Kap. lad. 51. fasc. i. N. 3. Cursilbrief, auf der Rückseite die blasse Spur nicht des königlichen, sondern eines mandelförmigen geistlichen Siegels, F. IV. 2. 14.—15. März 1249 Primatial-Arch. fasc. 1. N. 2. I. F. IV. 2. 37; — 1252. Eszterg. Kap. lad. 49, fasc. 1. F. IV. 2. 138; — 1251 Eszterg. Kap. lad. 49. fasc. 1. F. IV. 2. 138; — 1252 Eszterg. Kap. lad. 51. fasc. 1. N. 7. — 1258 Primatial-Arch. fasc. 1. N. 13. — 1263. Primatial-Arch. fasc. 1. N. 1 A; — 25. Mai 1264 Eszterg. Kap. lad. 67. fasc. 1. N. 3.

<sup>82)</sup> 26. März 1252 Eszterg. Kap. lad. 34. fasc. 1. W. 7. 34; 22. April Dl. 363. W. 7. 338; 17. Oktober 1265 Eszterg. Kap. lad. 67. fasc. 1. N. 5. F. IV. 3. 256.

teristischer Beweis dafür, daß der größte Teil der Schreiber nicht ständig angestellt war. Außer den erwähnten Schreibern lassen sich noch 8—9 Schriften deutlich unterscheiden; die beiläufig ein halbes Hundert umfassenden Urkunden dieser 12 Jahre wurden also zumindest von 15 Schreibern angefertigt, die Zahl der letzteren dürfte aber auch die 20 überschreiten.

In der Kanzlei hat also außer den beiden Kanzlern noch ein dritter Mann ständiger gearbeitet, die übrigen bequemen sich in der Ausstattung nach Möglichkeit den immer fortschreitenden Gebräuchen an; das Schreiben ist jedoch bei ihnen nur Nebenbeschäftigung.

Es ist anzunehmen, daß die Vizekanzler vor ihrer Beförderung in dieses Amt mit der Ausstattung von Urkunden beschäftigt waren. Benedek hat, wie wir gesehen haben, auch als Kanzler noch geschrieben; Achilles de genere Hunt-Paznan war 1255, bevor er Vizekanzler wurde, homo regius; nach einem Briefe Bélas diente er auch dessen Vater<sup>83)</sup>. Als er Vizekanzler wurde, hört unter den häufigeren Schriften IB auf, welche seit dem Regierungsantritte Bélas vorgekommen war. Als Jób 1251 Vizekanzler wird, verschwindet IIB, bei Vorrückung des Thomas zur Vizekanzlerwürde 1252 die Schrift IIC. Ob diese ihre eigenen Schriften waren, ist nicht nachzuweisen; Tatsache aber ist, daß 1252, nachdem die Vizekanzler häufig wechselten, in der Kanzlei kein ständiger Schreiber verblieben ist.

Die königlichen Aufträge werden noch immer zum großen Teil von den Mitgliedern der Kapelle ausgeführt; Thomas war vor seiner Vizekanzlerwürde Kapellenvorstand; wahrscheinlich auch Jób<sup>84)</sup>. Kapellan Martin erhält, wie schon erwähnt, 1242 eine Dotation<sup>85)</sup>, Kapellan Andreas Domherr in Győr, ist 1247 neben Bolondócz homo regius<sup>86)</sup>, Kapellan Paul, Pfarrer in Pápa, kommt schon 1237 vor, erhält 1245 eine Dotation, ist 1250 Prokurator des Königs und erscheint später in Sachen seiner eigenen Güter; möglicherweise ist er mit dem späteren Pozsonyer Propst, dem Vertrauten, nachher auch Vizekanzler des Königs, identisch<sup>87)</sup>. Kapellan Ákos ist 1241 Pfarrer in Pest und beschäftigt sich als homo regius in Kroatien;

<sup>83)</sup> 13. Januar 1243. F. IV. 1. 272, — 23. Juli 1251 F. IV. 2. 95.

<sup>84)</sup> Von Thomas war bereits die Rede; 1252 fungiert ein Propst von Buda namens Jób; wenn dieser mit dem gewesenen comes capellae identisch ist, kann jener nicht 1251 Vizekanzler gewesen sein. Karácsonyi, Magyar nemzetségek III. 1. 145 identifiziert den comes capellae mit dem späteren Vizekanzler und Bischof von Pécs, de genere Zách.

<sup>85)</sup> F. IV. 1. 271.

<sup>86)</sup> W. 2. 194.

<sup>87)</sup> W. 7. 36; F. IV. 1. 377; W. 2. 217; W. 2. 218; W. 2. 296.

1249 ist er *canonicus custos* in Fehérvár und Kanzler der Königin und kommt in der Zips als *homo regius* vor; noch 1268 nennt er sich Bélas Kapellan, doch scheint ihn nicht dieses Amt an den Hof gefesselt zu haben; er hält sich dort vielmehr darum öfters auf, weil er 1248—59 Kanzler der Königin ist, und später, weil er als Propst von Buda Prokurator des Klosters Nyúlziget (*insula leporum*, die jetzige Margareteninsel) ist<sup>88</sup>). Im ganzen genommen, werden im Laufe der vierziger Jahre die Kapellane immer seltener erwähnt, nach 1250 verschwinden sie gänzlich.

Ausdrücklich nennt der König in dieser Zeit nur einen Menschen seinen *clericus*: den Magister Nikolaus, der 1242 Verwalter des Königs an der Save ist; wahrscheinlich ist er mit Propst Nikolaus in Eger identisch, der unter überraschend ähnlichen Umständen 1244 ebenfalls *homo regius* an der Save ist<sup>89</sup>).

Bemerkenswert ist das Wirken eines anderen *homo regius*: im Jahre 1247 fordert der König das Kapitel von Veszprém auf, eines seiner Mitglieder zu entsenden, in dessen Gegenwart «Magister Sykardus de Usa *homo noster specialis, de curia nostra protonotarius*» für die Kirchengemeinde Türje einen Grundbesitz protokollieren soll; er wäre also Bélas zuerst genannter Notar. Doch schon sein Titel erweckt Verdacht, denn niemals nannte der König im XIII. Jahrhundert seinen Notar *Protonotarius*, womit nur die Oberrichter bezeichnet wurden; daß auch sein Geburtsort genannt ist, zeigt ihn auch nicht als Intimen des Hofes; die Güter Barbáshida und Vitenyéd, die er protokollieren sollte, waren in der Nachbarschaft von Usa, und der König hat den Auftrag ihm als «Landrichter an unserem Hofe» erteilt. Im Jahre 1268 erwähnt der Banus Csák, Gespan von Zala, einen *Protonotarius* namens Sigardus, welcher in der Nachbarschaft des Gutes protokolliert, auf welchem 1247 der erwähnte Sykardus wirkte<sup>90</sup>).

Magister Gerard ist unter den Betrauten des Königs eigentlich niemals erwähnt; wahrscheinlich ist er der Pfarrer von Selmezbánya, den das Esztergomer Kapitel 1240 an den Papst entsendet; 1244 bewilligt ihm der Papst als Dechanten von Mosony ein zweifaches *beneficium* «*attendentes laudabile testimonium quod tibi de literarum sciencia, vite mundicia, nobilitate generis et bonis moribus perhibetur*». Im Jahre 1252 erhält er die Konzession zu einem benefi-

<sup>88</sup>) W. 11. 333, F. IV. 2. 45, — 1254: W. 7. 372. — 1255: F. IV. 2. 287, 2. 336, — 1257: W. 11. 442, — 1261: Dl. 25 755, — 1264: W. 8. 271; Sörös: A szent Beredek-rend tört. I. 326, — 1268: W. 8. 193, 215; — 1272: W. 9. 6.

<sup>89</sup>) F. IV. 1. 267, W. 2. 53, 7. 170.

<sup>90</sup>) Zalai O. I. 18, W. 8. 210.

cium in Deutschland, weil er wahrscheinlich damals das Land bereits verlassen hatte, und zwar als Kapellan des erwähnten Kardinals Stefan. Da Stefan ein Jahr später, 1253, zurückkehrt, bittet Gerard wieder um ein beneficium in Ungarn in der Győrer Diözese, derselben, welche er verlassen hatte; seiner Herkunft nach ist er Italiener und ein Bruder des päpstlichen Notars Albert; 1254 nennt ihn der König «Mgr. Gerardus de Parma». Wir haben erwähnt, daß der Schreiber IIA wahrscheinlich Ausländer ist und seine Schrift der Schrift der päpstlichen Urkunden sehr ähnlich ist; außerdem kommt diese Schrift ebenso wie Gerard am Anfang der vierziger Jahre und dann 1252 vor und verschwindet nach 1252, als Gerard in die Dienste des Kardinals Stefan tritt<sup>91)</sup>; somit könnte dies seine Schrift sein, doch haben wir dafür keinen positiven Anhalt<sup>92)</sup>. Vielleicht hatte Gerard mit dem Hofe gar nichts zu tun und verdankte die Gunst des Papstes nur seinem Bruder; doch eben der Umstand, daß sein Bruder Notar ist, macht es wahrscheinlich, daß auch er in der Kanzlei heimisch war und an den Arbeiten derselben mitwirkte.

Im Jahre 1245 ist Domherr Ipoly von Nyitra<sup>93)</sup>, 1240 und 1249 Dechant Vincenz von Nyitra<sup>94)</sup> homo regius; Dechant Nikolaus von Nógrad aber im Jahre 1252<sup>95)</sup>. Den Magister Smaragd erwähnt der König am Ende dieser Periode, doch der Hauptteil seiner Tätigkeit fällt in den folgenden kurzen Zeitraum.

3. Dieser Zeitraum (1253—1263) gewinnt ein einheitliches Gepräge durch die in der Ausstattung der Urkunden auftretende Gleichförmigkeit, noch mehr aber dadurch, daß innerhalb desselben eine neue Schreibergeneration ihren Weg gemacht hat.

Die Tendenz, welche schon vorher in der Ausstattung der Urkunden begonnen hatte, gelangt jetzt zu voller Herrschaft: die prachtvollsten Urkunden der ganzen Árpádenzeit entstehen jetzt, wohl noch immer nach der individuellen Begabung eines jeden einzelnen Schreibers; von einer Gleichförmigkeit, wie bei den päpstlichen Urkunden, kann noch nicht die Rede sein.

Die Anzahl und Gruppierung der Schreiber ist anfangs ebenso wie in der vorangegangenen Periode. Im Jahre 1253 beginnt IIIA, 1254

<sup>91)</sup> Theiner I. 174, F. IV. 1. 355, 2. 131; Theiner 1. 216, 1. 228.

<sup>92)</sup> Der deutschen Diplomatie ist es in einigen Fällen gelungen, die Identität der anonymen Schreiber festzustellen (vgl. Erben-Redlich I. S. 90); bei der Wortkargheit und geringen Zahl der uns im Original vorliegenden Urkunden kommen wir leider über Vermutungen kaum hinaus.

<sup>93)</sup> F. IV. 3. 276 (unter dem Jahre 1265; das Original Dl. 287 unter 1245).

<sup>94)</sup> F. V. 1. 306, 309. Kann auch mit dem in der Umgebung Andreas II. erscheinenden Dechanten von Sasvár identisch sein.

schreibt fast ausschließlich diese Hand, im ganzen vier Urkunden; im folgenden Jahre verschwindet sie plötzlich und erscheint erst 1257 wieder mit einem Stück<sup>96)</sup>; an ihre Stelle tritt IIIB, der eine lange und umfangreiche Tätigkeit zufiel. Diese Hand schreibt 1255 zwei, 1256 sechs, 1257 zwei, 1258 zwei Urkunden, dann nach zweijähriger Pause 1260—1262 finden wir von ihr je eine, nach dreijähriger Pause 1265 und 1266 wieder je eine Urkunde; endlich hat diese Schrift noch das erste uns im Original erhaltene ungarische Gesetz (1267) niedergeschrieben. Die Schrift ist außerordentlich individuell, energisch; sie liefert regelmäßige und ordentliche Urkunden, jedoch ohne jeden Schmuck; in den Formeln, wie in der Ausstattung bleibt sie sich während der ganzen 13 Jahre vollkommen gleich<sup>97)</sup>.

Doch schon 1256, in dem Jahre nach ihrem Auftreten, erreichen noch zwei andere Schreiber dieselbe Rolle, womit der Zustand, welcher seit der Mongoleninvasion zu beobachten ist, aufhört, daß auf einmal immer nur ein Schreiber ständig arbeitet. Der Schreiber IIIC liefert 1256 fünf Urkunden, 1257—58 je eine, dann verschwindet er für einige Jahre und erscheint erst 1265 wieder mit einer Urkunde, ebenso 1268 und 1269, ja sogar eine Urkunde Stefans V. aus dem Jahre 1270 ist von seiner Hand geschrieben<sup>98)</sup>. Die Schrift IIID erscheint 1256 mit einer Urkunde, 1257 mit drei, 1258 mit fünf, 1259, 1261 und 1262 mit je einer, 1263 mit drei Urkunden; in demselben Jahre also, wo die zwei anderen verschwinden, wird sie die führende. Aus dieser Hand gingen meisterhafte Urkunden hervor,

<sup>95)</sup> F. VII. 5. 297.

<sup>96)</sup> 13. März 1253 Forgách-Archiv, F. IV. 2. 206; 24. März 1254 Dl. 2514, F. IV. 2. 211, — 23. April Nationalmuseum mittelalterl. Urk. Nr. 31 und 32. H. Oktmt. 7. 43. F. IV. 2. 213. — 28. Juni: Facsimile in Békefi: A pilisi apátság története. F. IV. 2. 214; — 18. Okt. 1257. Dl. 456, W. 11. 434.

<sup>97)</sup> 21. Febr. 1255 Dl. 392. W. 11. 410; — 2. Okt. Bartal-Archiv, H. Oktmt. 7. 47; — 24. März 1256 Dl. 430, W. 7. 421; — 21. Juni Dl. 434, W. 2. 269; — 10. Nov. Dl. 443, W. 7. 427; — 8. Juli 1257 Dl. 454, W. 7. 452; — 10. August Ocskay-Archiv; — 28. Febr. 1258 Dl. 467, W. 7. 480; 17. Apr. Dl. 471; — 10. März 1260 Nationalmuseum mittelalterl. Urk. 44, W. 2. 319; — 11. Aug. 1261 ib. 46, H. Oktmt. 8. 81; — 9. Januar 1262 Archiv des Eszterg. Kapitels lad. 31. fasc. 1, W. 8. 29; — 23. Dez. 1265 Forgách-Archiv, F. IV. 3. 256; — 5. Mai 1266 Dl. 604, F. IV. 3. 315; — 1267 Dl. 622, F. IV. 3. 391.

<sup>98)</sup> 15. Mai 1256 Forgách-Archiv, H. Oktmt. 8. 88; — 12. Juni ib. F. IV. 2. 365; — 30. Okt. Dl. 441, F. IV. 2. 379 und Dl. 442, F. IV. 2. 377; — ohne Tag Forgách-Archiv, F. IV. 2. 366; — 1257 Nationalmuseum mittelalterl. Urk. 38, H. okt. 32; — 1258 Dl. 478, W. 7. 484; 1265 Dl. 33 333, W. 11. 543; — 1. Aug. 1268 Dl. 645, F. IV. 3. 436; — 1269 Dl. 678, F. IV. 3. 494; — 1270 Dl. 486.

in Pergament und Zeichnung die splendidesten unter allen<sup>99)</sup>. So wie IIIB anfängt, seltener zu schreiben und IIID verschwindet, taucht der Schreiber III E auf: von ihm haben wir aus dem Jahre 1259 eine Urkunde, aus dem Winter 1262—63 drei und 1263 eine ohne Tagesdatum. Bei seinem Auftreten unterscheiden sich seine Bräuche in den äußeren Formen wesentlich von denen der Kanzlei; sie gleichen sehr den um diese Zeit herausgegebenen Urkunden des Fehérvärer Kapitels, wenn ihre Schrift nicht gar mit der dieser Urkunden identisch ist<sup>100)</sup>. In den Jahren 1258 und 1263 schreibt IID der früher erwähnte Schreiber in Esztergom. Außer den erwähnten sechs Urkundenschreibern kommen in diesem Zeitraum noch elf Schriften mit je einem Briefe vor. Die Anzahl der Schreiber ist also nicht größer als im vorigen Zeitraume, der Urkunden gibt es aber beträchtlich mehr; noch auffallender aber ist die Änderung, daß im vorigen Zeitraume die ständigen Schreiber kaum ein Drittel der Briefe schreiben, während jetzt kaum ein Drittel den nicht-ständigen Schreibern zukommt.

Die Schriften lassen also erraten, daß man die Ausfertigung von Urkunden nicht mehr gerne Fremden übertrug, die diesen Arbeiten fernestanden; und auch die Erwähnungen in den Urkunden betrachten auch immer bestimmter die Hofgeistlichen als Mitglieder der Kanzlei. Die Kapellane, welche in den ersten Regierungsjahren so zahlreich vertreten waren, verschwinden gänzlich, und am Ende dieses Zeitraumes haben wir den ersten Fall, daß der König einem Hofgeistlichen den Namen Notar zulegt, 1262: Ladislaus «notarius aule nostre», dann in demselben Jahre: «notarius noster familiaris», später: «notarius specialis»<sup>101)</sup>. All diese Beifügungen sind keine Titel, sondern Bezeichnungen des wirklichen Zustandes, wie sie sich in keiner ausländischen Kanzlei vorfinden. Man dürfte kaum irren, wenn man in dem «Notar» den Erben der alten führenden Schreiber vermutet; einer, der wirklich notarius specialis oder familiaris ist, im Gegensatz zu den übrigen Geistlichen, bei denen die Rolle eines

<sup>99)</sup> 1256 Arch. d. Eszterg. Kap. lad. 18. fasc. 1. Knauz I. 434; — 1257 Dl. 458, W. 7. 453; Dl. 459, F. IV. 2. 427; — 18. Dez. Dl. 440, F. IV. 2. 421; — 9. März 1258 Dl. 470, F. IV. 2. 461; — 15. Juni, Görgey-Archiv, F. IV. 2. 463; — 27. Juli Dl. 462, W. 7. 486; — 15. Aug. Szinyei-Archiv, F. IV. 2. 463; — ohne Tag Görgey-Arch. F. IV. 2. 450; — 29. Mai 1259 Dl. 485; — 1261 Dl. 517, W. 11. 503; — 1262 Dl. 528, W. 8. 22; — 7. Januar 1263 Dl. 540, F. IV. 3. 100; — 29. Januar Dl. 38 476, F. IV. 3. 129; — 29. Aug. Nat. Museum Nr. 1879/49.

<sup>100)</sup> 1259 Dl. 492, W. 11. 458; — 28. Okt. 1262 Primatial-Arch. caps. I. 1. N., F. IV. 3. 133; — 19. März 1263 Dl. 535, W. 8. 62, Dl. 37 359; ohne Tag Arch. d. Eszterg. Kap. lad. 19. fasc. 1, W. 8. 61.

<sup>101)</sup> S. unten in den biographischen Daten Ladislaus'.

Notars nur der abschließende Teil ihrer Tätigkeit am Hofe ist; diese Beifügungen können auch später nur 2—3 Notaren zugekommen sein, deren Hauptaufgabe tatsächlich das Notieren (Protokollieren) war, während die übrigen einfache Notare sind<sup>102</sup>). Die Titulation bedeutet also keine Rangstufe; sie verrät höchstens, daß eine solche Rangeinteilung im Entstehen war; unterstützt wird diese Entwicklung noch durch den Umstand, daß der König dem ständigeren Notar eines seiner Siegel, wahrscheinlich das Ringsiegel, anvertraute<sup>103</sup>). Als der geübtere Schreiber erteilt er den anderen Anweisungen; konnten wir doch schon vom Anfang an beobachten, wie die Bräuche der Spezialschreiber nach und nach allgemein wurden.

In der Mitte des Zeitraumes (1255—58) ist Magister Smaragd Vizekanzler, aus dem südlichen Ungarn; 1244 Propst von Hanta, also wahrscheinlich Prämonstratenser; 1253 nimmt er mit päpstlicher Genehmigung auch die Propstei von Pozsony ein. Im Frühling dieses Jahres sehen wir ihn an der Seite des Königs, und zwar in Slavonien; 1254 schickt ihn der König nach Rom, und nur im folgenden Jahre wird er Vizekanzler<sup>104</sup>); um diese Zeit verschwindet die Schrift IIIA, obwohl sie 1257 noch einmal auftaucht. Magister Philipp ist 1257 erster Kanzler des jüngeren Königs Stefan, 1258 Vizekanzler Bélas; wahrscheinlich war er in der königlichen Kanzlei beschäftigt, bevor er dem achtzehnjährigen Stefan zugeteilt wurde. Übrigens konnten die beiden königlichen Kanzleien erst im Jahre 1258 gänzlich getrennt worden sein; in diesem Jahre erhält noch ein Notar von Stefan eine Urkunde von Béla, aber noch in demselben Jahre kehrt Philipp als Vizekanzler zu Béla zurück. Smaragd aber kommt als Kanzler zu Stefan; der genannte Notar dagegen wird Stefans Vizekanzler. — Die vorangegangenen Beschäftigungen im Hofe der Magister Benedikt, Paul und Farkas, bevor sie der Reihe nach Bélas Vizekanzler waren, kennen wir nicht; mit ihrem Auftreten hört keine einzige der häufigeren Schriften auf.

<sup>102</sup>) Im Jahre 1286 gibt es auf einmal zwei notarius specialis, Theodor und Paul, doch werden um diese Zeit auch andere so genannt. Vgl. oben Note 10.

<sup>103</sup>) Vom königlichen Siegel führte der Vizekanzler nur die Aversseite mit sich; in einem Falle seiner Abwesenheit wurden die Urkunden mit der Reversseite — dem Wappen — gesiegelt. 1252 Dl. 367. Wenn also der Notar den Titel apocrisarius, Siegelbewahrer, hat, läßt sich dies vielleicht auf das Siegel verstehen; die Aufbewahrung des Ringsiegels scheint mehr die Aufgabe des comes capellae gewesen zu sein.

<sup>104</sup>) W. 7. 1. 298, Theiner I. 216, Tkalčič I. 98, Theiner I. 229. Über die Laufbahn der Kanzler s. Fejérpatakys angeführtes Werk.

Den Magister Ladislaus erwähnt der König zum erstenmal 1262, als er ihm die Zustimmung zu einem Gutsankauf erteilt; er erwähnt ihn als «notarius noster familiaris», folglich war er damals schon lange im Dienste des Königs; in demselben Jahre fungiert er auch vor dem Konvent in Ság, welcher nicht sein Hofamt, sondern nur seine geistliche Würde erwähnt: Dechant von Hont; am 5. Dezember spricht der jüngere König von ihm und nennt ihn «familiaris clericus genitoris nostri». Am 3. August 1263 befindet er sich im Gefolge des Königs in Lipcse, nur mit seinem geistlichen Titel erwähnt; im Oktober nennt ihn der König wieder «notarius familiaris» und verleiht ihm einen Grundbesitz; wahrscheinlich stammt aus diesem Jahre der Brief, nach welchem er — einfach notarius genannt — mit dem Janitor Thomas als Richter fungiert. Im Jahre 1264 erhält er vom Papste die Bewilligung einer zweifachen Dotation, weil ihn seine Wissenschaft, Ehrenhaftigkeit und Demut empfohlen hatten; in der Urkunde hat er die Titulation «clericus . . . Bele regis». Im Jahre 1265 schickt ihn der König nach Rom und nennt ihn im Empfehlungsschreiben «fidelis clericus noster mgr. Ladislaus, capellanus noster, archidiaconus S. Eustachii in ecclesia Strigoniensi, familiaris notarius et apocrisarius aule nostre». Von hier ab wird er nicht mehr erwähnt, was nach seiner bisherigen Rührigkeit auffallen muß und auch durch eine größere Beförderung nicht erklärt werden kann, weil er nach neun Jahren auch noch Dechant in Hont ist. Vielleicht aber war er bis zu Bélas Tod Gesandter in Rom, wie Magister Sükösd, worauf wir noch zurückkommen. Im Jahre 1274 war er demnach noch immer Dechant; König Ladislaus, der Kumane, schenkte ihm Grundbesitz und nennt ihn «dilectus et fidelis clericus noster». Dann erscheint er wieder öfters; 1274 kauft er neuerdings Grundbesitz an, 1277 ist er bereits Domherr in Esztergom und erhält eine neue Dotation vom König; aus demselben Jahre ist uns ein Testament von ihm erhalten, welches der König in demselben Jahre bestätigte. In den Jahren 1278 und 1279 fungiert er im Interesse seines Kapitels; 1279 liegt er krank am Königshofe und erhält vom König in einem flüchtig geschriebenen Brief das freie Verfügungsrecht über seine Besitztümer. Wahrscheinlich ist er in demselben Jahre gestorben; 1283 gedenkt der König seiner als des gewesenen familiaris clericus seines Hofes; auch 1290 wird eines seiner Testamente erwähnt. Von seiner ungewöhnlichen Bildung zeugt seine im Testamente von 1277 detaillierte Bibliothek, deren Größe besonders hervortritt, wenn man sie mit den anderen Bibliotheken, z. B. der ebenfalls in einem Testament angeführten Bibliothek des Szepeser Domherrn Montmér vergleicht. Die Wirk-

samkeit des Schreibers IID deckt sich so ziemlich mit der Laufbahn des Ladislaus; seit dem Dokument, in welchem Ladislaus zum erstenmal als *specialis notarius* erwähnt wird, ist diese Schrift führend und verschwindet erst nach vielen Leistungen, allerdings schon im Jahre 1263<sup>105)</sup>.

Die Laufbahn des Magisters Benedictus von Pécs ist sehr mannigfaltig; 1252 ist er der Anvertraute des Bischofs Achilles von Pécs, des gewesenen königlichen Vizekanzlers, unter dem Namen Magister Benedictus de Quinqueecclesiis; 1255 nennt ihn der König Benedictus aus Pécs (Fünfkirchen) seinen getreuen clericus und überträgt ihm eine ziemlich heikle Angelegenheit in Südungarn; 1256 ist er in einer großen Sache, über welche uns sechs Urkunden erhalten sind, der vom Könige delegierte Richterkollege des Offizials der Somogyer Gespanschaft. Wenn wir auch keinen direkten Beweis dafür haben, ist er doch wahrscheinlich mit Notar Benedictus des jüngeren Königs (Stefan, Bélas Sohn) identisch, dessen zum erstenmal Erwähnung geschieht eben im Jahre 1257, wo die Urkunden den Benedictus de Quinqueecclesiis nicht mehr erwähnen; wie wir gesehen haben, ist die Kanzlei des jüngeren Königs aus der des Königs Béla hervorgegangen und hat letzterer für den Genannten eine Urkunde herausgegeben, in welcher dessen Verdienste betont sind. Wenn diese Annahme richtig ist, stammt er aus alter adeliger Familie im Komitate Zala, welche infolge der Mongoleninvasion verarmte. Von 1259 bis 1264 ist er Stefans Vizekanzler, dann kehrt er zum alten Könige, der damals seinem Sohne schon feindselig gegenüberstand, zurück und dient ihm ohne Titel weiter; 1265 erwirkt er eine Urkunde für seine Dienerschaft, in einer Urkunde ohne Jahr ist er Richter in Diensten der Königin; trotzdem macht ihn Stefan nach der Thronbesteigung zu seinem Vizekanzler. Auch unter Ladislaus bekleidet er dieses Amt und wird «*electus*» in Esztergom; Ende 1276 stirbt er. Die Schrift IIIB tritt in dem Jahre auf, in welchem er zum erstenmal am Hofe erwähnt wird und zweimal fungiert er in den Angelegenheiten, über welche die Urkunden IIIB schreibt; 1258 verschwindet auch die Schrift, doch nur für zwei Jahre, um 1260—62 wieder zu erscheinen, worauf sie dann auf drei Jahre verschwindet; dies würde mit der Zeit stimmen, in

<sup>105)</sup> 1262 F. IV. 3. 66, Knauz I. 482, F. IV. 3. 69; — 1263 Theiner I. 244, Knauz I. 491; — ohne Jahr F. VII. 1. 364; — 1264 Theiner I. 266; — 1265 F. IV. 3. 258; — 1274 Knauz 2. 41, 2. 47; — 1277 W. 2. 202, F. V. 2. 410, V. 2. 405; — 1278—79 Knauz 2. 241 (1288 a.), W. 9. 246, W. 9. 245; — 1283 Knauz 2. 161, 164; — 1290 W. 9. 532.

welcher Benedictus bei Stefan weilte, dann müßte aber von den Urkunden aus den Jahren 1260—62 angenommen werden, daß sie von ihm, trotzdem er Stefans Vizekanzler war, für Béla geschrieben wurden, was, trotzdem in der Zeit der Abfassung dieser Urkunden die beiden Könige nachweislich beisammen waren, eines gründlicheren Beweises bedürfte. Der vermittelnden Rolle, welche er, wie es scheint, zwischen den beiden Königen spielte, würde es entsprechen, daß er, falls die Schrift IIIB die seinige ist, auch das Übereinkommen vom Jahre 1267 geschrieben hat; diese Urkunde verrät mit ihrer oberflächlichen, übereilten Ausstattung, daß sie sofort in der Beratung abgefaßt wurde<sup>106</sup>).

Magister Sükösd, Sohn eines Geistlichen, war seinerzeit clericus des Kardinals Jakob; 1245 ist er Priester der Diözese Esztergom; vielleicht ist er identisch mit jenem Sükösd, der 1249 Chorherr in Fehérvár, 1255 Domherr in Ofen war. In den Jahren 1255—72 ist er canonicus lector in Esztergom, 1257 erteilt ihm der König die Erlaubnis, sein Gut den Söhnen seiner Schwester zu testieren. Von 1260—64 kommt er weder in den Klausuren der Esztergomer Urkunden noch sonstwo vor; 1264 überschütten ihn der König, die Königin und der Papst mit ihrer Gunst, und da klärt sich auch sein Verschwinden auf: er ist Jahre hindurch der Gesandte des Königs in Rom; «per multos annos», «per multos annos moram trahendo ibidem» sagte der König und die Königin. Der Papst nennt ihn «clericus et nuncius regis» und fordert den Bischof von Nyitra auf, ihm statt der Komáromer Dechanei eine andere zu geben: er hat also außer seinem Stallum als Esztergomer lector auch noch ein anderes Benefizium, wozu er noch vor seiner Gesandtschaft die päpstliche Genehmigung erhalten hat. Béla schenkt ihm in diesem Jahre einen Grundbesitz in Helény und nennt ihn clericus noster, die Königin schenkt ihm auch ihrerseits ebendort Felder; 1266 erhält er vom Könige neuerdings eine Urkunde, welche mit der vom Jahre 1264 buchstäblich übereinstimmt, aber mit einer Klausur versehen ist; 1267 erhält er wieder Grundbesitz; nach Bélas Tod ist er 1772 Richter der staatlichen Domänen. Vielleicht war ihm seine Abstammung bei höheren Würden hinderlich. Von den Schriften tritt IIIC am Anfange seiner Wirksamkeit auf und verbleibt auch bis zu Bélas Tode, ja sogar noch unter Stefan V. und verschwindet um die

<sup>106</sup>) Benedikts Leben s. bei Knauz II. 33—39. — 1256 war er in Betrauung entsendet, worüber IIIB eine Urkunde schreibt; W. 7. 427, Dl. 443; — 1257 gibt Banus Csák für seine Geschwister (Vettern?) auf seine Intervention eine Urkunde heraus; zur selben Zeit fertigt IIIB eine Urkunde für die Nachbarn derselben aus. W. 7. 463. 465, Dl. 454. 461.

Zeit, wo Sükösd nach Rom geht, erscheint aber wieder 1265, d. h. zu der Zeit, wo er wieder zu Hause ist. Trotzdem ist es zweifelhaft, ob es seine Schrift ist, denn die Urkunden des Kapitels Esztergom in den Jahren 1255—60 und 65—72 sind gewöhnlich von seiner Hand datiert; dabei ist es auch möglich, daß damals der Name des lector nur aus Formalität erwähnt wird<sup>107)</sup>.

Magister Felician, canonicus custos in Fehérvár, befindet sich nur im Jahre 1263 in der Umgebung des Königs; am 3. August im Komitate Zólyom, dann bei anderer Gelegenheit in Zala<sup>108)</sup>. Die Schrift III E erscheint zwar schon 1259, im Winter 1262—63 aber besonders häufig; wie erwähnt, ist sie der Schrift der Urkunden des Kapitels Fehérvár täuschend ähnlich<sup>109)</sup>; zwei von den Urkunden mit der Schrift III E sind Kopien von Briefen, welche das Kapitel Fehérvár herausgegeben hat, einer an die insula leporum, der andere an den Erzbischof und die Diözese von Esztergom, so daß diese Schrift höchst wahrscheinlich mit der Wirksamkeit Felicians zusammenhängt. Der Szepeser Propst Magister Mathias de genere Hermann ist 1260 homo regius<sup>110)</sup>; sein Nachfolger Magister Mutmér 1263 Kanzler der Königin, ist in demselben Jahr mit dem König in Lipcse; erscheint 1264 im Interesse seiner Gemeinde vor dem König, der ihn seinen getreuen clericus nennt<sup>111)</sup>. Magister Dömötör befindet sich nach einer Erwähnung des Königs 1263 in dessen Gefolge, doch scheint der Hauptteil seiner Tätigkeit einer späteren Zeit anzugehören<sup>112)</sup>. Im Jahre 1261 erhält der Canonicus von Nyitra, Magister Moricz, einen königlichen Auftrag<sup>113)</sup>.

4. In den Jahren 1263—70 tritt sowohl in der äußeren Ausstattung als auch in der Rolle der vorkommenden Schriften und Geistlichen eine große Änderung ein. Auf die Ausstattung wird viel weniger Sorgfalt verwendet, die Schrift ist schleuderisch, nachlässig, nähert sich der Kursivschrift, die Formeln sind die einfachsten und einförmig, für das Tagesdatum bleibt keine Zeit, es wird gänzlich

<sup>107)</sup> 1245 Theiner I. 192; — 1249 W. 2. 211; — 1255 W. 2. 258; — 1255—72 Kollányi, Esztergomi Kanonokok (die Domherren von Esztergom), S. 8—17; — 1258 Knauz I. 451; — 1264 F. IV. 3. 200, Theiner I. 274, ib. I. 277. F. IV. 3. 254; — 1266 Knauz I. 534; — 1267 Knauz I. 542; — 1272 Knauz I. 606.

<sup>108)</sup> Theiner I. 244, W. 11. 525, 8. 64.

<sup>109)</sup> Vgl. das Stamm-Material des Nationalmuseums.

<sup>110)</sup> 1258 erhält sein Bruder Grundbesitz W. 7. 480; — 1260 F. IV. 3. 21.

<sup>111)</sup> Theiner I. 244; — 1264 F. IV. 3. 196. — Sein Testament vom Jahre 1273 s. bei Knauz 2. 27.

<sup>112)</sup> Theiner I. 244.

<sup>113)</sup> F. IV. 3. 48.

weggelassen; in der Herrichtung des Pergaments sind die individuellen Bräuche noch sichtbar; doch auch diese nähern sich schon auffallend einander — als ob die Angelegenheiten bereits aktenmäßig behandelt würden und die Zeit vorbei wäre, wo die Herstellung der Urkunde als Kunst galt. Die Urkunde hat auch nicht mehr den alten Wert, was nicht in bezug auf ihre Rechtskraft gemeint ist, sondern als Kanzleiprodukt: es wird über eine Sache schon vor Abschluß derselben eine Urkunde verlangt, und auch nach dem Abschlusse.

In diesem Zeitraum ist auch die Veränderung in der Gruppierung der Schreiber von Bedeutung: während der sieben Jahre arbeiten zwölf Schreiber, doch zum größten Teil ständig; nur äußerst selten begegnen wir einer fremden Hand. Diese Änderung ist darum bemerkenswert, weil sie bezeichnet, daß jetzt schon solche Leute mit dem Schreiben beschäftigt werden, die ständige Mitglieder des Hofes sind; doch läßt sich noch nicht sagen, daß sie sich zu einer Körperschaft zusammengeschlossen hätten, d. h. daß ihre Hauptsorge die Ausstellung von Urkunden gewesen wäre, da doch zu gleicher Zeit sieben bis acht Schreiber beschäftigt sind mit einer Arbeit, welche von viel weniger Kräften hätte geleistet werden können. Diese Schreiber sitzen noch immer im Rate, doch vielleicht nur, damit im Bedarfsfalle ein des Schreibens Kundiger zur Hand sei; darum fängt man auch schon an, sie Notare zu nennen; keiner ist «scriba», sondern Protokollführer und Urkundenschreiber zugleich. Unter ihnen befindet sich auch ein «apocrisarius» (Siegelbewahrer): anderthalb Jahrzehnte später steht er bereits eine Rangstufe höher als die übrigen Notare<sup>114)</sup>, jetzt ist davon noch keine Spur. Zwischen den Notaren beginnt also die Differenzierung; es sind deren einige zu höherem Wirkungskreise berufen, während anderer ein langes Beamtendasein harret.

Von den älteren Schreibern sind auch in dieser Zeit IIIB und IIC tätig, wie es scheint, bis zum Ende der Regierung Bélas; der erstere in seinen Bräuchen konservativ, der andere dem Fortschritte nachgebend; außer ihnen tritt aber noch eine ganz neue Garde von Schreibern auf. Im Jahre 1263 schreibt IVA dreimal, 1267 einmal; dann erkennen wir noch in drei kursiv geschriebenen Briefchen seine Schriftzüge<sup>115)</sup>. Die Schrift IVB kommt 1263, 1264, 1267 und 1268

<sup>114)</sup> 22. Dez. 1283 F. V. 3. 180. König Ladislaus nennt ihn den mittleren Rang zwischen dem Notar und dem Vizekanzler.

<sup>115)</sup> 1263 DI. 545, W. 8. 64; DI. 550, W. 8. 50; DI. 33 715; — 1267 DI. 625, W. 11. 567, cursiva DI. 784; Nation.- Mus. 11. Juli 1268 W. 8, 263; — um 1270 H. okmt. 7. 122.

je einmal vor<sup>116)</sup>. Der Schrift IIIC sind wir einmal schon 1254 begegnet, dann wieder erst jetzt 1264; die Schrift dieser um ein Jahrzehnt früher geschriebenen Urkunde stimmt aber mit der von 1264 Zug für Zug so vollkommen überein und erinnert in den Bräuchen so sehr an die Manier der sechziger Jahre, daß sie wahrscheinlich um diese geschrieben und zurückdatiert wurde; sie kommt auch noch 1266 und 1269 auf je einer Urkunde vor<sup>117)</sup>. Die Urkunden von IVD sind in der Ausstattung sehr nachlässig, in den Schriftzügen launisch; der Schreiber ist aber unter allen der fruchtbarste: 1265 keine Urkunde, 1267 zwei, 1268 fünf, 1269 zwei Urkunden<sup>118)</sup>. Der Schreiber IVE liefert mit abgerundeten Zügen 1265 und 1269 je eine Urkunde<sup>119)</sup>; IVF schreibt 1267 eine Vor- und die entsprechende Schlußurkunde<sup>120)</sup>; 1265 schreibt auch IIE, von dessen Tätigkeit bereits die Rede war, eine Urkunde. Drei von diesen sieben Schreibern sichtlich verschiedenen Schriften haben eine sehr primitive Urkunde vom Jahre 1263<sup>121)</sup>, eine von 1264<sup>122)</sup> und eine von 1265<sup>123)</sup> geschrieben, sämtlich ebenfalls unordentlich ausgestattet. Die Schreiber der übrigen (wenigen) Briefe sind nicht sicher zu beurteilen. Jedenfalls ist es auffallend, daß wir nur mehr gewohnteren Handzügen begegnen.

Von den Geistlichen des vorigen Zeitraumes dienen auch in diesem einige weiter, wie Ladislaus, Sükösd, Benedikt; auch einige Schriften kehren, wie wir gesehen haben, wieder.

Den Magister Dömötör sehen wir schon 1263 an der Seite des Königs; 1265 ist er Kanzler der Gemahlin des Prinzen Béla und wird vom Könige an den Papst geschickt, vor dem er beredt, aber auch kühn spricht; vielleicht hat dieser darum die Bestätigung seiner Erwählung zum Erzbischof von Kalocsa verweigert. Doch erhält er den Titel eines päpstlichen Kapellans; 1268 ist er Bélas Vizekanz-

<sup>116)</sup> 1263 Dl. 548, W. 8. 58; — 13. Apr. 1264 Dl. 559, F. IV. 3. 196, — 1267 Dl. 624, H. Okt. 51; — 1268 Dl. 648, W. 8. 190.

<sup>117)</sup> 1254 Arch. d. Akad. d. Wissensch., W. 8. 360; — 1264 Dl. 564; — 1266 Dl. 609, F. IV. 3. 320; — 1269 Dl. 677, F. VII. 5. 356.

<sup>118)</sup> 1265 Dl. 585; — 1267: 16. Nov., cursiva, Dl. 25 759; — ohne Tag Dl. 626, W. 8. 167; — 1268 Dl. 649, I—II., W. 11. 572; — Forgách-Arch. F. IV. 3. 432, I—II; F. IV. 3. 430; — 1269 Dl. 669, F. IV. 3. 505; Nat.-Mus. Héderváry-Arch. I. 5.

<sup>119)</sup> 25. Mai 1265 Dl. 35 831; — 16. Dez. 1269 Dl. 676, W. 8. 228.

<sup>120)</sup> 26. Nov. 1267 Dl. 621; Dl. 3795, W. 8. 166.

<sup>121)</sup> Dl. 553, W. 8. 63.

<sup>122)</sup> Dl. 563, W. 8. 86.

<sup>123)</sup> Dl. 1591, H. Okt. 45.

ler<sup>124</sup>). Magister Thomas wurde mit seinem Bruder zusammen am Hofe erzogen; 1265 ist er noch einfacher Notar ohne kirchlichen Titel; schon früher hat er vom König ein Gut in Slavonien erhalten, welches dieser irrtümlich auch einem anderen schenkte; dies erhält er jetzt zurück. Im Jahre 1267 ist er *specialis notarius*, noch immer ohne kirchliche Titulation und erhält neuerdings vom König einen Besitz in Slavonien; später ist er Propst in Hanta und erhält als solcher vor dem Jahre 1270 ein Gut in Zala, dann Felder in Mosony, worüber Stefan eine Urkunde gibt, die er von Béla wegen dessen Ablebens nicht bekommen konnte, weil er in der fraglichen Zeit bei Ottokar in Gesandtschaft war; Stefan nennt ihn in der Urkunde «*familiaris clericus aule nostre*», dann «*specialis clericus noster*». Er dürfte aus Südungarn stammen, denn nur seine dortigen Güter behält er, die anderen verkauft oder verschenkt er. König Ladislaus bestätigt wieder 1275 die Urkunde vom Jahre 1265, nennt ihn aber nicht seinen Notar, wohl aber 1277 «*notarius seu apocrisarius noster specialis et comes capelle nostre*»; seit diesem Jahre ist er Vizekanzler der Königin. Im Jahre 1283 erzählt die Königin seine ganze Lebensgeschichte, die Widerwärtigkeiten während seiner Gesandtschaftsreise und führt sogar seine Verdienste auf dem Schlachtfelde an. Auch alle seine Geschwister finden wir im Hofdienste<sup>125</sup>).

Magister Pósa ist samt seinem Bruder Benedikt Notar; ihr Vater Marcus war *comes* in Rajk (Komitat Zala). Die Geschichte seiner Familie können wir seit 1251 verfolgen. Im Jahre 1261 erhalten die Brüder auf eigenes Ansuchen Grundbesitz; der Brief darüber lautet kühl, objektiv; 1267 ist Pósa *homo regius* zur Grundverteilung in Zala. Das Memoriale über diese seine Wirksamkeit ist lang, unordentlich in der Konzeption und voll unverbesserter Fehler, also im ersten Entwurf abgefaßt und darum wahrscheinlich von ihm selbst geschrieben; diese Schrift ist die mit IVD bezeichnete. Seitdem wird Pósa in den Urkunden nicht mehr erwähnt, während Benedikt weiter Notar verbleibt; ihre Urkunde von 1266 bestätigt Ladislaus 1275, erwähnt aber keinerlei Titel; sie können auch keine Intimen gewesen sein, denn der Königsrichter Sükösd beunruhigt sie in ihrem Besitze. Später, 1289, erhält Benedikt Felder; die Urkunde darüber erwähnt nebenbei auch Pósa, doch ohne den Titel Magister. Im Jahre 1296 kaufen die Söhne der gewesenen Notare

<sup>124</sup>) 1263 Theiner I. 244; — 1265 Theiner I. 281; — 1266 F. IV. 3. 311, Theiner I. 281, 288; — 1267 F. IV. 3. 360.

<sup>125</sup>) 1265 Dl. 35 831; — 1267 W. 8. 164, 170; — 1270 W. 3. 235, W. 8. 303; — 1275 Smičiklas 6. 117; — 1277 F. V. 2. 378; — 1283 W. 9. 350, F. V. 3. 180; — 1284 F. V. 3. 210.

Felder, folglich hat Pósa eine Familie gegründet; diese Urkunde nennt Pósa nicht Magister, während sie Benedikt diesen Titel noch gibt. Pósa ist also nicht mehr der Hofgeistliche, dessen Wort auch im Rate angehört wird; eher scheint er ein verfrühter Vorgänger der *scriptores*<sup>126</sup>). Pósas Bruder, Magister Benedikt, ist 1298 noch immer einfacher Notar, hat es also in 23 Jahren nicht weitergebracht<sup>127</sup>). Aus der erwähnten Urkunde vom Jahre 1296 ist ersichtlich, daß auch er eine Familie gegründet hat.

Magister Marcell ist 1282 königlicher clericus, und der König erwähnt, daß er schon unter Béla gedient hat<sup>128</sup>). Magister Michael protokolliert 1269 in Nógrád und erstattet persönlich das Referat; vielleicht ist er mit dem Notar Stefans V. und später Ladislaus IV. identisch<sup>129</sup>). Magister Martin, Dechant in Ofen, ist 1268 homo regius im Komitate Pozsony; dürfte mit dem 1277 genannten Notar identisch sein<sup>130</sup>). Magister Saul, Domherr in Fehérvár, ist 1266 homo regius<sup>131</sup>).

\* \* \*

Es ist auffallend, wie viel Hofgeistliche in der zweiten Hälfte der Regierung Andreas II. mit einem genauen Titel bezeichnet werden; als ob ihre Stellung schärfer bestimmt wäre als in den ersten Regierungsjahren Bélas<sup>132</sup>). Unter Stefan V. und Ladislaus IV. gelangen dagegen die längst verschwundenen Kapellane zu einiger Bedeutung, ein Beweis dafür, daß die Organisation im Verhältnis zu den letzten Jahren Bélas sich gelockert hat<sup>133</sup>). Aus diesen Anzeichen können wir darauf schließen, was sich übrigens schon aus der Natur der Sache ergibt, daß die geistliche Umgebung unter den einzelnen Königen auch ihre individuelle Entwicklung hatte, besonders bei einem solchen Herrscher, der schon als gekrönter Thronfolger die Geistlichen um sich versammelte und seinen Hof nicht erst

<sup>126</sup>) Zalai O. I. 21, I. 24, I. 38; — 1266 F. IV. 3. 312; — 1267 F. IV. 3. 404, Dl. 25 759 — 1274 F. V. 2. 157, 159; — 1275 F. V. 2. 276; — 1289 Zalai O. I. 97; — 1296 Zalai O. I. 112.

<sup>127</sup>) S. die obigen Urkunden.

<sup>128</sup>) H. oklt. 96.

<sup>129</sup>) F. IV. 3. 519, W. 8. 301, F. V. 3. 509.

<sup>130</sup>) F. IV. 3. 458. Thalčíč I. 183.

<sup>131</sup>) F. IV. 3. 320.

<sup>132</sup>) Clerici regis: 1222 Johann F. III. 1. 392; — 1223 Magister Gocellin F. III. 1. 397; — 1229 Babus, Domherr in Esztergom, W. 6. 466; — 1231 Magister Plaudius, W. 1. 182; — 1234 Stefan, Domherr von Fehérvár F. III. 2. 402; — königliche Kapellane: 1222 R. crucesignus, Theiner I. 33; — vor 1227 Naason sacerdos W. 6. 445.

<sup>133</sup>) 1272. Chépán, Domherr von Zagreb, Kapellan Stefans V.; — 1283 Jakob, Pfarrer von Olaszi, Kapellan Ladislaus' IV., W. 12. 48, H. Okmt. 5. 66.

bei der Thronbesteigung nach dem Beispiele seines Vorgängers einrichtete. Die deutsche Reichskanzlei hat ebenfalls Beispiele für eine solche kleinere Spezialperiode.

Die wichtigeren Resultate aber, zu welchen die Entwicklung in der Zeit Bélas IV. gelangte, waren von allgemeiner Gültigkeit und blieben ständig; dies beweisen die konsequenten Benennungen, die Erwähnungen in den Urkunden und Gesetzen.

Die Entwicklung ist nicht ausschließlich das Ergebnis der Ordnungsliebe eines Königs, aber auch nicht das der Einwirkung einer ausländischen Mode.

Die vom Anfange des Jahrhunderts in geringer Zahl erhaltenen ungarländischen Urkunden, königliche und andere Editionen, sind aus ungeübten, vielleicht mehr des Bücherschreibens gewohnten Händen hervorgegangen, besonders die auf Nebenplätzen ausgegebenen Briefe. In einigen Jahrzehnten vollzieht sich eine außerordentliche Entwicklung. Das Bild der diplomatischen Praxis ändert sich vollkommen. Die Urkunden haben sich numerisch vervielfacht und nehmen in bezug auf Gestalt und Ausstattung die modernsten Formen an. Diese Veränderung ist aber nicht die bis hierher gedrungene Welle eines ausländischen Aufschwunges, denn auswärts ist in dieser Zeit eine so außergewöhnliche Entwicklung nicht zu beobachten, — sie ist durchaus im Inlande entsprossen und ihre Gründe liegen in der Erstarkung des vaterländischen Rechtslebens.

Ein Symptom dieser allgemeinen Entwicklung ist das Aufblühen der Praxis der königlichen Urkunden; wiederholt haben wir auf das gegenseitige Band zwischen der diplomatischen Praxis der Provinz und der des königlichen Hofes hingewiesen. Dieses Aufblühen hat sich die rasche Ausgestaltung der Organisation der königlichen Kanzlei erzwungen.

## **Albanisch und illyrisch.**

Von Desider von Szegh.

**D**ER wissenschaftliche Wert der aus der etymologischen Analyse des Albanischen erzielten Resultate stand schon über jedem Zweifel, als der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft Franz Bopp sich dieses verwickelten Stoffes bemächtigte und darin seine ersten Untersuchungen anstellte. In seinem Werke «Über das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen» 1855 und noch früher, in der im Druck nicht erschienenen, sondern der Berliner Akademie am 23. Februar 1843

vorgelegten Abhandlung betrachtet er die albanische Sprache noch aus streng sprachlichem Gesichtspunkte, alsbald aber, sozusagen gleichzeitig, erkannten — zum Teil an den historischen Resultaten der sprachwissenschaftlichen Forschungen — auch Gelehrte anderer Fächer die Bedeutung der albanischen Sprache für die Geschichte, Ethnographie und Topographie des Balkans, beziehungsweise des Altertums.

Vor allem beleuchtete die albanische Sprache einige noch unaufgeklärte Fragen der Urzeit des Balkans und gab manchen Fingerzeig bezüglich der Bevölkerung, welche beim Eintritt der historischen Zeiten als erste auf dem balkanischen Schauplatze erschienen ist.

Für die Abstammung, Verteilung, Stammesorganisation, für die Lebensverhältnisse und die Sprache des thrakisch-illyrischen Volkes stehen uns seit Entdeckung und Erforschung des albanischen Volkes und seiner Sprache weit verlässlichere Daten zur Verfügung. So hat sich die Abstammung der Albaner von den Illyrern und die Verwandtschaft der letzteren mit den Thrakern als gewiß erwiesen. Die Albaner sind neben den Basken das älteste Volk nicht nur des Balkans, sondern auch ganz Europas, weil nach Fr. Müller (*Allgem. Ethnographie*, Wien 1873. S. 60) der thrakisch-illyrische Stamm sich vom indogermanischen Urvolk als erster losgelöst und, vom armenischen Hochland kommend, den Balkan in Besitz genommen hat. Die Kelten zogen erst später gegen Westen; ihnen folgten die Griechen und Italer, dann die Germanen und zuletzt die Slaven, die sich nach Müller am spätesten von den Ariern trennten.

Die Untersuchung der albanischen Sprache hat auch diese unabhängige Loslösung des albanischen Volkes vom indogermanischen Urvolke bestätigt, und schon vor Feststellung der historischen Tatsachen hatte auch Franz Bopp bewiesen, daß die albanische Sprache wohl ganz bestimmt zur indoeuropäischen Völkerfamilie gehört, «aber in ihren Grundbestandteilen mit keiner der übrigen Sanskritschwestern unseres Erdteils in einem engeren oder gar in einem Abstammungsverhältnisse steht. Am meisten Anspruch könnte der Lokalität nach natürlich das Griechische darauf machen, als Urquelle des Albanesischen anerkannt zu werden; es ergibt sich aber aus lautlichen und grammatischen Verhältnissen des letzteren, daß es in den meisten Fällen, wo nicht, was den Wortschatz anbelangt, eine spätere Entlehnung eingetreten ist, durch das Sanscrit einen leichteren und ungezwungeneren Vermittlungspunkt findet, als durch das Griechische.»

Der Wert der albanischen Sprache wird in dieser Beziehung noch durch den Umstand gehoben, daß sie, obgleich auch das Illyrische

später während der Römerherrschaft stark romanisierenden Einflüssen ausgesetzt war, dennoch zahlreiche Ausdrücke ihres ursprünglichen Wortschatzes bewahrte und auch gewisse grammatische Eigenheiten nicht gänzlich einbüßte, überhaupt nicht eine derart romanisierte Sprache wurde, wie die Sprache der romanisierten Nachkommen der Thraker, der Rumänen. Auf diese Weise ist der sprachliche Urstoff, welcher in der Wiege der indogermanischen Völker wurzelt, mehr oder weniger genau festzustellen, ebenso die späteren Schichten, d. h. jener Sprachstoff, welcher durch das Lateinische, Slavische, Neugriechische und Türkische mit der Zeit eingedrungen ist. Aus den historischen Daten kennen wir auch Zeit und Umstände der Ablagerung dieser Schichten, wodurch uns die Möglichkeit einer genauen Ausschälung der illyrischen Grundelemente geboten ist; mit diesem Hilfsmittel gewinnen wir nicht nur den Schlüssel zu gewissen illyrischen Denkmälern, sondern können uns auch den Vorstellungskreis des illyrischen Volkes der betreffenden Zeit konstruieren, soweit derselbe in einer Sprache zum Ausdrucke gelangen kann.

Mit Hilfe der albanischen Sprache wurden vor allem Namen, topographische und auf die Lebensverhältnisse bezügliche Aufzeichnungen erklärlich, welche sich auf Inschriften von unsicherer Bedeutung oder Herkunft und in den Werken von Schriftstellern des Altertums erhalten haben — freilich nicht ausschließlich und auch nicht in allen Fällen mit ganzer Bestimmtheit, weil ja die heutige Vermischtheit und dauernde Änderung des Albanischen immerhin große Schwierigkeiten verursacht. Eben darum fordert die strenge Wissenschaftlichkeit die ernsteste Kritik gegenüber den ins Extreme schweifenden Analysen.

Dennoch ist es Tatsache, daß in mancher Hinsicht Klarheit geschaffen wurde z. B. auch über den Sinn der von Plinius angeführten Namen einzelner illyrischer Stämme. Namen und Wohnorte der Stämme haben sich bekanntlich schon im Altertume fortwährend geändert, was auch im Laufe des Mittelalters zu beobachten ist. Mit Hilfe des Albanischen konnte nun festgestellt werden, daß die Namen der Stämme aus einer Beschäftigung resp. einer Eigenschaft oder aus einem charakteristischen Zuge des Gebietes des betreffenden Stammes hervorgegangen sind.

Nach einer bei den Geschichtschreibern allgemein angenommenen Meinung hängt der illyrische Stammesname *delmata*, die Provinz *Dalmatia*, *Dalmatia*, die Hauptstadt *Delminium* mit dem albanischen *del'e* (ai. *dhā*, saugen) oder *del'me*, das Schaf, zusammen. *Delmuar*, *delmjer* = Schafhirte. Die Hauptbeschäftigung

der Illyrer war Tierzucht, Hirtenleben. Delmatia war das Land der Schaffhirten; eine Ruine beim Dorfe Komana am Drin, Provinz Dukagjin, heißt Dalmatscha, Dalmatza. In der Nähe der Ruinen wurden auch prähistorische Gräber aufgedeckt (L'Anthropologie tom. XII. 1890 Nr. 5—6 p. 662: Salomon Reinach, Une nécropole en Albanie; Th. Ippen, Prähist. Funde aus Albanien; — Glasnik: das bosn.-herzegew. Landesmuseum XIII. 1901 p. 603, XIV. 1902 p. 550).

Der Name des Stammes ar dai kann mit alb. hardhi, ardhi (Weinstock, Weingeist) in Verbindung gebracht werden. Andererseits wird ein Zusammenhang mit Adria gesucht. Nach Strabo (L. VII) liegt knapp am Ufer der Adria Ar dia, zwischen diesem und dem Wohnorte der Thraker befindet sich Paionia, woraus zu schließen wäre, daß er unter Ar dia auch die Wohnstätte der Stämme autariata und dardan versteht. Aus der Geschichte ist es bekannt, daß der Stamm ar dai einstens sehr mächtig war, während er zur Zeit des Plinius nur mehr 20 Decurien bildete. So ist es nicht unmöglich, daß das bei Strabo erwähnte Gebiet einmal das Land der ar dai war und sie den Namen mit der Adria gemeinsam führten. Daß aber alb. hardhi, ardhi mit ihrem Namen zusammenhängt, scheint durch die Bemerkung der Alten bekräftigt, daß der Wein bei allen Illyrern beliebt war, die ar dai aber durch ihre täglichen Saufgelage doch besonders hervorragten. Auch Strabo rühmt außerordentlich die reiche Weinkultur an der Adria im Lande der ar dai.

An den Namen des Stammes dardan und der Provinz Dardania erinnert alb. dardhe (die Birne). Dardhan bedeutet sonach Birnenzüchter. Die Grenzen des alten Dardania lassen sich nach Ptolomaeus und Strabo genau feststellen. Ptolomaeus zieht die Grenze zwischen Makedonien und Dardania östlich als Fortsetzung des Scardos (Šarplanina: τὰ ἐν μεθ' ὁρῶν ἕρῃ) bis an die Provinz *Αανθηλητικὴ* und *Μαυθικὴ*. Letztere gehörten bereits den thrakischen Stämmen. Die Grenzlinie ist also die heutige Crna gora (Kara-Dagh), Ruján, Kozjak, Oseowska und Plačkavica planina. Alles Gebiet nördlich vom Scardos, von Crna gora, Ruján, Kozjak und von Sv. Ilija, Ključ und der Bergspitze Ponoritza gehörte zu Dardania (Tomaschek, Zur Kunde... 1881). Auf diesem Gebiete gedeiht auch heute noch die wilde (Holz-) Birne reichlich.

Der Name des Stammes deuri, welcher in Bosnien ansässig war, erklärt sich aus alb. dhe, dheu (Land) und ri (neu), sein Gebiet wäre demnach «Neuland», der Name des Stammes aber «Neuland-Bewohner».

Der Stamm *derrion* befaßte sich mit Schweinezucht; alb. *dēr* = Schwein (*Dēr* stammt von einer alb. Grundform *daira* — und ist gleich gr. *χοῖρον*; indg. *ghoiro*, Meyer EW.); *derar* = Sauhirt. In diese Gruppe gehört auch der Name des Stammes *deremesta* = Schweinefleischesser: alb. *miš* = Fleisch (ai. *masa*, lit. *mėsà*, got. *mimz*. Vgl. Meyer EW.).

Der Name des Stammes *ditio* läßt sich auf verschiedene Weise erklären; alb. *diture*, *dituri*, *ditme* = Klugheit; *dite* = Tag, Tagesanbruch, also: Bewohner des Ostens. Dagegen ist alb. *dhi* = Ziege. Der einen Erklärung analog ist der Name des Stammes *henet* auf dem westlichen Ufer der italienischen Halbinsel: alb. *hene* = Mond (zu *skend ai. scandra*).

Der Stamm *brenk*, den auch Plinius erwähnt, wird mit dem von Ptolomaeus erwähnten Stamme *derrion* identifiziert (Thallóczy: *Rómaiak Boszníában* 1904, S. 29). Der Name *brenk* weist auf *brini* (Horn, Geweih) hin, dessen Spuren sich auch bei dem illyrischen Messapia-Stamm finden, *βρέντιον: τῆ Μεσσαπια χλωυττη βρέντιον ἢ κεφαλῆ τοῦ ἔλαφου καλεῖται* (Strabo VI. 282). Daher angeblich auch der Name *Brindisi*. Übrigens wohnten die *brenk* an der Sawa und Kulpa. Das Albanische besitzt ein uraltes Wort *brinje* = abschüssiges, steiles Land, Ufer.

Die aus 269 Kurien bestehenden und in den Tälern der Unna und Verbaß hausenden *maezeus* nennt Plinius einen mächtigen, unerschrockenen Stamm, von dessen Namen angenommen wird, daß er mit der *Majevica planina* zusammenhängt. *Maje* selbst ist ursprünglich albanisch = Bergspitze; nach der Charakterisierung des Stammes scheint mehr zu entsprechen alb. *math*, *madh* (*maz*), welches «groß» und «Stolz» bedeutet; alb. *madh*. (*maz*) ai. *mah* und av. *maz* (Meyer, EW. 252).

Der Sinn des Stammesnamen *dindari* wäre nach Jelič (Glasnik 1898) *dinarci* = an der *Dinara* wohnende. Es kann aber auch in Betracht kommen ursprünglich albanisches *dhender*, *dhenderi*, in seiner heutigen Bedeutung = Schwiegersohn, Bräutigam (Delbrück, Indg. Verw. 158; Meyer EW. 85). Der Sinn macht freilich Schwierigkeiten. Der Stammesname *daesitiati kanj* auf alb. *dhe* und *zi* zurückgeführt werden: *dhe*, *dheu* = «Boden, Land» (verw. mit gr. *γᾶ*, *γῆ*; dh (ð) indg. *gh*, *ǵ*. Meyer EW.); *zi* = «schwarz». Demnach wären die *daesitiati* die Bewohner des schwarzen Bodens. Der Name *daors* erinnert an alb. *dore* (Hand); *doredhan*, *dorzeni* (Bürge), *dorezoni* (Bürgschaft). Auch hier bereitet der Sinn Schwierigkeiten.

Der Name *siculot* verrät Verwandtschaft mit alb. *šikonj*, *še-*

konj. Der Sinn des albanischen Ausdruckes ist: «gib acht, hüte .(etwas), schau nach etwas», folglich sind die sicoloten «Hüter», «Achtgeber». Thallóczy (A rómaiak Boszniában S. 31) führt als Analogie aus dem Magyarischen den Namen *székely* an.

Historiker und Archäologen nehmen nicht selten das Albanische auch bei der Enträtselung thrakischer Ausdrücke zu Hilfe. Die beiden Sprachen waren tatsächlich verwandt, K. Patsch (Jahrb. d. östr. Arch. Inst. 1907, 169) findet sogar thrakische Spuren im Albanischen. Faßt man die thrakischen Stammesnamen ins Auge, wird man bei manchen mit Hilfe des Albanischen einen Sinn feststellen können. Hier wäre in erster Reihe zu erwähnen der Stamm *triball*, welcher vom oberen Isker bis an die Drina ansässig war; *tre* (masc.), *tri* (fem.) ist ursprünglich illyrisch (indg. *trejes*, air. *tri*) ebenso *bale* (badhe [fem.] = Stirne). Auch der bekannte illyrische Name *Bato* wird auf diesen Ausdruck zurückgeführt (Thallóczy l. c. p. 13) und ihm die Bedeutung «Führer», «Häuptling» zugelegt. *Tribal* würde also dreifachen Häuptling oder dreifachen Stamm bedeuten, was freilich nur Vermutung bleibt, solange das Verhältnis zwischen Illyrern und Thrakern nicht endgültig geklärt wird. Wir haben ja schon jetzt Kenntnis davon, daß die Stämme sowohl bei den Illyrern als auch bei den Thrakern in Abteilungen gegliedert waren: so bei den *satr* die Abteilung der *besse* (Tomaschek, Zur Kunde 1882), wobei bemerkt werden muß, daß solche Ausdrücke zur Bezeichnung eines Sammelnamens im Stammesleben der Albaner auch heute noch vorkommen. Der gemeinschaftliche Name der zum alten Stamme *Dukagjin* gehörenden Stämme *Pulti*, *Šala-Šosi*, *Dušmani*, *Toplana*, *Nikaj* und *Merturi* lautet: «*fis i džašt bajrakut*» = der Stamm der sechs *bajrak*; die Stämme *Kšela*, *Bžkaši* und *Selita* nennen sich «*t'tre bajrakt e Ochrids*» = die drei *bajrak* des Ochrid.

Der Name *mys* enthält alb. *miš* (Fleisch), erklärt sich aber vielleicht mehr nach der uns erhaltenen Charakteristik des Volksstammes aus *mize* (Fliege, Gelse, *mize e dheut* = Ameise an. *my* = Mücke) verw. mit gr. *μύια*, lat. *musca*, lit. *muse* (Meyer E. W.). Dieser Volksstamm wird uns nämlich als klein, aber kriegerisch geschildert. Im Namen *sint* erkennen wir alb. *si*, *süni* (Auge), im Namen des vornehmsten und mächtigsten Stammes der Thraker *odryz* die Wörter *drite* (Licht), *ndriz* (leuchte! strahle!).

Dagegen ist der Name des schon von Herodot erwähnten und in der Rhodope ansässigen kriegerischen Stammes *satr* schwer mit alb. *sater*, *satr* (Schwert) in Verbindung zu bringen, wie das schon (Jireček, Gesch. d. Bulg. II. c.) geschehen ist, weil der fragliche Ausdruck vom Albanesischen aus dem Türkischen übernommen ist

(Meyer, E. W.). Denselben thrakischen Stamm nennt Thukydides *μαχαιοφόροι* (schwertführende) diek, wo di dem alb. Zeitwort «wissen» entsprechen kann; anderseits aber alb. die Weisheit, während djek (brennen) auch Feuer bedeutet.

In Verbindung mit dem Stamme satr oder diek sagt Herodot von den besseren, daß sie Priester waren und in den Orakeln des Dionysos Gottesdienst hielten und weissagten. Ihnen gegenüber waren die satz Herren und das führende Element im Lande: *Σάτραι οἱ τοῦ Διονύσου τὸ μαντήιον εἰσι εκτημένοι τὸ δὲ μαντήιον τοῦτο ἔστι μὲν ἐπὶ τῶν ὀρέων τῶν ἑφηλοτάτων Βησσοὶ δὲ τῶν Σατρῶν εἰσὶ οἱ προφητεύοντες τοῦ ἱεροῦ πρόμαντις δὲ ἡ χρέωσα κατὰ περὶ ἐν Δελφοῖσι, καὶ οὐδὲν ποικιλιώτερον.*

Das Wort satr leitet Tomaschek (Zur Kunde 500) von altpers. Khšatra (Herrschaft, Reich) ab, welches ursprünglich das herrschende Element im Reiche bedeutet; die Grundform des Ausdruckes bess findet er in vaiçyō, vaiçya und leitet sie aus iranischen Sprachen her. Den Sinn gibt er mit «Haus», «Familie», «Dorf», «clan» wieder, und nach seiner Ansicht bedeutet das Wort bess als Name eines Stammes: den dem Stamme, der Nation Angehörigen, oder — im Gegensatz zu den satr — «den Sohn des Volkes», «den Angehörigen der Mittelklasse». Gewiß, daß der Name bess nachträglich auf den ganzen Stamm übertragen wurde und der letztere später unter diesem Namen bekannt war. Übrigens hat dieser Stamm unter den Thrakern seinen Namen und seine Sprache am längsten bewahrt; noch im IV. und V. Jahrhundert benützte er seine Muttersprache und hielt auch in dieser den Gottesdienst. Das der Bezeichnung bess entsprechende Wort bese (bes-a) kommt auch im Albanischen vor, und sein Sinn rechtfertigt die Erklärung Herodots. Dieser uralte alb. Ausdruck bedeutet nämlich ursprünglich auch «Glauben». Der Hauptort der besseren war Bessapara, dessen Ruinen bei Belovo in der Nähe der Marica-Quellen in der Staro Gradiste genannten Gegend noch heute zu sehen sind. Die Bildungsilbe para, welche in thrakischen Ortsnamen sehr häufig vorkommt, entspricht dem alb. fare (Geschlecht, Stamm, Nachkomme). Bessapara ist also «das Geschlecht der besseren».

Lohnenswert ist es, den alten Stämmen die heutigen albanischen Stämme gegenüberzustellen. Aus den Benennungen der Stämme lassen sich Folgerungen nicht ableiten; es beruht ja auch nur auf Suppositionen und topographischen Folgerungen, wenn einzelne albanische Stämme von heute als die Deszendenten der alten bekannten illyrischen Stämme angesehen werden, z. B. die Dukagjin-Stämme als die Nachkommen der Illyrer vom Šar-Dagh und dem

oberen Drin. Der Übergang vom Altertum ins Mittelalter bis zu der Zeitgrenze, wo die Albaner wieder auf dem Schauplatze der Geschichte erscheinen, ist in Dunkel gehüllt, und selbst im Mittelalter erwähnten die Urkunden die Albaner erst im XIV. Jahrhundert (Thallóczy-Jireček, Acta et diplom.). Schon die Alten erwähnen es, daß die Illyrer nicht nur ihre Wohnsitze, sondern auch ihren Namen fortwährend wechseln; noch mehr wurden sie zur Zeit der Völkerwanderung und im weiteren Laufe des Mittelalters zerstückt. Die alten Namen verschwanden oder verblaßten; die Stämme zerfielen in ganz kleine Einheiten, als sie vor den verheerenden Horden der Völkerwanderung in die Gebirge flüchten und dort Jahrhunderte lang ihr Leben in halbwildem Zustande fristen mußten. Die heutigen Stammesnamen sind zumeist jüngeren Datums; doch gibt es unter den Stämmen noch welche, die eine gemeinsame Genealogie aufweisen können, wenn sie jetzt einzeln auch andere Namen tragen; auch vermögen manche den Ursprung ihres Namens bis zum Anfange des XIV. Jahrhunderts zurückzuverfolgen; die meisten tragen jedoch entweder den Namen eines Stammvaters oder den einer Ortschaft. Auf alle Fälle aber ist es bemerkenswert, daß manche der Stammesagen, die ihren Ursprung auf einen Stammvater zurückführen, in ihrer ganzen Konstruktion der illyrischen Stammesage gleichen, welche schon von Appian erwähnt wird. Demnach war Illyrios der Sohn des Kyklopen Polyphem und der Nymphe Galateia. Von ihren Kindern Autarieus, Dardanos, Partho, Daorto, Dasaro usw. leiten die illyrischen Stämme ihre Abstammung her (Appian, Illyr. cap. 2). Unter den heutigen albanischen Stämmen knüpfen sich solche Sagen an die Hoti, Krasnič, Klementi, Boga und Nikaj. Doch sind auch aus der illyrischen Zeit zwei Stammesnamen erhalten: Velja und das ptolomaeische Albanon. Neben dem Berge Velja in der Gegend von Alessio (Malcija Lešit) gibt es noch ein Stammesland (bajrak) Velja, welches mit der Insel Veglia (Velja) im adriatischen Meere gleichen Namens ist.

Den Stamm Albanon Ἀλβανῶν mit der Stadt Ἀλβανόπολι erwähnt unter den Schriftstellern des Altertums zuerst Ptolomäus; nach ihm ist davon in den Quellen erst im Jahre 1079 wieder die Rede, als ein griechischer Häuptling in Durazzo sich gegen seine Regierung empörte und unter seinen Truppen außer Normannen, Griechen und Bulgaren auch Ἀρβανῖται sich befanden. Seitdem wird das Volk auf der Ostküste ständig mit diesem Namen bezeichnet. Ptolomäus verlegt den Sitz des Volkes Albanon in die Umgebung von Durazzo, beiläufig auf den Bezirk zwischen der Mati-Mündung und dem Kerabegirge in der Breite von Durazzo bis Elbassan. Nur Ptolomäus

kannte es unter diesem Namen; andere nennen die Bewohner der fraglichen Gegend Parthini — die beiden Namen dürften ein und denselben Stamm bezeichnen. Barth alb. = weiß (vgl. ai. bhrājate = glänzen; av. barāzaiti = schimmern, got. bairhts, Meyer EW. 27). Daß Albanon, Albanoi ursprüngliche illyrische Ausdrücke sind, steht auch über allem Zweifel, was nicht nur aus den Ausführungen des Ptolomäus hervorgeht, sondern auch aus dem Umstande, daß eine alt-illyrische Insel «Arba» noch heute den Namen Arbe führt, und Strabo den die Grenze zwischen den alten Liburnern und Pannoniern bildenden Berg τὸ Ἄλβιον, Ptolomäus aber τὸ Ἄλβανὶν ὄρος nennt. Die Gegend zwischen den Flüssen Mati und Arzén samt der Umgebung von Tiranna heißt auch heute noch Arbni, und ebenda in der Nähe der Quellen des Arzén findet sich sogar eine Ortschaft Arbni. Die Lage des Gebietes entspricht den Angaben des Ptolomäus, wengleich das heutige Arbanon nicht genau auf dem von ihm mit Graden bestimmten Platze der Albanopolis liegt und daß der Name albanisch sich von hier aus verbreitet hat, dafür haben wir ebenfalls historische Belege. Aus der Ἑλλητικὸς γέα, worunter die Griechen dieses Gebiet verstanden, gingen seit dem XI. Jahrhundert — also zu einer Zeit, als der Name eines anderen palaeo-illyrischen Volkes nicht mehr existierte — die albanischen Hirten aus, die der Bezeichnung «albanisch» große Verbreitung verschafften und auf das Gebiet erweiterten. In den byzantinischen Urkunden des XI. Jahrhunderts ist unter Ἄλβανον, Ἀρβανον bereits das Gebiet zwischen Skodra (Skutari), Dyrrhachium (Durazzo), Achrid (Ochrida) und Prizren gemeint. Mittelpunkt war die alte albanische Stadt Kroja (krue, kroni, plur. kroje = alb. Quelle). Ob in dieser Zeit illyrische Nachkommen mit romanisiertem Albanisch auch auf anderen Gebieten ansässig waren, scheint wahrscheinlich zu sein; der Name «albanisch» hat sich aber von hier, aus dem ptolomäischen Ἄλβανῶν ausgebreitet. So ist es auch wahrscheinlich, daß Albaner von hier aus auf die Korfu gegenüberliegende Küste, in die Gegend von Valona und Kurvelesch, d. h. in das dem alten Chaonia entsprechende Gebiet wanderten, und zwar im XIV. Jahrhundert, als sie auch das verwüstete Hellas überschwemmt. Hier, in der Gegend von Kurvelesch befindet sich die Provinz L'aberi, L'aperi. Dieser Ausdruck ist nach einer Umgestaltung zufolge eines slavischen Lautgesetzes aus Alberi zu Arberi geworden. Die Bewohner nennen sich lap, lab, doch kann hier eben wegen des Namens der Bevölkerung und wegen des Gleichklanges auch auf den illyrischen Namen der alten labeaten hingewiesen werden, welcher nach Angabe der Alten wohl im Norden wohnte, und nach den Historikern die Skutari-Stämme,

die Malzuren umfassen soll (Thallóczy, A román. Boszn. 31), denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß während der Wanderungen im Mittelalter ein Bruchteil nach dem Süden geriet und dort dem neuen Ansiedlungsorte den aus der Tradition in Erinnerung gebliebenen Stammesnamen verlieh — bei dem thrakisch-illyrischen Volke kein seltener Fall! So hält es Tomaschek (Zur Kunde 445) nicht für unwahrscheinlich, daß die vertriebenen Bewohner der dardanischen Hauptstadt *Σκοῦπτοι* eine gleichnamige Stadt am Laufe des oberen Vardar gründeten an der Stelle des heutigen Üsküb; dasselbe taten die Bewohner von Astibo (auf der Linie Stobi-Tranupara-Astibo-Peutalia-Aetea-Serdica; Tab Peut). Das alte Astibo deckt sich nämlich mit dem heutigen Zletova am Zletovska-reka; an den alten Namen erinnert dagegen das heutige Štip (Istib). Wahrscheinlich zogen die Bewohner von Astibo aus irgend einem Grunde nach Süden und gründeten Štip (byz. *Στύπειον*). Übrigens hat L'a-beri in älterer Zeit nicht das Gebiet umfaßt, welches heutzutage mit diesem Namen bezeichnet wird. Das eigentliche Laberi erstreckte sich entlang des Dukati zwischen Lungara und Memuč, ein kleineres Stammesgebiet, dessen Name dann auf ein viel ausgedehnteres Gebiet überging.

Bemerkenswert ist es, daß die Albaner selbst die Bezeichnung «albanisch» nicht gebrauchen und sich selbst Šćipetar (Šćüptar), ihr Land aber Šćiperi, Šćipeni (Šküpnj) nennen. «Albanisch» = šćipeništ, «alb. Sprache» = škipe; «albanisch» heißt škipenist. Hierher gehörte noch der Ausdruck šćipesoj (šćupsoj) = «aufgeklärt», und das aus dem Lateinischen *accipiter* entstandene alb. Wort čift H(abicht, Sperber), sowie alle etymologisch verwandten Wörter (Meyer E. W.), also auch das ebenfalls aus *accipiter* entstandene gr. *ξικπέρι*, *ξερπέρι* und das aus diesem hervorgegangene alb. čšifter (Habicht), scifter (Raubvogel), scüfer (Sperber); mit *accipiter* hängt noch zusammen škipje (Adler), škčponje, scimponje schiponje (Adler).

Die Philologen leiten šćipetar («albanisch») und Škiperi (Albanien) aus lat. *excipio* (verstehen) ab, daher šćipetar den Verstehenden bedeuten würde: die Benennung des Volkes drückt also eine wirkliche oder eingebildete Eigenschaft desselben aus. Solcher Erklärungen gibt es noch mehr. Die Slowenen sind die «Redenden», die Deutschen die «deutlich» Sprechenden, während sie von den Slawen mit *nem*: *nijem*, *nemac*: *nijemac* = «stumm» bezeichnet werden. Nebstbei bemerkt, haben die Albaner diese Bezeichnung von den Slawen übernommen: alb. *memets* = stumm, *nemts* = deutsch und österreichisch, *Nemzsi* = Deutschland und Österreich.

Dieser etymologischen Feststellung gegenüber hat — besonders unter den Albanern selbst — viele Anhänger eine andere, mit Sagen und Legenden begründete Auffassung, nach welcher ihr Name aus škip-je (Adler) mit dem Suffix tār gebildet ist, was teilweise mit ihren heimatlichen Eigenheiten und mit ihrer in den rauen, steinigen, wilden Wohnorten bedingten Lebensweise zusammenhängt. So wird dem Worte šcīptar die Bedeutung «junge Adler», oder im übertragenen Sinne «Felsbewohner» zugeschrieben. In übertragenem Sinne geht dies auch an; die Bildungssilbe tar bezeichnet die Beschäftigung mit dem, eine Tätigkeit in dem, was das Stammwort ausdrückt. «Tar» ist ein altes indogermanisches, im Albanischen rein erhaltenes Suffix, «welches», wie Franz Bopp sagt, «das Albanesische in buchstäblicher Treue aus der Zeit seiner Identität mit dem Sanskrit bewahrt hat.» Außer der albanesischen Sprache kommt es nur noch in der indischen Schwestersprache in solcher Form vor, während es gr. τῆρ, τορ, (τῶρ), lat. aber tor lautet. Darin aber weicht das Albanesische von der ursprünglichen Bestimmung des Suffixes tār ab, daß es dasselbe am gewöhnlichsten an Substantive anfügt, um denjenigen zu bezeichnen, der mit der Sache, welche das Stammwort bezeichnet, sich beschäftigt, dieselbe macht oder benutzt (Bopp, Über das Alban. p. 36). Pune (Arbeit): punetār (Arbeiter); lufte (Krieg): luftār (Krieger); ude (Weg, Reise): udetār (Reisender); ušt (Ähre): uštār (Feldhüter) usw. Die albanische Grammatik scheint also denen Recht zu geben, die šcīpetar von šcīpje (Adler) ableiten, wenn auch alles, was über den Ursprung dieser Bezeichnung erzählt wird, nur Legende ist. Die Frage ist unentschieden und wird es wahrscheinlich auch bleiben, doch wird keiner der beiden Standpunkte davon berührt, daß die Schriftsteller des Altertums auch einen illyrischen Stamm scirtar erwähnen, welcher am oberen Laufe des Šar-Dagh und Drin seßhaft war, also gerade auf der östlichen Hälfte der heutigen nordalbanischen Gebirgsgegend, weil der Bericht über diesen Moment aus der Zeit datiert, wo das ganze illyrische Gebiet bereits unter lateinischer Herrschaft war, folglich an der Sprache, somit auch an der Benennung dieses Stammes der romanisierende Einfluß bemerkbar sein mochte.

Wenn der Nexus zwischen den heutigen albanischen und den alten illyrischen Stämmen auch aufgehört hat, haben die ersteren in ihrer Stammesorganisation doch gewiß manches aus den altillyrischen Einrichtungen beibehalten. Vergleicht man nach den Berichten der Alten die Gewohnheiten der alten Illyrer mit den Rechtsbräuchen der heutigen Albanesen, wird man leicht feststellen können, daß die Selbständigkeit und Organisation der Stämme sich in einer Entwick-

lung von zwanzig Jahrhunderten nur in Äußerlichkeiten geändert hat, im übrigen ist sie auf der primitiven Stufe der Entwicklung stehen geblieben, auf welcher die das Gebirge besetzenden illyrischen Hirten gelebt haben. Die unabhängige Organisation hatten auch die Illyrer unter der römischen Herrschaft bewahrt, und so halten es auch die Albaner bis auf den heutigen Tag. Die eigenen Angelegenheiten wurden in den Versammlungen selbständig erledigt, — bei den Albanesen auch heute noch. Die Gebirgsbewohner haben auch in der Römerzeit den Arm der Staatsgewalt nicht gefühlt, ebensowenig ist dies bei den Nomaden der albanischen Malcijen der Fall. Jeder Unglimpf wurde mit den Waffen gesühnt (Blutrache) oder durch Vermittlung des Häuptlings und der Alten, und dies ist auch heute noch die Grundlage des Stammgesetzes.

Was und wie viel ist von den Urinstitutionen in Kraft geblieben? Der Name der, zweimal des Jahres, im Frühling und im Herbst, einzuberufenden Stammesversammlung *kuvent* gehört der römisch-illyrischen Zeit an. «*Kuvent-di* (*kuven*), aus lat. *conventum* bedeutet «Verhandlung, Rede». Die Rolle der *conventen* in der römischen Verwaltung Illyriens ist bekannt. Neben dem *Kuvent* haben aber die Albaner auch die *plečenijsa*, — ein uralter Originalbegriff in der albanischen Sprache. *Pl'ak* bedeutet «alt», stellenweise kommt als Name des Stammeshäuptlings noch heute *pljaku i par* (der erste Alte) vor, für sein Haus (Geschlecht): *špija e par* (das erste Haus). Bei den meisten Stämmen aber führt der Häuptling oder richtiger der Führer des *bajrak* den Namen *ba jraktar*, welcher neueren Datums und türkischen Ursprungs ist. Die Vorstände, in manchen Gegenden auch die Häupter der stammgründenden Familien, werden *Kreen* genannt — lateinischen Ursprungs: *Krie*, *Krüe* (plur. *Kreen*) = «Kopf, Haupt» aus lat. *c(e)rebrum*.

Das Wort für Stamm lautet *fis*, etym. gr. *φίσις* (Meyer, E.W.), die Unterabteilungen — wenigstens bei einzelnen Stämmen — haben die uralbanischen Namen *vlaznija*; — *vela*, *vla* bedeutet alb. «Bruder», *velazeri*, *vłazeni* = Bruderschaft. Eine uralte Einrichtung der albanischen Stammesorganisation ist auch mit einem alb. Urwort *bessa* bezeichnet, welches Waffenstillstand, Suspendierung der Blutrache bedeutet (*bese* bedeutet ursprünglich den Glauben); «*bessa*» kann ein Weg, eine Ortschaft oder auch ein Mensch haben; ihr Wesen liegt darin, daß sie unter dem Schutze des ganzen Stammes steht und, wenn sie verletzt wird, der ganze Stamm zur Vergeltung verpflichtet ist. Von den Rechtsbräuchen ist noch der Eid «auf den Stein» zu erwähnen, dessen Spuren ebenfalls in die graue Vorzeit zurückführen. Die gewohnte Eidesformel der Albaner war: «per

kel peš = «ich schwöre auf diesen Stein» oder: «per te rand, te keti gur» = «auf das Gewicht dieses Steines». Bei Grenzstreitigkeiten tritt der eine Beteiligte an den Rand seines Grundes mit einem Stein auf der Schulter und spricht die Eidesformel: «möge dieser Stein mein Gewissen belasten» — so, wie Cinna dem Sulla schwor, als dieser ihm den Eid nicht auf die römischen Götter, sondern nach alt-etruskischer Sitte abnehmen wollte.

\*  
\*  
\*

Die neueren archäologischen Forschungen haben zahlreiche wertvolle Beiträge zur Aufklärung des Lebens und der Verhältnisse im alten Illyricum zutage gefördert (C. Patsch, Arch.-epigr. Unters. I. bis VII.) und die römischen Inschriften liefern eine große Reihe illyrischer Namen, welche bei den Albanern auch heute noch zu finden sind; illyr. Bato ist im heutigen Albanisch: Batuša; Vata: Beta; Balacos: Bala; Dasa: Dasi; Jettus: Jetti; Laso: Lasin; Lonus: Loni, Lani; Planius: Plani (Nopcsa, Aus Sala 1910). Doch auch auf diesem Gebiete gibt es thrakische Spuren. Tomaschek (Die alten Thraker) führt mehrere thrakische Personennamen an, welche sich auch in der albanischen Bewohnerschaft der nördlichen Gegend finden, z. B. Balas: alb. Bala; Bizes: Bica; Dinis: Dini; Manius: Mani; Sisiros: Šišeri. Bei den Illyrern war auch der Personennamen Burius bekannt, welcher wohl bei den Albanern weder in der ursprünglichen, noch in einer veränderten Form vorkommt, doch zweifellos mit dem alb. bur, bure (Mann) zusammenhängt. Der Ausdruck findet sich übrigens in mehreren indogermanischen Sprachen für «Haus», «Wohnung», in welchem Sinne der illyrische Stamm Messapia die Wörter *βαύριον* und *βύριον* gebrauchte.

Doch kann die albanische Sprache nicht nur zu den Stammes- und Personennamen, sondern in gleichem Maße auch zu der alten, in den Überlieferungen noch heute zerstreut erhaltenen Balkan-Topographie manches Hilfsmittel bieten. Tomaschek und all jene, die die thrakisch-illyrischen Denkmäler erforschten, haben schon darauf hingewiesen, und tatsächlich finden sich in Bosnien-Herzegovina, Dalmatien und Montenegro zahlreiche geographische Namen, welche einzig und allein mit Hilfe des Albanischen gelöst werden können und zumeist illyrisch-thrakische Spuren aufweisen. Außer den schon erwähnten Ortsnamen Dalmacia, Veglia, Arbe wurden Üsküb (Skoplje, illy. Scupi), Medeon (das heutige Medun auf dem Boden des montenegrinischen Stammes Kuči), auf dem Gebiete der Labeaten: Leš (Alessio), Ulcinium (Dulcigno), Πέλλζα, βαλλεσίνα, Κέκωλα, Σέρετος usw. als Bezeichnungen der illyrischen Topographie durch das Albanische

erklärt. Die illyrische Benennung mehrerer Flüsse und Gebirge auf der Balkanhalbinsel wird durch das Albanische verständlich. Diese illyrischen topographischen Bezeichnungen geben einen Hinweis auf die Niederlassungszentren der Stämme im Altertume; denn wenn auch einzelne von ihnen späterhin griechische und römische Zentren wurden, ist es aus der Herkunft ihres Namens doch offenbar, daß ihre Gründer und ersten Ansiedler Illyrer oder Thraker waren. Vor der Römerzeit hauste der größte Teil der Bewohner auf den Höhen und besetzte erst später die Täler. Viele illyrische Stämme hausten in Höhlen, und diese Art der Unterkunft ist auch noch heute in Albanien, besonders in der nördlichen Gebirgsgegend, nicht selten. Die im Cem-Tale auf dem Boden der Stämme Šala und Lurja noch vorhandenen Höhlenwohnungen sind wahrscheinlich Reste aus der Urzeit. Herodotos gedenkt (V. 6.) der Pfahlbauten des Volkes Paion im Prazias-See, dergleichen aber auch den an anderen Flüssen und Seen ansässigen Stämmen nicht unbekannt waren; es ist bemerkenswert, daß an einzelnen Stellen des Skutari-Sees und des Bojana-Flusses auf Pfählen gebaute armselige Hütten auch heute noch bewohnt sind. So hat das Volk gewohnt; ein Zentrum dagegen bestand aus runden oder ovalen Verschanzungen, deren uns mehrere bekannt sind, die in der Karstgegend von der illyrischen Zeit bis jetzt als Festungen dienten, z. B. Medeon, wo Reste der Kyklopenmauern noch erhalten sind.

Die Illyrer waren auf solche zentrale Punkte auch aus militärischen Rücksichten besonders bedacht. Die typische Form eines solchen beschreibt Livius in Scodra, dem Sitze des Königs der Labeaten. Scodra, das heutige Skutari, war eine illyrische Stadt. Koder, kodra bedeutet im Albanischen «Hügel»; die Stadt gelangte 168 v. Chr. in die Hände der Römer, und die Schilderung, welche Livius (XLIV. 31) im Zusammenhange mit den damaligen Kämpfen von Scodra gibt, deckt zum großen Teile auch die heutigen Zustände: «Ad Scodram inde ventum est, quod belli caput erat, non eo solum, quod Gentius eam sibi ceperat velut totius arcem, sed etiam quod Labeatum gentis munitissima longa est et difficilis aditu. Duo cingunt eam flumina, Clausula (der heutige Kiri) latere urbis, ex Labeatide in orientem patet, praefluens, Barbana (die heutige Bojana) ab regione occidentis, ex Labeatide palude oriens. Hi duo amnes confluentes incidunt oriundi flumini, quod ortum ex monte Scordo, multis aliis auctum aquis, mari Hadriatico infertur.»

Einige dieser von Illyrern gegründeten Ortschaften bestehen noch, viele sind aber nur in ihrem Namen erhalten. Wiederholt wird in antiken Quellen der Name der Stadt Dimallum genannt, welcher

ohne Zweifel als illyrisches Wort anzusehen ist; alb. *dü* = zwei, *mal* = Berg, Hügel. Die Erinnerung an diese Stadt ist in Albanien noch nicht gänzlich geschwunden: auf dem Gebiete der Pošripa nordöstlich von Skutari heißt auf dem Boden der Dušmani ein bajrak noch heute *Temali*; dabei muß festgestellt werden, daß die Illyrer bei Ortsnamen das Wort *mal'* mit Vorliebe gebrauchen. Mit albanischer Etymologie erklärt sich auch (Meyer E.W.) die *Dacia maluensis*, welche unter Diocletian durch einfache Übersetzung zur *Dacia ripensis* wurde. Das alb. «mal» (Berg) ist ins Rumänische bereits als «Ufer» übergegangen, eine gar nicht seltene Wandlung der Bedeutung, wie altslavisch *breg* (Ufer) im Deutschen zu «Berg» geworden ist (Meyer E.W. 257); in der thrakischen Sprache hat *malva* «Berg» bedeutet. Ein anderer illyrisch klingender Ortsname ist *Surda* (*Surza*), östlich von Skutari am Laufe des Drin oberhalb *Vjerza*: *Sarda*, *Sardum*, *Σάρδος πόλις Ἰλλυρίας, οἱ πολῖται Σαρδῆνοι*, im Mittelalter noch ein bedeutender Ort und als Bischofssitz schon im Jahre 424 genannt (Thalóczy, *Acta et diplom.* 13, 42); Tomasschek glaubt darin den Namen des illyrischen Stammes der Sardeaten zu erkennen.

\* \* \*

Während die Geschichte, die Ethnographie und die Lebensverhältnisse des thrakischen Volkes, soweit es die der Forschung zur Verfügung stehenden Mittel erlauben, ziemlich eingehend klargelegt sind, ist das Dunkel, in welches das illyrische Volk gehüllt ist, viel weniger erhellt. Polybius, Strabo, die beiden Plinius, Appianus, Ptolemaeus, Dio Cassius und die anderen Schriftsteller des Altertums geben über dieses Volk und dessen Lebensweise, Gebräuche und kennzeichnende Eigentümlichkeiten nur lückenhafte Berichte, und so ist es natürlich auch mit Hilfe der albanischen Sprache sehr schwer, in dieses Dunkel hineinzuleuchten. Immerhin vermag die albanische Sprache mit ihrem Stoff aus der Ursprache die Forschung zu unterstützen, soweit sie über den erhaltenen illyrischen Sprachstoff verfügt, dessen Umfang freilich nicht genau bestimmt werden kann, da der ganze Wortschatz noch nicht erschöpfend zusammengetragen ist. G. Meyers etymologisches Wörterbuch, sowie sein Glossar sind auch bei weitem nicht erschöpfend, und besonders in der nördlichen Geg-Sprache sehr mangelhaft. Aus dem uns zur Verfügung stehenden albanischen Sprachschatze sind etwa 400 Wörter ursprünglich indogermanisch, also illyrisch, von welchen besonderer Aufmerksamkeit diejenigen wert sind, welche indirekt auf die Lebensweise, die Kulturstufe und die Begriffskreise des alten Volkes Schlüsse gestatten. Solche ursprüngliche Ausdrücke der albanischen Sprache sind:

Aus dem Kreise des Familienlebens: Vater: at, tate; Mutter: ame, meme; Mann: bur; Weib: grua; Schwiegersohn: dhender; Mensch: njer; Bruder: vla; Mädchen, Jungfrau: vaše; Schwiegervater: vjer, vjeher; Schwiegermutter: vjehra; Kind: vots, djal, Sohn: bir, Tochter: bi-bija; Leibesfrucht: mugul, Nichte: mbese.

Körperteile des Menschen: Knochen: ašt; Nerv, Ader: del; Blut: ġak, Fleisch: miš, Gehirn: tru, Darm: zore; Stirne: bale; Bauch, Rumpf: bark; Rippe: brini; Lippe: buze; Hand: dor; Zahn: dhamp (dham); Nagel, Zehe: thuae; Hals: grūke, kafe; Finger ġist; Oberarm: krahe; Nacken: rek; Auge: sü; Schulter: sup; Magen: mule; Ohr: veš; Kragen: zverk; Schienbein: kertši; Zopf: bišt.

Krankheiten: Flechte: hurde; Husten: kole; Eiter: kelp; Wund: vare.

Viehzucht, Tiere: Herde: ber; Schaf: dele; Rind: dem; Schwein: der, thi; Ziege: dhi; Ochse: ka; Wolle: leš; Kuh: l'ope; Fohlen: mes; melken: mjel; brüllen: pāl; Ochsengebrüll: palme; Ziegenbock: skap; Lamm: štjere; Pferch, Schäferhütte: štrunge; Maultier: mušk; junger Hund: kel'üs; Katze: piso; Ente: sote; Hirte: bari; Hirtin: bajoreše; — Wolle: baske erinnert an thrak. βασσάρα = Name eines langen Kleides, womit av. und armen. varesa resp. wars = Haar in Zusammenhang gebracht wird (Lagarde, Ges. Abh. 275);

Bär: ari; Hirsch: dre; Insektenei, Laus: themi, mor; Schlange: ġarper (ġarpen); Wurm: krimp (krüm); Maus: mi; Fliege: mize; Floh: gl'ešt; Krähe: sore; Hirschkuh: šute; Wolf: ulk; Maulwurf: uri; Vogel: zok; Schnabel: kep; Schuppe: hal'e; Nest: herde; Jagd: ġa.

Die Viehzucht war die Hauptbeschäftigung der Illyrer, so daß sie sozusagen die Urhirten des Balkans sind. Darauf beruht auch heute noch die Existenz der Albaner. Die Sprache, die Ausdrücke der Urhirten konnten natürlich nicht ohne Wirkung bleiben, und sehr ansehnlich ist die Zahl der Ausdrücke, welche aus dem Albanischen nicht nur in die Sprache der Balkanvölker, sondern durch die nomadisierenden rumänischen Hirten auch in weitere Gebiete gedrungen sind, daher auch ethnographisch besonderes Interesse haben. Z. B. fl'oere, fl'ojere, füel, fül (Flöte) lautet im Rumänischen fluer, im Makedonischen flujara und findet sich bei allen Völkern, welche mit den nomadisierenden Rumänen in Berührung kamen: im Griechischen φλογέρα, im Ruthenischen flojara, im Polnischen fujara, im Mährischen fujara, im Serbischen frula, und letzteres gelangte als furulya ins Magyarische. Miklosich und G. Meyer halten das Wort für albanisch, weichen aber voneinander darin ab, daß der

erstere es von dem alb. Zeitwort frün = «blasen» ableitet, Meyer dagegen eher eine lateinische Beziehung sucht (flare), wiewohl es auf diesem Wege etymologisch nicht gut erklärlich ist. Die Flöte war ein bekanntes Musikinstrument der Illyrer. Strabo (VII. 5. c.) sagt von den Dardanern: «Die Dardaner sind so roh, daß sie sich im Misthaufen ein Loch wühlen und darin wohnen; doch lieben sie die Musik und halten darum fast ständig Spielleute oder machen sie selbst Musik auf der Flöte oder der Laute.» Ein alter Ausdruck der illyrischen Alpenwelt ist zweifellos mes = Fohlen, welcher in unzähligen Sprachen verbreitet ist: mak. mandzu (Fohlen), rum. minz dass.), manzat (Kalb), ital. manzo, sardinisch manzu (junger Ochse); es findet sich auch in den baltisch-slavischen Sprachen. Über seine Verbreitung bei den Illyrern berichtet Festus, indem er erwähnt, daß die Sallentiner von Messapia Jupiter, dem sie Pferde opferten, Menzana nannten. In Verbindung mit mes und der Opfersart der Messapier ist auch die Analyse des Stammesnamens lehrreich. Mes bedeutete bei den Messapiern «Pferd», wie es bei den Albanesen jetzt «Fohlen» bedeutet; alb. ap ist I. Person indic. praes. vom Zeitwort «geben» (Bopp: ai. āp = «erlangen»), daher: mes-ap = ich gebe ein Pferd. Hängt da nicht etwas die Art und Weise des Opfers mit dem Namen des Stammes zusammen? Ebenso ist ein illyrisches Alpenwort auch l'ope = Kuh, l'opar = Kuhhirt; bis an die Westgrenze der Alpen ist es noch heute allgemein sowohl in den romanischen als auch in den germanischen Sprachen (Bridel, Gloss. du patois de la Suisse rom. Lausanne 1866). Preve, treve (Weg, Reise) sind ebenfalls uralte Wörter der Alpengegend, was die noch jetzt gebräuchlichen verschiedenen Formen beweisen; die Etymologie ist ja allerdings noch nicht klar. So wird air. traig (Fuß) herangezogen; in diesem Falle könnte es original illyrisch sein. Meyer sucht einen Anschluß an lat. trivium, — jedenfalls hat es seine Verbreitung durch das Illyrische erlangt. Über den albanischen Ursprung des Wortes rendes (Milchlab) herrscht kein Zweifel; im Rumänischen lautet es rînză, mark. rändză; durch die rumänischen Hirten kam es ins Ruthenische (ryndza) und ins Polnische (ryndza). Alb. vjete (Kalb, ai. vatsa) ist rum. vitö (Tier) geworden und gelangt von hier ins Poln. mit der Form wetula (einjährige Ziege). Alb. štrunge ist der Teil des Pferchs, in welchem die Ziegen gemelkt werden; rum. und mak. strungă, neugriech. στρίγγα, sloven. strunga, serb. struga. — Štjere bedeutet im Alb. Lamm und Kalb; damit zusammenhängend šterpe = unfruchtbar (bei Mensch und Tier); ai. stari = unfruchtbare Kuh; illyr. sterpe hat sich außerordentlich verbreitet; daraus sind hervorgegangen rum. sterp, stirp, sloven. stirp (junge Ziege), ital. (venetianisch) sterpo.

Die illyrische Landwirtschaft war von untergeordneter Bedeutung; einige Andeutungen darüber macht Strabo (VII. 5. c.) mit der Bemerkung, daß das ganze illyrische Gestade überaus warm und fruchtbar ist; außer manchen unfruchtbaren Strichen war die Öl- und Weinproduktion reich, trotzdem fand aber das illyrische Meeresufer wegen der Wildheit und räuberischen Neigung seiner Bewohner wenig Beachtung. Was sich über die Ufer erstreckt, ist gebirgig, kalt und schneebedeckt, je höher desto schlimmer, so daß über die Ufer hinaus auf Anhöhen wie in Niederungen Weinkultur höchst spärlich ist. Berichte aus dem Altertum besagen, daß Gerste, Weizen und Kraut gepflanzt wurde, und für diese Produkte haben die Albanesen wirklich ursprüngliche Benennungen: Weizen: drithe; Gerste: el'p; Kraut, Gras: bar; Ähre: ušt; Mehl: mjel; hierher gehören: die Reuter: site, šoš; Ernte: kor, kuar. Von ihren Speisen wird bei den alten Schriftstellern schon im IV. Jahrhundert vor Chr. der Käse gepriesen, welcher auch heute noch die wichtigste Nationalspeise der Albanesen ist. Uralte Bezeichnungen für ihre Speisen: Käse: dhajthe; geschmolzene Butter (Rinnfett): dra; Butter: gálpe, Molke: hire; Buttermilch: l'enk; Honig: mjal; — backen: pjek, ai.: pácati, essen: me ha, vgl. ai. khādati, trinken: me pī vgl. ai. pīta; Herd: vatre. Brod: buke aus lat. bucca. Hier darf erwähnt werden, daß die aus zwei Steinplatten bestehende Handmühle, welche in prähistorischen Funden vorkommt, in einzelnen Gegenden Albaniens noch heute im Gebrauch ist (Patsch, Das Sandschak Berat 54). Für «Salz» finden wir die Wörter kripa, krüpe aus slav. Krupa (Hagelkorn). Die Albanesen haben also das ursprüngliche Wort für Salz ebenso verloren wie die Lithauer, wofür es übrigens im alb., besonders unter dem Einflusse des Lateinischen noch andere Beispiele gibt (Meyer, E.W.). Das Salz mußte aber gut bekannt sein, weil nach Strabos Bericht die Stämme der Autariaten und der Ardaien eben im Wettstreite um eine Salzquelle miteinander Krieg führten.

Für Obstarten finden sich folgende ursprüngliche Ausdrücke: Nuß: are; Birne: dardhe; Erdbeere: drethe; Haselnuß: l'aithi; Weintraube: ruš; Weinlese: vjela; weinlesen: me vjel, Weinstock: hardhi; Weinrebe: krande; Ulme: vith. Sonstige Ausdrücke aus dem Kreise der Natur: Zweig, Strauch: dege; Baum: dru; Dorn: thump; Hecke, Zaun: garth; Laub: gethe, Stachel: krane; Regen: ši, Hagel: brešen; Eis: akul; Wolke: re; Wasser: uj; Erde: dhe; Stein: gur; Eisen: hekur; Berg: mal; Mond: hene; Stern: ül; Spitze, Gipfel: maje; Weg: ude; Quelle: krue; Feuer: škrep, zjarm; Zeitbestimmungen: Morgendämmerung: gdime; morgens: agoj, neser; abends: mbreme, mrama; nachts: nate; heute: sot; gestern: dje; übermorgen: dej; Licht: drite; Finsternis: Kot;

Jahr: vjet, mot; Monat: muaj; Sommer: kore; Herbst: vješt, britme; Winter: dimen.

Die ursprünglichen Zeitwörter beziehen sich zum größten Teil auf die menschliche Beschäftigung und auf die Funktionen des Körpers. Ursprüngliche Bezeichnungen haben die Zahlwörter, ausgenommen Kater (vier) aus lat. quat(t)uor. So fehlt aus dem ursprünglichen Sprachschatz die Bezeichnung für «Frühling», während die anderen Jahreszeiten Originalbezeichnungen haben. Frühling heißt alb. pranver, prenver = prima vera. Von den Monatsnamen ist «Juli» aus einem Urwort; alb. kore = Sommer, daraus korik = der Monat Juli.

Selbstverständlich sind die Urwörter im Albanischen auch zu Ableitungen, also zur Bildung verwandter Ausdrücke geeignet und auch in großem Maße dazu verwendet worden, wodurch die Anzahl der Urelemente dieser Sprache bedeutend vermehrt wurde. Ein solches uraltes Wort ist hē, hie = «Schatten», aber auch «Anmut»; verwandte Wörter: him: angenehm; hijete: Mitternacht; hjezore: schattig; hješim: Schönheit; hije: Gott; hieri: Gottheit; hūj: Gott; hūini: Gottheit, hi: heilig (vgl. ai. chājā, gr. *oxia*, got. skeinau. Meyer, E.W. 149).

\* \* \*

Vollkommen ungeklärt ist die Frage der albanischen Mythologie; sie wird, abgesehen von der Mangelhaftigkeit der Quellen, durch die Elemente verwickelt, welche Ähnlichkeit mit mytologischen Motiven der benachbarten Völker zeigen. Von der Urreligion der Thraker und Illyrer wissen wir wenig. Römische Inschriften erwähnen wohl einige illyrische Götternamen; so erfahren wir, daß sie einen Kriegsgott, einen Gott des Wassers und der Quellen hatten, aus den Einzelheiten ist aber das Wesen der Urreligion nicht zu erkennen; nach der Befestigung der römischen Herrschaft wurden den einheimischen Göttern nach ihrer Eigenart römische Götternamen beigelegt. So wurde auch Silvanus (Pan), Diana, Liber und Libera bekannt; der Kultus griechischer Götter und Heroen war schon früher eingedrungen. Davon, was in diesen Kreis sonst noch gehört, haben wir Aufzeichnungen über den Volksglauben an Schlangen und Drachen. Von den Thrakern ist uns der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele bekannt. Nimmt man dies alles mit dem albanischen Aberglauben und Volksglauben zusammen, welcher, wie bei allen primitiven Völkern, so auch hier tief in der Volksseele wurzelt, kann man leicht erkennen, daß der Glaube an Schlangen und Drachen bei den Albanern auch heute noch in zahllosen Varianten vorherrscht, in

zahllosen Sagen von schätzhütenden Schlangen, wie in den Märchen der Indogermanen. In einer kurzen, fetten Schlange wohnt der gute Geist des Hauses: *bolla* (*bole* = Schlange), doch auch der böse: *bullar*. In der ersteren wohnt ein weiblicher, in der letzteren ein männlicher Geist; sie pflegen sich unter dem Hause, in unterirdischen Höhlen aufzuhalten. Die *bolla* nimmt an allem Glück und Leid des Hauses teil; der *bullar* ist zur Blindheit verdammt; nur an einem Tage sieht er, und da ist er jedem gefährlich, den er erblickt. Bei dem Pulat-Stamme heißt die das Glück des Hauses hütende Schlange *preve* (*treve*: eigentlich «Weg»). In Šala und Plani lebt die Sage von einer Schlange mit dem Zauberringe. Wer diesen erwirbt, gewinnt Reichtum und Macht. In Nordalbanien wird mit der Schlange oft ein Vertrag geschlossen; mit der ersten Schlange, welcher man im Frühling begegnet, trifft man das Abkommen, daß man nicht eine einzige Schlange töten wird, wogegen die Schlange es bei ihrer Verwandtschaft durchsetzt, daß dem Betreffenden und seiner Herde den ganzen Sommer hindurch kein Schaden zugefügt wird. Bei dem Volke in Bosnien lebt eine dieser entgegengesetzte Sage: wer der ersten Schlange begegnet, tötet sie unbarmherzig, um seine Kraft nicht zu verlieren (Lilek, *Wiss. Mitt.* 1896). — An die Verehrung des alten Wassergottes erinnert der Volksglaube, welcher zumeist in Südalbanien verbreitet ist und dem Wasser eine übernatürliche Kraft zuschreibt; heute ist er freilich schon mit christlichen Beziehungen untermischt: am Tage Šem Rie (Jungfrau Maria) gilt nämlich das Wasser als besonders wundertätig; an diesem Tage baden die Frauen im Flußwasser oder im Meere, um gesegnet zu werden.

Ein Residuum der alten Zeiten ist offenbar auch die noch heute übliche Art des Schwörens. Außer dem Eid auf den Stein, welcher, wie wir oben gesehen, in gewissen Fällen sein eigenes Zeremoniell hatte, schwört man noch heute «*per kiel e per dhe*» (bei Himmel und Erde), «*per ket zjarm e per ket uj*» (bei Feuer und Wasser), *per mal e per fuš* (bei Berg und Ebene), «*per ket diel e per ket hane*» (bei Sonne und Mond). So ist ein alter Rest auch die Art der albanischen Weissagung, da sich darin der religiöse Glaube längst verschwundener Zeiten und Völker widerspiegelt: Prophezeihungen aus den Eingeweiden und Knochen von Tieren, aus Tierstimmen und dem Fluge der Vögel blühen in Albanien noch immer (F. Barcatta, *Reise durch die Hochlg. Nordalb.* Brixen, 1909).

Die Personifizierung der Naturkräfte hat der Volksglaube in verschiedenen teilweise angenehmen Formen erhalten, z. B. die *kultšedra* (*kultšedra*, *kultšendra*) mit der Bedeutung «Drachen» aus lat. *ex cetra*. Ihre Beschaffenheit betreffend, gehen die Sagen nach

einzelnen Gegenden auseinander. So glaubt man stellenweise, daß ein solcher *kutšedra* sich in einem leblosen Gegenstande oder auch in einem Lebewesen aufhält und mit der Vernichtung bzw. dem Tode des betreffenden ebenfalls der Vernichtung anheimfällt; im Norden herrscht dagegen der Glaube, daß die Kuh zuweilen statt des Kalbs einen *kutšedra* wirft, welcher — sobald dies geschehen und ehe ihn noch ein Menschenauge erblickt hätte — von Geistern an Ketten in die Luft gehoben wird, was unter außerordentlichen Naturerscheinungen geschieht (Nopcsa, Aus Šala). Diese *kutšedra* entwässern übrigens die Quellen, machen die Erde erbeben, entwurzeln Bäume und würden die Welt vernichten, wenn der *drangoi* sie nicht besiegen würde. *Drangua* bedeutet im alb. ebenfalls «Drache», bei den Albanern Italiens ist *dragunar* = «Sturm», «Gewitter». Es sind gute Geister. Tiere, unter gewissen Bedingungen auch Menschen können sich in *drangua*'s verwandeln. Der gewaltigste *drangua* kann aus einem Stier werden, doch darf er die Erde nicht verlassen und zertritt mit den Füßen die *kutšedra*'s. Die anderen *drangua*'s fliegen in der Luft umher. Ein Luftgott, der ebenfalls mit den Stürmen in Verbindung gebracht wird, ist der *Šenjt Verbd*, resp. *Šenjt Šurž*; alb. verb = «blind» aus lat. *orbus*; *šurdh* (*šurž*) = «taub», *šurzon* = «taub machen». Im Zusammenhang mit *Šenjt Šurž* weist Nopcsa auf den thrak. Sturmgott *Zibel surdos*, *Zbelthiurdos* hin, wovon Tomaschek (Die alten Thraker II.) den ersten Teil «zib» mit «Blitzen» übersetzt, während er für den anderen Teil «thiurdos» keine Erklärung findet. Der thrakische Ausdruck erinnert unstreitig an alb. *šurž*; «Zibelsurdos» wäre auf diese Weise eine Blitze schleudernde Gottheit des ohrenbetäubenden Gewitters. Da auch *Šenjt Šurž* bei Gewittern in donnergrollender Wolke einherzieht, ist es vielleicht nicht gewagt, in ihm die in der abgeschlossenen albanesischen Bergwildnis Stürme der Jahrhunderte überlebenden thrakischen *Zibelsurdos* zu erblicken» (Nopcsa). Diese Erklärung ist aber nur in der Voraussetzung annehmbar, daß der thrakische Ausdruck auch unter lateinischer Einwirkung steht, denn alb. *šurž* ist kein ursprünglich illyrisches Wort, sondern das in der Römerzeit umgeformte lat. *surdus*. — Vom Donner und Blitz herrscht übrigens im Volk der Glaube, daß dies die Waffen guter Geister sind, welche Gott zur Vertreibung der bösen Geister in die Luft schickt. Die Folgen ihrer Kämpfe sind der Sturm, der Donner und der Blitz. Das Erdbeben erklärt sich das Volk damit, daß in der Mitte der Erde sich ein mächtiger Ochse befindet; wenn der sich in einem Wutausbruche schüttelt, gibt es ein Erdbeben.

Von Geistern kennt man noch die *ora*'s, weibliche Geister, welche

als Schutzengel gelten, mit dem Unterschied jedoch, daß sie sterblich sind und bei ihrem Ableben auch ihr Schützling stirbt. Es gibt zweierlei ora's: die schöne ist die Beschützerin der guten Menschen, die schwarze ora die der bösen Menschen. Wenn der Mensch sündigt, wird das Gesicht der ora plötzlich schwarz; sie können übrigens dem Menschen alles geben. «Ora» ist wahrscheinlich eine veränderte Gestalt der albanischen Feen zana (za-ni = Ton, Stimme), welche nämlich dem Menschen ebenfalls alles mögliche beschern können, dabei aber die Eigenheit haben, von den Bergen auf die Menschen Steine zu schleudern, was wieder an die altslav. samovili's erinnert, resp. auf slavischen Einfluß hinweist. Die samovili's sind dem Menschen auch feindlich gesinnt, halten sich ebenfalls auf den Bergen auf, tanzen aber Reigen, während die albanischen zana's singen. Der slavische Einfluß erweist sich auch darin, daß die Albaner die zana's, die Bulgaren dagegen die samovili's mit der Sage von Marko kralj in Verbindung bringen.

Slavische Beziehungen sind auch in anderen Teilen des Volksglaubens und der Volkssagen der Albaner festzustellen, wie anderseits schon die ersten Albanologen Hahn und Gustav Meyer — besonders in der Märchenpoesie — alte germanische Motive nachgewiesen haben. Wie weit hier die Verwandtschaft reicht und was der Umgestaltung und Übernahme zukommt, läßt sich vorläufig nicht bestimmen; ist doch das reiche und überaus wertvolle Material von albanischem Volkstum und albanischer Sprache noch lange nicht genügend aufgedeckt, so daß der Wissenschaft auf diesem Gebiete noch dankbare und lohnende Aufgaben harren.

## Der arabische 'Antarroman.

Von Prof. Bernhard Heller.

**D**EM 'Antarroman gebührt ein nicht gewöhnlicher Platz in der Geschichte der epischen Dichtung. An Umfang übertrifft er mit seinen 32 Bänden das Schah-Nameh und wetteifert mit den indischen Epen. Sein Stoff wieder hat uns ein ganzes Schrifttum zu ersetzen und stellt uns einen umfangreichen Geschichtsabschnitt dar. Er hat die vorhergehende arabische epische Entwicklung zu ersetzen und veranschaulicht ein halbes Jahrtausend arabischer Geschichte.

Aus der Zeit vor Muhammed gibt es kaum einen arabischen Namen von stärkerem Klange als 'Antars. Besonders in Frankreich übt er seinen eigenartigen Reiz. Vor fünf Jahren zog 'Antar gar als dra-

matischer Held über die französische Bühne (Chekri Ganem, *Antar. Pièce en cinq actes, en vers. Paris 1910*). Da flackerte nun das Feuer des 'Antarkultus wieder einmal auf. Entzündet ist dieses Feuer durch französische Forscher worden. Lamartine hat es hell auflodern lassen. Auf seiner Reise im Morgenland hörte er bei Jerusalem die 'Antarvorträge. Die Verzückung der Vortragenden und der Zuhörer ergreift auch ihn selbst. Lamartine stimmt einen Lobgesang auf 'Antar an, verherrlicht ihn als Vorbild des Beduinen, als Vereinigung des arabischen Hirten, Helden und Dichters. Der 'Antarroman gilt ihm für den Nationalgesang der Araber, für ihre heilige Schrift, für das vollständige Bild der ganzen Wüste; er findet ihn episch gleichwie Homer, elegisch wie Hiob, liebeatmend wie Theokrit, philosophisch wie Salomo, ergötzend wie Ariost, rührend wie Tasso, weit anziehender als Tausend und Eine Nacht. Lamartine bot auch eine Probe aus dem 'Antarromane. Und als er den Großen der Menschheit ein Denkmal errichten wollte, nahm er gleich in die erste Reihe neben Homer, Sokrates, Cicero und Rustem auch 'Antar auf und teilte weitere Proben aus dem Romane mit. Jahrzehnte hindurch setzten französische Zeitschriften diese Übersetzungen einzelner Teile des Werkes fort; auch ganze Bände erschienen in wiederholten Auflagen.

Doch die bisherige Forschung gelangte zu keinem wissenschaftlichen Überblick über das ganze Werk, zu keinem Gesamtbilde, dessen Züge sich aus der Untersuchung aller Einzelheiten ergeben hätten. Und der neueste Aufsatz über den 'Antarroman, der Artikel in der Enzyklopädie des Islam, läßt sogar die Ergebnisse der französischen Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts völlig außer Acht. In dem Werke, das ich der Ungarischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt habe, unternehme ich es, den geschichtlichen Stoff des ganzen Werkes, sowie alle Einzelheiten, die sich der vergleichenden Literaturforschung oder dem Folk-lore bieten, genauer ins Auge zu fassen, und daraus die Fragen nach Absicht, Ursprung und Entstehung des Werkes womöglich zu lösen. Hier möchte ich nun einige Ergebnisse meiner Arbeit mitteilen. Vorerst lasse ich aber das Inhaltsverzeichnis des Werkes folgen.

Das Problem des 'Antarromans.

Der geschichtliche 'Antara.

Die Tendenz des Romans.

Die Technik des Romans.

Der Inhalt in Umrissen:<sup>1)</sup>

Der Stamm 'Absz, 'Antars Geburt und Erziehung. Sein erstes

<sup>1)</sup> Dunlop-Liebrecht hat auf Grund einer bis zum zehnten der 32 Bände ge-

ritterliches Auftreten. Löwentöter. Er rettet zum ersten Male die Frauen des Stammes. Er erwirbt sich Roß und Schwert. Er rettet den Stamm. Schaddad erkennt ihn für seinen Sohn an. 'Antars siegreicher Zug nach Irâk und Persien. 'Antars Heimkehr; er rettet 'Abla. Seine Kämpfe um 'Abla. Sieg über die Heere Irâks und Persiens. Hârith und Lubna. Uszejd und Szulma. Tod des Königs Zuhejr. Dâhisz und Ghabra, Wettrennenkrieg. Tod des Königssohns Mâlik. Streit mit Nu'mân. 'Antars Kampf und Freundschaft mit Mukri Al-Wahsch, dem syrischen Christen. Neue Blutrache zwischen 'Absz und Fazâra. 'Antar heiratet 'Abla. Hochzeit des Mukri-Al-Wahsch. Absz in Iemen. Abla in der Hexenküche. 'Antar trennt sich von seinem Stamme, doch rettet er ihn in der Gefahr. 'Antars Sieg über die Syrer. 'Urvas Liebe. 'Amr ibn Ma'dikarib wird 'Antars Freund. 'Antar bei Durejd. Ghamra, die Amazone. Ruhmvolle Kämpfe gegen die Perser, dann gegen die Syrer und Franken. 'Antar erobert Antiochien und Damaskus. — Hâtim der Tejjite. Prinz Mâliks posthumer Sohn. 'Antars Bruder Mâzin. Mâsid ibn Mâliks Liebe zu Aszma. 'Antars Sohn Mejsara. Muhammeds Geburt. Sieg der Araber über die Perser bei Dzû-Kâr. Nu'mân wird ermordet. 'Antar verhilft den Syrern und Franken zum Siege über die Perser. Rache für Nu'mân. Neuer Sieg über die Perser. 'Antar hängt seine Kasîde im Haram zu Mekka auf (Mu'allaka); er erkennt in Ghasûb seinen Sohn. 'Antar heiratet Serva. 'Antars Feldzug gegen die Juden von Chajbar. 'Antar im Sûdan und in Abessinien. Königliche Abstammung Zabîbas, der Mutter 'Antars. Rabî 'a ibn Mukaddam und Antar. 'Antar erkennt seinen Sohn Ghadhbân. Krieg gegen den König von Indien. Äthiopischer Krieg. Zweiter Mu'allaka-Kampf. Kampf gegen Daemonen. Der christliche König Lejlamân. Ghadhbâns Tod. Wizr ibn Dschâbir, 'Antars unversöhnlicher Feind. Ghasûbs Ermordung. Krieg gegen Hîra und Persien. Tod Bistâms, Urvas und Mâzins. 'Antar als Statthalter in Syrien. 'Antar in Konstantinopel. 'Antars Siegeszug im fränkischen Reich, in Spanien und in Nordafrika. Tod Hârith und Lubnas. Der hundeverehrende Amr und seine Schwester Hejfa die Amazone. Schejbûbs Ermordung. 'Antar tötet Rabî' und Umâra, er zieht weg. 'Antar befreit Rom, tötet Bohemund. 'Antars Tod. Des Stammes 'Absz Not. 'Unejtara, 'Antars posthume Tochter. Ghadhanfar, 'Antars Sohn aus Rom. Dsûfarân Antars Sohn aus dem Frankenreiche. Rache und Trauer um 'Antar.

---

diehenen englischen Übersetzung schon eine Inhaltsangabe versucht; hier soll sie für die ersten Bände ergänzt, für die weiteren 22 Bände fortgeführt werden.

Das muhammedanische Gepräge des 'Antarromans.

Legende, Koran, Hadîth. Duldsame Frömmigkeit. Anflug von Schî'tismus im 'Antarroman.

Persien und die Perser im 'Antarroman.

'Irâk. Die Geschichte Persiens im Roman. Das Aüssere der Perser. Der Königliche Hof zu Ktesiphon. Persische Institutionen. Religion der Parsen. Persische Namen und Worte.

Das Judentum im 'Antarroman.

Das Christentum im 'Antarroman.

Die arabischen Christen. Byzanz. Die Franken. Europäische Zustände. Die christliche Religion im 'Antarroman.

Literarische und folkloristische Parallelen.

1. Entlehnungen. Persische Motive: Seliger und unseliger Tag Nu'mâns, Chosrus Gerechtigkeits-Glocke. Himmelsflug in einem von Adlern getragenen Kasten. Afrikanische Volksüberlieferungen. Europäische Berührungen: Wunderzeichen bei der Geburt des Helden; Singvögel aus Erz.

2. Folk-lore im 'Antarroman. Volksbrauch und Volksglauben. (Brot und Salz. Wenn der Rabe von links krächzt. Kindesgeburt zu sieben Monaten. Weißes Kind schwarzer Eltern. Welkende Blume zeigt den Tod an.) Sinnbildliche Rede. Eideslisten. Ungeheuer, Drache, Zauber.

3. Epische Gemeinplätze. Wuchs und Kraft des Helden. Wunderthaten. Löwentötung. Langlebigkeit. Träume. Kämpfende Frauen. Gegen den Vater kämpfender Sohn. Kudrun-Motiv. Parzival-Motiv. Hochzeitsgabe mit Gefahr. Splitter (die Trauben sind sauer. Begegnung auf der Jagd. Liebe zur geschilderten Unbekannten. Die Amme als Vermittlerin. — Krieger als Kaufmann verkleidet. — Tückischer, undankbarer Gegner).

4. Überraschende Übereinstimmungen: Felsenspaltendes Schwert. Zaubersäule im Wege 'Antars und Rolands. 'Antars Roß Abdschar und Renaud de Montaubans Baiart. Großmut, Freundschaft und Verschwägerung der einander Bekämpfenden.

Die Ritterlichkeit im 'Antarromane.

Das gegebene Wort, Wahrheitsliebe. Treue, Schutz. Beistand den Witwen, Waisen und Bedürftigen. Frauenverehrung. Ritterlichkeit und Abstammung. Ritter und Dichter (Streitlied: Hidsâ. Verschwenderische Beschenkung der Dichter). Ritterliche Institutionen. Pagen, Knappen. Turniere.

### Die Entstehung des 'Antarromans.

Was sagt der Roman über sich selbst? Zeit und Ort der Entstehung. Urheberschaft und Abfassung des 'Antarromans. Die Weiterentwicklung des Romans.

Dichterische und formale Beschaffenheit des 'Antarromans.

Charaktere: 'Antar, 'Abla, ihre Angehörigen, Schejbûb. 'Antars Freunde. 'Antars Feinde. — Die Handlung des Romans. Der Stil des Romans. Die anschaulichen stilistischen Mittel: Gleichnisse und Metaphern. Hyperbeln. Paraphrasen (Nichts, Alles, Niemals, Ewig). Der Humor des 'Antarromans.

### Die Bedeutung des 'Antarromans.

\* \* \*

### 'Antar in der Geschichte, in der Überlieferung und im Romane.

Über den geschichtlichen 'Antara wissen wir sehr wenig. Er gehörte dem Stamme 'Absz an, dem heidnischen Geschlechte vor Muhammeds Auftreten. Er lebte zur Zeit des Wettrennenkrieges, der dadurch entzündet war, daß der Renner der 'Absziten durch die Ränke der verwandten Fazariten am Siege verhindert wurde. An dieser viele Jahre währenden Fehde nahm 'Antara vorzüglichen Anteil. Auch eine Gedichtsammlung ist erhalten, welche den Namen 'Antaras trägt; doch Ahlwardt, der Herausgeber des Diwans, findet bloß ein Gedicht über allen Zweifel erhaben echt: 'Antaras Mu'allaka. Dieses Gedicht hat uns den Namen Ablas bewahrt. (Im Roman entfaltet 'Antar alle Kühnheit von zehn Bänden, um 'Abla zu erringen, und alle Tatkraft von weiteren 20, um sie zu behaupten und zu beschützen).

Aber schon der Name von 'Antaras Vater schwankt in den verschiedenen Berichten. Die Erzählung im Kitâb al-Aghâni über die Art, wie 'Antar, der Sohn einer Sklavin, für sein rettendes Eingreifen in der höchsten Not der banû 'Absz in den Stammverband aufgenommen wurde, trägt schon das Gepräge einer wohl kraftvollen, doch sagenhaften Überlieferung.

Diese früh ansetzende Sagenbildung reichte aber noch lange nicht hin, um die 32 Bände der Szîrat 'Antar mit ihrem bunten, reichen Inhalt zu füllen. Der Roman geht weit über alle unbewußte Sagen-gestaltung hinaus. Mit kühnem Griff wird 'Antar, der Einzelheld, zum Vertreter des gesamten Arabertums, 'Antar, der Heide, zum Vorkämpfer des Islams erhoben. So spiegeln sich nun im Roman die Schicksalswendungen des Arabertums und des Islams durch ein halbes Jahrtausend: die Stammesfehden der alten Araber, die

Kämpfe gegen die aethiopische Herrschaft in Arabien; Arabiens, vorzüglich Irâks Botmäßigkeit unter persischer Macht; die Siege des jungen Islam über Persien; das eigenartige geschichtliche Verhältnis, welches die Juden in Arabien bis zum 7. Jahrhundert inne hatten; die Eroberungen des Christentums unter den Arabern, vorzüglich Syriens; die anhaltenden Kämpfe des persischen, später des muhammedanischen Morgenlandes gegen Byzanz; das siegreiche Vordringen des Islam in Europa und Nordafrika, und besonders lebhaft die Kreuzzüge. Der Roman füllt seinen ganzen geschichtlichen und geographischen Gesichtskreis mit den Taten 'Antars aus.

Die Kämpfe in Arabien selbst werden durch Blutrache und Beutegier entfacht. Oft wird eine durch die Wüste geführte Braut geraubt oder eine geraubte Braut gerettet. Besonders hartnäckig gestalten sich die langjährigen Feindseligkeiten zwischen 'Absz und Fazâra wegen des Wettkampfes der Preisrenner Dâhisz und Ghabra. Eine andere Reihe von Kämpfen knüpft sich an das wiederholte Unternehmen 'Antars, seine Kaside im Heiligtum zu Mekka auf den höchsten Ehrenplatz setzen zu lassen (Mu'allaka-Kämpfe).

Für die innerarabischen Kriege und Fehden gab es zahlreiche Quellen und Vorbilder. Jedoch die Züge und Abenteuer unseres Helden außerhalb Arabiens stellten hohe Anforderungen an die Erfindungskraft und Gestaltungskraft unseres Romans. Der Roman war diesen Anforderungen gewachsen.

'Antar soll vor allem über die Grenzen Arabiens hinausgeführt werden. Alle Ränke werden aufgeboten, um unserem Helden seine Braut 'Abla vorzuenthalten. 'Abas tückischer Vater fordert als Morgengabe für seine Tochter 1000 'Aszâfir-Kamele. Nun werden solche nur vom König Mundzir, dem Statthalter Persiens in Irâk, gezüchtet. 'Antar treibt die Kamele davon, wird aber nach heldenmütigem Kampfe gefangen genommen. König Mundzir ist gerade von seinem Lehensherrn, dem persischen Könige, hart bedrängt. Da schlägt 'Antar den persischen Angriff siegreich ab, erhält seine Freiheit und die 'Aszâfir-Kamele. Chosru, der Besiegte, ist auch genötigt, sich um 'Antars Dienste zu bewerben. Der Kaiser von Byzanz zahlt nämlich an Persien jährlichen Tribut; soeben ist die fällige Jahressendung eingetroffen, doch begleitet sie diesmal Badramût, «der Ritter des Christentums», der sich im ritterlichen Turniere allen Kämpfen des Schah zum Zweikampf anbietet; er dürfe niemand töten, wohingegen sein Blut vom Sieger vergossen werden darf; fällt Badramût, so soll Byzanz weiter botmäßig bleiben, besiegt aber «der Ritter des Christentums» alle seine Gegner, so möge Chosru den Tribut erlassen. Chosru ging auf das Anerbieten ein. Im täg-

lichen Zweikampf besiegt nun Badramût alle Perser, die sich ihm stellen. Chosru läßt jetzt 'Antar gegen Badramût ziehen. Badramût mût fällt. So gerät 'Antar in Beziehung nicht nur zum persischen, sondern auch zum byzantinischen Reich.

Nach Byzanz führt übrigens der Weg nicht nur über Ktesiphon, sondern auch über Damaskus. 'Antar erwirbt einem Freunde aus Syrien seine Braut. Hier tritt er dem König Aretas feindlich gegenüber; doch in einem späteren Kriege Persiens gegen das Christentum steht 'Antar den Syrern und Franken bei und befreit Damaskus. Nach dem Tode des Königs Aretas verwaltet 'Antar als Vormund des minderjährigen Königssohnes Jahre lang das syrische Reich und sichert dessen Burgen und Marken. Dafür fühlt sich auch Radsîm, der Kaiser von Byzanz, zu Dank verpflichtet. Er läßt 'Antar zu sich. 'Antar wird in Konstantinopel gefeiert.

Doch das Bündnis des griechischen Kaisers mit dem arabischen Helden ist dem Könige der Franken nicht genehm. Eine Gesandtschaft von hundert fränkischen Mönchen fordert, 'Antar soll ihnen ausgeliefert werden, sonst überziehen die Franken das byzantinische Reich mit Krieg. Da stellt sich neben Heraklius, dem Kaisersohn, 'Antar an die Spitze des griechischen Heeres, und sie erobern das fränkische Reich. Spanien lehnt sich gegen die 'antar-byzantinische Herrschaft auf. Doch der spanische König Santiago, dessen Macht sich von Fez bis Palästina erstreckt, fällt von 'Antars Schwert; nicht nur Andalusien, sondern auch Barka, Tunis, Kairuvân, Alexandrien, Egypten wird dem Kaiser von Konstantinopel botmäßig. Unserem Beduinen wird in Konstantinopel ein Reiterstandbild errichtet.

Diese Kriege im Dienste Byzanz' brachten 'Antar auch nach Afrika. Auch aus Arabien unternimmt 'Antar langwierige Züge nach dem Innern Afrikas und findet in den Königen des Sudan, im Negûs von Abessynien die Angehörigen seiner Mutter Zabîba, von der nun festgestellt wird, daß sie eigentlich keine schwarze Sklavin, sondern eine sudanesishe Königstochter war.

Kurz vor seinem Tode muß 'Antar noch etwas Versäumtes nachholen: er muß nach Rom. Rom wird von Bohemund belagert. Der Kaiser wendet sich an 'Antar. 'Antar kommt über Konstantinopel durch Wüsten nach Rom, tötet Bohemund mit dessen eigenem Speer, entsetzt das eingeschlossene Rom und heiratet die Schwester des Königs von Rom, die Nichte des griechischen Kaisers. An den Euphrat zurückgekehrt, wird 'Antar von dem vergifteten Pfeile des unveröhnlichen Wizr ibn Dsâbir zu Tode getroffen.

Noch zu 'Antars Lebzeiten treten mehrere seiner Söhne auf. 'Antar hat sie der Reihe nach zu bekämpfen und erkennt in dem be-

siegten Gegner sein Kind. Nach seinem Tode werden zwei das Morgenland bedrängende Kreuzfahrer als Söhne 'Antars erkannt: Ghadhanfar und Dschaufarân. Ghadhanfar trägt auf der Brust ein Kreuz, dessen Wert der Steuer eines ganzen Landes gleichkommt. Dschaufarân landet in Tripolis, belagert selbst Damaskus und schickt einen Teil seines Heeres gegen Antiochien. In Dschaufarân, Dschûfarân ist gewiß die altfranzösische Form des Namens Gottfried von Bouillon zu erkennen.

Gottfried von Bouillon wird derart zum Sohne 'Antars, der mit seinen Geschwistern den Tod 'Antars betrauert und rächt.

Wir haben es hier mit einem bemerkenswerten Vorgang der Sagenbildung zu tun. Der Stolz der Völker, der Glaubensgemeinschaften bäumt sich dagegen auf, daß sie von Fremden, von Andersgläubigen gedemütigt wurden, — mit einer kühnen Verschiebung der Geschichte wird der Sieger zum Volksgenossen, zum Gleichgläubigen umgestaltet. So wird Alexander in der persischen Sage zum Sohne des Darius, in Egypten zum Sohne des letzten ägyptischen Königs Nectanebo, in einem jüdischen Zusatz des Pseudokallisthenes zum Verkünder des Judentums, bei den Arabern (auch im 'Antarroman) zum Muslim. Die kirchliche Legende hat mit besonderem Geschick Fremde und Feinde einverleibt. Wir sprechen nicht von Buddha, der in der Barlom-Iozafat-Legende seine Eigenart wenigstens unter einem veränderten Namen verdeckt. Aber auch Pilatus wird zum Heiligen der Kirche, und in den Chansons de Geste wird mit besonderer Vorliebe auf den Heiligen Longinus geschworen. Chosru, Saladin, selbst Muhammed werden in der kirchlichen Legende zu Christen. Die muhammedanische Sage hält sich für derartigen Abbruch auf ihre Weise schadlos. Nach einer (wohl versprengten) Überlieferung sei Roland als Muslim gestorben. Und unser 'Antarroman macht auch den ruhmvollsten Helden der Kreuzzüge, Gottfried von Bouillon, zum Sohne 'Antars, zum Araber.

#### **Der Islam im 'Antarroman.**

Der geschichtliche 'Antara gehörte vollkommen dem heidnischen Beduinentum an. Daraus ergab sich für unseren Roman eine bedenkliche Schwierigkeit. Die Helden des Romans vertreten eine andere sittliche Lebensauffassung als der Verfasser und seine Leser oder richtiger seine Zuhörer. Die großen epischen Schöpfungen dulden nicht gerne einen ähnlichen seelischen Zwiespalt, eine derartige Kluft zwischen den verherrlichten Personen und dem verherrlichenden Dichter. Wenn die Epiker die Gestalten der Vergangenheit beleben wollen, hauchen sie ihnen gewöhnlich den Odem ihrer eigenen

Sittlichkeit ein. Achilles veranschaulicht den tragischen, Odysseus den glücklichen Helden der Hellenen. Dante, Tasso, Zrinyi, Milton und Klopstock verherrlichen das Christentum. Siegfried wurde durch das deutsche Epos dem heidnischen Mythos entrückt und in die Sphäre christlicher Ritterlichkeit gezogen. Kudrun kann als bleibendes Vorbild der Treue gelten, Parzival als das des Ritters, der durch innere Kämpfe zur Seelengröße reift.

Unser Roman hat eine ähnliche Schwierigkeit zu überwinden wie das Schah-Nameh. Firdusi selbst war schi'itischer Muslim, seine Helden aber Heiden aus mythischer Vorzeit oder Feueranbeter. Firdusi nimmt nun geschichtliche Verschiebungen vor: er versetzt den Zoroasterglauben bis in die Zeit Dschemschids, andererseits mahnt er seinen Leser: glaube ja nicht, daß sie das Feuer anbeteten; das Feuer ist in diesem Tempel nur der Platz, dem sich der Mensch im Gebete zukehrt. Nachdem nun derartig das Feuer zur Kibla wird, darf Zoroaster als wahrer Prophet und der Feuertempel als richtiger Glaube gelten. Ähnlich weiß sich auch unser Roman zu helfen. Eine alte Überlieferung berichtet, daß Muhammed warme Anerkennung für 'Antars Gedichte hatte; «von denen, die mir geschildert wurden, hätte ich 'Antar zu sehen begehrt», — wird dem Propheten nachgesagt. Unser Roman geht weiter. Muhammed stellt 'Antar als Vorbild für die Jugend auf, die Kinder soll man 'Antars Taten lehren, durch diese werden ihre Herzen fest wie Felsen gegen die Ungläubigen. Doch unser Roman kehrt den Satz auch um: 'Antar sehnt sich ebenfalls, Muhammed zu kennen, für ihn und für 'Ali zu kämpfen. 'Antar ist berufen, den Weg für Muhammed zu bahnen: er hat die Dschâhilijja, das Heidentum zu brechen. (Allerdings wird die Heilung recht homoeopathisch vorgenommen.) Jetzt hat nun unser Roman gewonnenes Spiel: er schildert das Beduinentum mit seinem Ungestüm, seiner Leidenschaft, seiner Gewaltsamkeit, und braucht nur fromm die Augen zu erheben: Bewahre Gott vor der Wildheit der Dschâhilijja! Hier bewährt sich vollkommen der von Schiller empfohlene Kunstgriff:

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?

Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!

Hie und da auch Wollust (im Ganzen jedoch muß anerkannt werden, daß unser Roman nicht auf niedrige Sinnlichkeit rechnet), sehr oft aber bricht Zügellosigkeit des geschilderten Zeitalters frei hervor.

Über den Walstätten, über dem dampfenden Blute der endlosen

Kämpfe im 'Antarromane schwebt eine fromme Erwartung des rechtgläubigen Zeitalters. Im Heiligtum zu Mekka klagen die Weisen der Araber, daß die Welt kranke: der Eine küßt das Kreuz und schürzt den Ordensgürtel, ein Anderer verehrt das Feuer; Mancher bückt sich vor der Bahn der Sphären, Mancher vor Steinen, vor Götzen; Mancher verehrt Moses, verrichtet am Sabbath keine Arbeit und schwört bei den Psalmen. Diese kranke Welt erwarte ihren Arzt.

Den Übergang von Dschâhilijja zu Islam bildet nun 'Antar und seine Zeit. 'Antar ist berufen, das harte Heidengeschlecht zu brechen. Er selbst betet keine Götzen an. Fünfmal in den größten Nöten seines viel gefährdeten Lebens hat er den Namen Muhammeds angerufen und ist gerettet worden. Er ersehnt die Ankunft Muhammeds. Als er nach zwanzigjährigen Kriegszügen in Europa und Afrika wieder an den Euphrat zurückkehrt, erfährt er, daß der Prophet endlich aufgetreten ist. Sofort will er nach Mekka zur Huldigung. Da trifft ihn Wizr ibn Dschâbirs giftgetränkter Pfeil. Als Muhammed von 'Antars Absicht und Schicksal Kenntnis erhält, verkündet er: jede Handlung ist nach der leitenden Absicht zu beurteilen und Jedem wird das zuteil, was ihm für seine Absicht gebührt<sup>2)</sup>.

So werden die scharfen Grenzlinien zwischen Islam und Dschâhilijja verwischt. Unser Roman lehrt, daß die Menschheit seit Adam den Weltschöpfer, die göttliche Allmacht verehrt; nur mit der Anbetung irrte man im Dunkeln, — so meinten die alten Araber, daß sie sich Gott nähern, indem sie ihr Haupt vor den Götzenbildern der Ka'aba entblößten, — bis Muhammed ihnen den richtigen Weg wies.

Wie äußert sich die Duldsamkeit unseres Romans in der Grundfrage nach Szunna oder Schî'a? Ein entschiedener 'Alikultus ist nicht zu verkennen: Einige der mächtigsten Feinde 'Antars werden dem Schwerte 'Alis vorbehalten. Motive der schî'itischen 'Ali-Legende, z. B. der Traducianismus<sup>3)</sup> werden verwertet. Doch der Roman hütet sich wohl vor Einseitigkeit der Maßlosen, der Ghulât: sein Leserkreis sollte die Schranken der Länder und Sekten durchbrechen, damit jeder Muslim von Marokko bis Indien sich ergötze an den Großtaten 'Antars, der da bekehrte, für Muhammed und für 'Ali zu kämpfen.

### Persien und die Perser im 'Antarroman.

Nebst dem Arabertum und dem Islam ist dem 'Antarroman kein geschichtlicher Kreis so genau bekannt wie die Zustände und Über-

<sup>2)</sup> Über diesen Hadîth s. Goldziher, Muhammedanische Studien II, 178; Vorlesungen über den Islam 45.

<sup>3)</sup> S. Goldziher, Vorlesungen über den Islam 218, 224.

lieferungen des alten persischen Reiches. Über die Einrichtungen, die Geschichte, die Sage, selbst die Sprache Persiens weiß der Roman erstaunend vielseitigen und meistens zutreffenden Bescheid.

Persisches und arabisches Wesen stehen einander gegenüber wie Pracht und Kraft. Die Perser vertreten den Glanz, das Gepränge, das Feierliche. Ihre Kleidung, ihre Rüstung, besonders ihr Hofstaat prunkt und strotzt von üppigem Reichtum. Wohl spricht der Roman auch von arabischen Königen (jeden Stammesführer bezeichnet er so), doch weiß er recht gut, daß der wahrhaftige König in Ktesiphon herrscht. Die Auffassung vom Königtum von Gottes Gnaden wird wiederholt ausgesprochen, stets auf die persische Regierung bezogen. Der Roman kennt den Thronsaal, von dessen Gewölbe die Krone herunter hängt, die Bedeutung der Kronen und Throne für die Perser, den Reichsteppich, die Türsteher, die Würdenträger des Palastes und des Staates, den Vezier, den Mobâdhan Môbadh (Obersten der Priester), die Marzpane, sogar die Hofpagen (*écuyers tranchants*), die er mit ihrem seltenen Namen (*Sahâridscha*) richtig bezeichnet. Die Hofetikette läßt er eben in Ktesiphon strengstens wahren: man wird beim Eintritt gemeldet, muß die Waffen ablegen und beim Abschied um Erlaubnis zum Gehen bitten. Dieser Gebundenheit wird arabische Art wirkungsvoll gegenüber gehalten. Auch die «Augen und Ohren der persischen Könige», ihre Vertrauten und geheimen Berichterstatter können wir in ihrer Tätigkeit beobachten. Ferner sehen wir den Schreiber, der die Briefe vorliest und verfaßt; auch die Brieftauben unseres Romans stehen zumeist in persischem Dienst.

Zum Hofe gehört ein Jagdgebiet. Die Jagd wird mit Tieren, mit Falken verschiedener Art, mit Geparden betrieben. Auch die Waffen der Perser kennt unser Roman. Persische Kämpfer führen die Streitkeule, die Nationalwaffe; die Fangschnur (*Lazo*, *Lasso*) wird niemals von einem Araber gehandhabt, wohl aber von einem Perser und einem Griechen.

Die geschichtlichen Verhältnisse des persischen Reiches sind auch richtig erfaßt. 'Irâk ist dem persischen Reiche botmäßig und wird von Mundzir, Nu'mân, Aswad, Ijâs ibn Kabîscha regiert. Der Sieg der Araber über die Perser bei Dzû-Kâr ist auf den Tag der Geburt Muhammeds gesetzt, die von den bedeutungsvollsten Vorzeichen begleitet wird. Ebenso wird die Beziehung zum byzantinischen Reiche entsprechend dargestellt. Die Gegensätze sind politischer und religiöser Art. Das Kampfgebiet reicht bis Syrien; Antiochien und Damaskus werden umstritten, dabei Byzanz vom Ghassaniden Aretas unterstützt.

Der 'Antarroman nennt die Könige Persiens schlechthin Chosru, in der Meinung, dies sei ein Würdenamen. Doch werden einige der Schah-s namentlich unterschieden: Schâpûr, Chosru Anôscharvân, dessen Gerechtigkeit hoch gepriesen wird, Chudâvend (die Geschichte der Sassaniden kennt keinen Herrscher dieses Namens), Ardaschîr, Kavâdh (der ähnlich wie Kavâdh Scheroë über den Leichnam seines Vaters und Bruders den Thron besteigt) und Iezdegerd (der mit einem verächtlichen Spitznamen belegt wird: Bardîn = Schmutz).

Auch die Namen der Sage sind unserem Roman geläufig. Der Vezier der persischen Könige führt den sagenverherrlichten Namen Buzurdschmîr, mehrere Helden heißen Rustem, der eine Statthalter heißt Isfendîjar. Auch mehrere anderweitig belegte Anekdoten aus der persischen Geschichte werden unserem Roman mit großem Geschick eingefügt.

Einige persische Sprachkenntnisse äußern sich schon in den Namen, ferner in der Bezeichnung der Würdenträger (vezîr, marzpân, marâziba, pehlevân, sahâridscha), auch sonst werden persische Worte richtig angewendet, einmal gar ein ganzer persischer Satz gebraucht.

Daß die Perser das Feuer anbeten, hören wir unablässig; auch die rituelle Rezitation und die Barsomstäbe kennt der Roman. Doch im Ganzen ist er über die Religion der alten Perser weniger unterrichtet. Leicht erklärlich. Zur Zeit, wo unser Roman entstand, war die Feueranbetung längst durch den Islam verdrängt, wohingegen die Erinnerung an persische Geschichte, Sage und Sprache auch im muslimischen Persien noch lebte und blühte.

### Das Judentum im 'Antarroman.

Vom Judentum ist im 'Antarroman wenig die Rede. Der Verfasser oder die Verfasser scheinen Juden nicht gekannt zu haben. Jüdische Sagenelemente finden sich in der einleitenden Abrahamlegende, einem förmlichen Abrahamidrasch. Über die Juden wird wenig gesagt. Sie verehren das Ansehen Mosis, schwören auf die Thora und auf die Psalmen.

Aber eine Episode des Romans führt uns in eine ganz jüdische Welt: 'Antar zieht gegen die Juden von Chajbar. Aus diesem Anlasse erhalten wir ein farbenreiches Bild der arabischen Juden vor Muhammed mit ihren eigenartigen Würdenträgern, mit überraschend genauen Angaben über jüdische Festgebräuche und im Hintergrunde eine messianische Bewegung: Jenseits des Flusses Sambatjon ist Joschua al-akbar, der Große Josua, aufgetreten, auf weißem Esel reitend, zieht er heran, um die Macht des Judentums neu aufzurichten. Die Sîrat 'Antar muß hier eine alte schriftliche

Quelle benutzt haben, und so stehen wir hier einer ganz eigenartigen Tatsache gegenüber: einer geschichtlichen Bewegung, über die wir nur durch einen Roman einiges erfahren.

### **Das Christentum im 'Antarroman.**

Zur Zeit, wo der 'Antarroman verfaßt wurde, verehrte man in Irân längst nicht mehr das Feuer, sondern Allah mit Muhammed und Ali; längst gab es damals keine Juden mehr in Chajbar. Diese Abschnitte mochten für den Verfasser nur ein geschichtliches Interesse mehr haben. Hingegen die Urteile und Berichte über die Christen beziehen sich zum großen Teil auf Zustände und Kämpfe seiner eigenen Zeit, auf Vorgänge des Zeitalters der Kreuzzüge.

Der 'Antarroman spiegelt das Christentum in seinen mannigfachen Erscheinungen bis zu den Kreuzzügen. Das Urchristentum sieht er natürlich im Lichte des Korans. Außerdem weiß der Roman von den Christen im alten Arabien, von den arabischen Christen in Syrien, vom byzantinischen Christentum und vom Christentum im fränkischen Reiche, in Spanien und in Nordafrika.

Syrien gilt als Tummelplatz für den Streit Persiens mit Byzanz. In Syrien herrschen die Ghassaniden. 'Antar besiegt den König Aretas, wird später sein Freund und verwaltet nach Aretas' Tode als Beschützer des unmündigen Königssohnes Jahre lang Syrien. Aus Dankbarkeit für die dem syrischen Staate geleisteten Dienste läßt Kaiser Radschîm unseren Helden nach Konstantinopel. Auf die Beduinen wirkt der Glanz Konstantinopels natürlich nicht weniger als auf die Franken, die (z. B. nach dem Zeugnisse des humorvollen Epos über Karls des Großen Reise nach Konstantinopel und Jerusalem) höchst erstaunt sind über die Wunder der byzantinischen Hauptstadt. Konstantinopel ist so groß, daß selbst 'Antars Bruder Schejbûb, obwohl regen Geistes wie Odysseus, dennoch ganz irre wird und ein Jahr nötig hätte, um sich zurecht zu finden. Die Stadt, der Palast, der Hof, die Kunstwerke werden geschildert. Die Bildwerke stellen Jesus, Maria, die Apostel und ihre Anhänger dar. Auch das größte Ritterturnier unseres Romans wird nach Byzanz versetzt.

Es entspricht dem geschichtlichen Verlaufe der Kreuzzüge, daß Byzanz bald mit den Franken verbündet, bald im Kampfe gegen sie dargestellt wird. Die Franken erscheinen strenger kirchlich, geistlicher gesinnt. Sie mißbilligen das Bündnis des Kaisers mit 'Antar. Der König der Franken fordert durch seine Mönche, daß ihm 'Antar ausgeliefert werde. Der Kaiser von Byzanz ist genötigt, Krieg gegen die Franken zu führen. Radschîms Sohn Heraklius unternimmt den Feldzug, dessen Erfolge alle 'Antar erkämpft. Er macht die Länder

der Franken, Spanien, Nord-Afrika dem byzantinischen Reiche botmäßig. In Konstantinopel wird 'Antar dankbar gefeiert. Sein Standbild wird verfertigt: hoch auf seinem Rosse wird er abgebildet, wie er die Hand auf dem Knaufe seines Schwertes hält; als Nebenfiguren umgeben ihn seine beiden Brüder, die ihn nach Byzanz begleitet haben. 'Antar will den Künstler, der gegen das Bilderverbot gesündigt, töten, doch läßt er sich beschwichtigen.

Christliche Syrer und Byzantiner werden noch recht scharf auseinander gehalten, doch die übrigen Bewohner Europas werden unter die Benennung der «Franken» zusammengefaßt, trotzdem der Roman weiß, daß die, die er Franken nennt, verschiedene Sprachen sprechen. Von Konstantinopel nach Rom dauert der Weg durch Wüsten 40 Tage. Den Zügen 'Antars mit Heraklius nach dem fränkischen Reich könnten wir auf keiner Landkarte folgen. Unser Roman hat gar keine geographische Vorstellung von Europa, auch keinen Namen für unseren Erdteil; er denkt sich Europa als die Welt der Meere, der Inseln, der Oasen und teilweise auch der Wunder, mit Götzenburgen und Kristallschlössern.

Von byzantinischen Namen ist der des Heraklius dem Orient besonders geläufig (übrigens auch der französischen und deutschen Epik des Mittelalters). Sein Vater heißt Kaiser Radschîm («der Steinigswerte, der Verfluchte»; oder steckt dahinter ein wirklicher Name?). In Rom ist Balkâm ibn Markas König. Die christlichen Herrscher Nord-Afrikas bekommen Namen mit der im Griechischen und Lateinischen beliebten Endung -s: Martos, Kardûs, Hermes ibn al-Urnûs, Kindarjûs ibn Kirmâs, Sindâris, Theodoros. Der König von Spanien heißt Santiago. Die fränkischen Namen sind schwer zu erkennen; wahrscheinlich auch von Abschrift zu Abschrift weiter verballhornt. Sicher ist Bohemund. Sein und anderer fränkischer Königssöhne Vater ist Schahrmân. Dürfen wir in diesem Stammhalter der bedeutendsten fränkischen Familie unseres Romans Charlemagne vermuten? Höchst zweifelhaft, zumal für Bohemunds Vater auch die Schreibungen Nûrân, Bavarân vorkommen. Zu beachten sind die Namen der Brüder Bohemunds: Mûbert, Sûbert, Kûbert, sowie ein weiterer fränkischer Prinz «Schûbert vom Meere». Hier haben wir es mit einer Gruppe von Namen auf -bert zu tun. Tatsächlich ist dies vielleicht die häufigste Endung der altfranzösischen Namen (Aubert, Dagobert, Engelbert, Foubert, Gerbert, Gombert, Gilebert, Herbert, Isambert, Ioubert, Lambert, Robert, Tibert, für die nach Langlois aus den Chansons de Geste eine Reihe von Varianten angeführt werden kann). Auch kann auf Namen wie Bertrand, Bernard und andere hingewiesen werden, die sich

schon im Fragment vom Haag, im ältesten Zeugnis französischer Epik finden. 'Antars Sohn von der fränkischen Prinzessin heißt Dschaufarân, Dschûfarân, worin Gottfried von Bouillons altfranzösischer Name steckt (Jofroi, Jefroi, Geffroi).

Von christlichen Frauennamen kennt unser Roman bloß einen: Mirjam, Maria, wohl aus dem Koran; Mirjamân scheint willkürliche Weiterbildung des Namens durch den Roman.

Die christliche Religion kennt der 'Antarroman nicht aus der Geschichte und dem Schrifttum der Kirche, wohl aber aus mannigfachen Erscheinungen des alltäglichen Lebens. Auffällige Verstöße unterlaufen selten. So muß die Vorstellung überraschen, daß die Christen sich nicht mit Fleisch nähren. Neben dem Kreuz hält unser Roman eigentümlicherweise den Gürtel (zunnâr) für das wichtigste Sinnbild des Christentums. Da sich eine ähnliche Vorstellung wiederholt auch bei Firdusi findet, gerät man auf die Vermutung, der persische Koshti habe dem Cingulus seine Bedeutung verliehen. Übrigens wurde von Muhammedanern der Gürtel den Christen pflichtgemäß als Abzeichen auferlegt. Das Kreuz läßt unser Roman vielfach anwenden. Er kennt die Kleidung der Priester und Ordensbrüder, den kirchlichen Hirtenstab, die Glocke (den Schlägel), den Weihrauch, das Taufwasser, die Totengebete, die Ölung, das Abendmahl; von Feiertagen werden Weihnachten und Palmsonntag genannt. Auch die Beobachtung macht unser Roman, daß bei den Franken die Geistlichen für die ersten gelten, nicht nur in der Kirche, sondern auch im Staate und in der Kunst. Auch den Kirchenbann scheint er zu kennen. Genau weiß er, daß die Kirche die Ehe unter Geschwisterkindern nicht gestattet. Auch eine eingehende Schilderung eines Wallfahrtsortes und Wallfahrtstages gewinnen wir.

Die höchste Verehrung wird bei den Christen unseres Romans natürlich Jesu und Maria zuteil. Ferner schwört man bei den Aposteln, bei Johannes dem Täufer, bei Lukas, Simon, bei den 70 (!) Psalmen. Manche Anspielungen sind unklar; einiges gewiß auch glatt erfunden.

Es scheint nicht zweifelhaft, woher der 'Antarroman so reiche und teilweise genaue Auskunft über Christen und Christentum nahm. Da er Europa gar nicht, die Europäer aber recht nahe kennt, muß er sie in Asien beobachtet haben. Natürlich zur Zeit der Kreuzzüge. Darauf weist auch schon Syrien als Schauplatz der Kämpfe zwischen Morgenland und Abendland hin. Dschûfarân-Gottfried belagert Damaskus und schickt Heeresabteilungen gegen Antiochien. Der König der Franken zieht zur Quelle Schiloeh und nach Jerusalem. (Daß er Feuer- und Götzenanbeter bekämpfen will, ist natürlich absicht-

liche Verschleierung). Als seine Truppen im Kampfe wanken, schildert er sie, sie seien nur deswegen nach dem Heiligen Lande gekommen, um Beute zu gewinnen und der Strafe zu entgehen. Da haben wir nun das scharfe Urteil darüber, warum sich die Massen an den Kreuzzügen beteiligt haben. Doch auch die Herrscher, die Führer fahren nicht besser. Als der Kaiser von Byzanz Frieden schließen will, wird er vom König der Franken hart getadelt: er sei nur deswegen zu Felde gezogen, weil er Angst vor seinen Priestern und Mönchen hatte. Der wahrhafte Gottesstreiter kämpfe für Gott-Vater, für den Sohn und für die Verbreitung des Glaubens.

Die Polemik gegen das Christentum ist im Ganzen ziemlich maßvoll. Das Leitmotiv wird dem Koran entlehnt: Gott gebärt nicht und wird nicht geboren. Nur hie und da unterläuft unschicklicher Spott. Einmal bekommen wir eine Schilderung des Klosterlebens in Boccaccioschem Geschmack. Im Allgemeinen verrät unser Roman Achtung fürs Christentum. 'Antar verbündet sich wiederholt mit Christen in Syrien, in Byzanz; die Einwohner Circesiums fordert er auf, nicht gegen Jesu zu sündigen.

Sowohl was Verständnis, als was Billigkeit für das Christentum anbelangt, steht das Urteil des 'Antarromans hoch über dem Urteil, das sich die christliche Epik des Mittelalters vom Islam gebildet hat. Die Chansons de Geste konnten sich kein richtiges Bild vom Islam schaffen. Einerseits sahen sie bei ihren muhammedanischen Gegnern die europäischen Institutionen, z. B. Ritter, Barone, Grafen, Palatine, andererseits übersahen sie die Übereinstimmungen und schufen zwischen Christentum und Islam solche Gegensätze, welche die Geschichte nicht kennt. Der Islam galt ihnen als Heidentum, als Kult der Götzen Apollo, Cahu, Gomelin, Jupiter, Margot, Malquedant, Ter-vagant und andere. Muhammed sei im trunkenen Zustand von Schweinen gefressen worden, darum wäre es den Muhammedanern verboten, Wein und Schweinefleisch zu genießen. Dabei konnten die Chansons de Geste eigentlich schon ruhig auf die Kämpfe zurückblicken, die sie verherrlichten; im XII. und XIII. Jahrhundert war Frankreich längst nicht mehr von Saracenen bedroht. Der 'Antarroman entstand — so scheint es — zur Zeit der Kreuzzüge und bewundert den christlichen Gegner derart, daß er dessen ersten Helden Gottfried zum Sohne 'Antars macht.

#### Literarische und folkloristische Parallelen.

Die Frage nach der Wechselwirkung zwischen dem 'Antarroman und der europäischen Epik des Mittelalters ist wiederholt aufgeworfen worden. Nach Prüfung des gesamten Stoffes auf verglei-

chender Grundlage glaube ich feststellen zu können, daß eine unmittelbare literarische Einwirkung nicht stattgefunden hat.

Dabei gibt es dennoch mannigfache Berührungen und Entlehnungen. Einige Motive scheint der Roman der persischen Überlieferung entnommen zu haben. Das bemerkenswerteste dürfte wohl die Glocke des Chosru sein, die jeder ziehen konnte, dem ein Unrecht widerfahren. (Vorzüglich aus der Sage von Kaiser Karl und der Schlange bekanntes Motiv.) Ethnographische Einzelheiten scheinen geographischen Werken über Afrika entlehnt.

Auch mit der europäischen Literatur gibt es Berührungen. Die wunderbaren Vorzeichen bei Karls des Großen Geburt gleichen denen, welche unser Roman bei Muhammeds Geburt berichtet, doch hat Pseudo-Turpin zweifellos aus einer älteren arabischen Quelle geschöpft als aus dem 'Antarroman. Aus Erz verfertigte künstliche Vögel, die mittelst Glocken und Orgelpfeifen in verschiedenen Tönen singen, beschreibt sowohl die französische und deutsche Epik wie auch der 'Antarroman wiederholt. Doch haben wir es hier mit einem tatsächlichen «Wunderwerke» des Chrysotrikliniums in Konstantinopel zu tun, das von den abendländischen Reisenden höchlichst angestaunt wurde und dessen Ruf andererseits auch gewiß ins Morgenland gedrungen ist.

Folkloristisches findet sich natürlich in den 32 Bänden des 'Antarromans, für ein Volksbuch wohl auffällig wenig, doch darunter manches außerordentlich beachtenswerte, z. B. eine großartige Hexenküche, treffliche Beispiele für die sinnbildliche Rede und für Eideslisten. Ungeheuer, Drachen kommen nur in einigen Bänden späteren Ursprunges vor zur Belebung des lahmen Fluges einer erzwungenen Phantasie.

Die meisten Übereinstimmungen mit der europäischen Dichtung können wir als epische Gemeinplätze betrachten, so die außerordentliche Kraft und Gestalt der Helden, Wundertaten, Langlebigkeit (dem 'Antarroman sind die Mu'ammarrûn gleich geläufig wie z. B. dem Schah-Nameh), Träume und Gesichte, Amazonen, ihren Vater bekämpfende Söhne, das Kudrunmotiv der bräutlichen Treue, das Dümmlingsmotiv (z. B. Parzifals).

Einige Ähnlichkeiten verblüffen geradezu. Ein Held schlägt sein Schwert, damit es nicht in Feindes Hand gerate, an einen Felsen, — der Felsen wird gespalten, ganz wie von Rolands Durandal. 'Antars Pferd Abdschar läuft nach seines Herrn Tod, um niemand anderem anzugehören, in die Wüste; ebenso wie Renaud de Montaubans Roß Baiart in den Ardennerwald entflieht. Besonders beachtenswert ist die Parallele zwischen dem Zweikampf Rolands mit

Olivier einerseits, 'Antars mit Rabî'a ibn Mukaddam andererseits: das Schwert des einen Kämpfers wird zerbrochen, der großmütige Gegner sorgt für ein anderes; die Zweikämpfer versöhnen und verschwägern sich. Doch diese ähnliche dichterische Gestaltung entspringt der ähnlichen sittlichen Anschauungsweise, jenem ritterlichen Sinn, der sowohl den 'Antarroman wie die europäische Epik durchdringt, und dem wir unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

### Das Rittertum im 'Antarroman.

Die Sirat 'Antar ist in der Weltliteratur als Ritterroman bekannt und verdient diese Bezeichnung auch vollständig. 'Antar führt den Ehrennamen «Vater der Ritter» oder auch «Ritter der Ritter». Er verkündet aber auch, nicht jeder sei Ritter, der ein Pferd besteigt. An einen Ritter werden sittliche Anforderungen gestellt, die selbst mit Mut und Ausdauer nicht erschöpft sind. Der edle Araber hat die Wahrheit zu reden, Wort zu halten, Treue und Gerechtigkeit zu üben, Bedrängten beizustehen, Frauen zu ehren, Witwen und Waisen zu schirmen. 'Antar ist stets bereit, denen, die ihn anrufen, Schutz zu gewähren; in manche gefährliche Unternehmung gerät er bloß aus dieser ritterlichen Ursache. Seine Beute, seine Habe pflegt er den Bedürftigen zu verteilen, bei Hochzeiten und Trauermahlen sorgt er für Witwen und Waisen.

Der Frauendienst ist in unserem Roman besonders kräftig hervorgehoben. 'Antar ist überzeugt, daß ihn Allah zum Schutze der Frauen berufen. Seine Heldenlaufbahn beginnt damit, daß er als Beschützer einer Witwe und einer alten Frau vor die Öffentlichkeit seines Stammes tritt. Gefangene Frauen befreit er. Mit heikler Rücksicht vermeidet er jeden Anstoß. Selbst des besiegten Gegners weibliche Angehörige achtet er und ist berühmt durch seine sittliche Enthaltensamkeit gegenüber den erbeuteten Frauen. Mâlik, der erste Freund 'Antars, entrüstet sich über die gesellschaftliche Ungerechtigkeit, die an Frauen verübt wird: ist denn das Weib nur ein Gefäß mit Honig, das man zerbricht, wenn man ihm den Honig entnommen hat? —

In 'Antars Beziehung zu 'Abla prägt sich auch die sittliche Gesinnung aus. 'Abla wird förmlich zum Gegenstand seines Kultus. Heldentum und Liebe vereinigen sich zu harmonischem Bunde. 'Antars Mut hat ihm eigentlich das Herz der Frauen geöffnet<sup>4)</sup>. Bei 'Abla, bei 'Abas Augen schwört er. 'Abla ist sein Losungswort, mit

<sup>4)</sup> Nur der verdient die Gunst der Frauen,  
Der kräftigst sie zu schützen weiß. (Goethe, Faust, II. Teil, III. Akt.)

dem er im Augenblick schwerster Gefährdung siegt<sup>5)</sup>. Das erste Lied, das sich seiner keuschen Heldenbrust entrungen, war an 'Abla gerichtet, und der letzte Blick seines brechenden Auges fällt auf sie. Sterbend, ja sogar auch tot, beschützt er sie<sup>6)</sup>. Mit Recht konnte er in seinem Schwanenliede singen: beweine den Helden, der die Frauen beschützt hat.

'Antar, als Sohn einer Sklavin, vertritt das demokratische Rittertum. In Erwiderung auf den häufigen Tadel, daß seine Haut schwarz und seine Abstammung niedrig, pflegt er zu singen: meine Haut ist dunkel, doch meine Lanze strahlt im Kampfe wie die Sonne, meine Taten glänzen; Andere berufen sich auf ihre Abstammung, auf Onkel, Großvater, Adel; mir jedoch dient an Ahnen statt mein Schwert, mein Speer, an Adels statt Standhaftigkeit, Trefflichkeit, Tugend. In der europäischen Epik wird auch oft der persönliche Wert über die vornehme Abstammung erhoben. Unserem 'Antar am nächsten steht wohl Rainouard (Rennewart), Guillaume d'Oranges Schwager, dessen hohe sarazenische Abstammung lange unbekannt bleibt und dem man auch seine schwarze Farbe und seine armselige Kleidung vorhält. «Was geht es dich an» — bricht es aus ihm hervor — «daß mein Gewand dürftig, daß mein Kopf schwarz und kraus? Das Herz ist nicht in Pelz gehüllt, es schlägt im Innern, wohin es Gott gepflanzt.»

Ebenfalls an europäisches Ritterwesen erinnert die innige Beziehung zwischen Ritter und Dichter, welche Gaston Paris für die Helden der Chansons de Geste derart feststellt: «Das ganze Dasein dieser Kämpfer ist von der lebendigen Dichtung umwoben; sie fühlen sich als epische Gestalten; inmitten der Schwertschläge, der tausenden Speere hören sie die rühmenden oder tadelnden Lieder, die man einst über sie singen wird.» Auch im 'Antarroman werden die Helden von der Sorge geleitet, was man von ihnen sagen und singen wird, und oft begegnen wir dem dichterischen Kunstgriff, daß die Gestalten von dem Ruhme träumen, den ihnen unser Roman verschafft. Bei den Arabern war die Verbindung des Helden mit dem Dichter noch allgemeiner, notwendiger, da vor dem Zweikampfe Scheltgedichte (*hidschâ*) gewechselt wurden. Derartige Streitverse sind fast jedem Volke und jeder Dichtung eigen, der biblischen, der homerischen, der germanischen, der romanischen, der ungarischen. Besonders oft ertönt die Drohung, daß der Leib des Gegners den

<sup>5)</sup> So spricht auch Victor Hugo von Rittern,  
dont le cri de guerre était un nom d'amour.

(*La Grand' mère*).

<sup>6)</sup> Ähnlich beschützt Cids Leichnam das Kloster de Cardeña.

Raubtieren hingeworfen wird. In der Volsunga-Sage z. B. ruft Granmar dem Sinfjotle zu: «Lieber wollte ich die Vögel an deiner Leiche sättigen als länger mit dir zanken.» Auch 'Antar wird nach einer Reihe von Hidschâs ungeduldig: sind wir denn hergekommen, um zu singen, nicht mit dem Schwerte dreinzuhauen? — Bei 'Antar ist diese Verschmelzung von Ritter- und Sängertum um so eher gerechtfertigt, als ja auch der geschichtliche 'Antara sich als Held und Dichter hervortat.

Dem europäischen Rittertum ward seine Verschwendung den Dichtern gegenüber vorgehalten: Waffen, Pferde, Gewänder, Schätze wurden den Dichtern geschenkt. Der Roman gefällt sich auch in ähnlicher Freigebigkeit. Schah Chosru z. B. schenkt unserem 'Antar für seine Verse alle seine Kleider nebst anderen Kostbarkeiten und fühlt, daß er Unvergängliches mit Vergänglichem belohnt habe. Muratori setzte bei der europäischen Verschwendung arabischen Einfluß voraus. Tatsächlich wird diese Beschenkung im arabischen zum festen Begriff (chala'a), sozusagen zur Institution. Doch ist dieses Sichhinreißenlassen so natürlich, daß es gar nicht nötig erscheint, eine Einwirkung aus der Fremde vorauszusetzen.

Auch Institutionen des Rittertums kennt der 'Antarroman. Wir sehen Pagen, Knappen; 'Antar erzieht mehrere Tausend Knappen. Eine Art Schwerttanz kommt auch wiederholt vor. Aber selbst groß angelegte Turniere schildert unser Roman, in Hidschâz, in Hîra, in Ktesiphon, die herrlichsten in Byzanz, wo 'Antar seine Lanze in 470 Ringe wirft. Mehrere Züge sind mit den europäischen Turnieren gemeinsam: Kampf mit abgestumpften Waffen, Ringstechen, Verzierung und Beflaggung des Kampfplatzes, Anwesenheit der Frauen und Mädchen. Einerseits wollte man den 'Antarroman aus dem europäischen Vorbild erklären, andererseits das ganze europäische Rittertum aus dem 'Antarroman ableiten. Darin hat man den springenden Punkt für die Frage nach der Entstehung des 'Antarromans gesehen.

### Die Entstehung des 'Antarromans.

Die *Sîrat 'Antar* äußert sich gerne und oft über sich selbst. Sie bezeichnet als ihren Urheber al-Asma'î, den berühmten Philologen, nebst manchen anderen Gewährsmännern, gibt genau die Umstände an, unter denen das Werk in Bagdad entstanden und im Hidschâz veröffentlicht worden sei. Kurz, wir bekommen einen Roman über die Entstehungsgeschichte des Romans, einen Roman voll innerer Widersprüche. Da uns darin weiß gemacht wird, *Sîrat 'Antar* enthalte reine, wahre Geschichte, welche al-Asma'î nach 'Antar und

seinen Zeitgenossen aufgezeichnet, so müssen wir alle Angaben des Romans über sich selbst in Bausch und Bogen verwerfen. Derartige Quellenerdichtung ist nun einmal in der Epik beliebt. Firdusi beruft sich auf Dihkane, Pehlevi-Bücher, greise Gewährsmänner. Die Chansons de Geste führen Urkunden aus Saint-Denis an, eine Reihe Geschichtsquellen. Die zahlreichen ähnlichen Angaben unseres Romans wollen betreffs des wahren Ursprungs des Werks nur irreführen.

Wann ist unser Roman entstanden? Die Berichte über das alte Arabien, das einstige Persien, über Sassaniden und Ghassaniden sind natürlich — ihrem Stoffe nach — alten Quellen entnommen, wohingegen die Nachrichten über die Kreuzfahrer eher den Hauch des Zeitgenössischen verspüren lassen. Die Namen Bohemunds und Gottfrieds von Bouillon versetzen uns an die Grenzscheide des XI. und XII. Jahrhunderts. Bloß dem Kreuzfahrer Ghadhanfar (Löwe) zuliebe müssen wir die Entstehung des Werkes nicht in die Zeit Heinrichs des Löwen oder gar Richard Löwenherz's versetzen. Der Roman dürfte im XII. Jahrhundert entstanden sein. Die Kreuzzüge und europäisches Rittertum spiegeln sich schon darin; Gottfrieds Namen erfüllt das Morgenland, Bohemunds Ruhm ist noch nicht verblaßt, — während später ein Morgenländer kaum mehr von Bohemund wissen konnte.

Wo ist der Roman entstanden? Die Kreuzfahrer konnten am besten in Syrien beobachtet werden. Auf Syrien weisen auch die Namensformen kirchlicher Personen hin (z. B. Mar Iuchna, Mar Thoma, Lûka). Andererseits führt die Vertrautheit des Romans mit persischer Geschichte, Sage, Überlieferung und Sprache sowie ein schi'itischer Anflug zu der Vermutung, daß 'Irâk, das persisch-arabische Grenzgebiet, die Heimat des 'Antarromans wäre. Möglich, daß die älteren Bestandteile arabisch-persischen Ursprungs im 'Irâk, die späteren christlich-syrischen Stoffes im Westen Asiens entstanden sind. Im Roman wird von einer hidschazischen und einer 'irâkischen Rezension gesprochen. Wenn anders dies irgendeine Begründung hat, dürfte es die haben, daß der Roman im 'Irâk verfaßt wurde und gerne für hidschazisch gelten möchte.

«Mehr bedenke Wie.» Wie ist der Roman entstanden? Die Frage nach dem Verfasser führt bei der *Sîrat 'Antar* so wenig zu einem Ergebnisse wie z. B. beim Nibelungenlied oder bei der *Chanson de Roland*. Die Sagenbildung um 'Antar muß zu einer Zeit angesetzt haben, wo des Helden Andenken noch lebendig war, wahrscheinlich im VII. Jahrhundert. Der Weiterbildungsprozeß der Sage schloß zur Zeit der Kreuzzüge ab, wahrscheinlich im XII. Jahr-

hundert. Ungefähr ein halbes Jahrtausend mochte zur Ausgestaltung der *Sirat 'Antar* beigetragen haben.

Im Laufe der Jahrhunderte lagerte sich Schichte auf Schichte. Wiederholungen, Widersprüche, Einschnitte zeugen von mehrfachen Ansätzen und Eingriffen. Den ältesten Kern des Romans, sagen wir den «*Ur-'Antar*», hat eine abgerundete, kunstvolle Erzählung gebildet, die den Titel verdient: *'Antar und 'Abla*. *'Antar* ringt um *'Abla*, erringt sie, behauptet sie. Diese Erzählung war streng monogamisch: *'Antar* weist jede Liebe, die sich ihm anbietet, von sich. Diese ritterlich-romantische Liebeserzählung klingt gewaltig aus in der großartigen Schilderung von *'Antars* Tod, wo *'Antar* sterbend, ja selbst tot durch sein bloßes Sichtbarsein die Feinde abwehrt, seine *'Abla* schützt. Die Umriss des «*Ur-'Antars*» lassen sich mit philologischer Wahrscheinlichkeit entwerfen nach dem Schwanengesang, in welchem *'Antar* auf sein Leben zurückblickt, auf die arabischen Stämme und auf die nichtarabischen Völker, die er besiegt hatte. Außer den Arabern werden hier nur noch Perser und Syrer erwähnt. Byzanz, das fränkische Reich, Spanien, Nord-Afrika, Rom, selbst Abessinien und der Sudan geraten nicht auf die Landkarte der Heldenlaufbahn *'Antars*. Auch Kinder erwähnt er im Abschieds- gesange keine. *'Antar* brauchte keinen Rächer: sein Mörder starb vor Verzweiflung in dem Wahne, sein giftiger Pfeil sei fehlgegangen.

Diese ursprüngliche *'Antar*dichtung wurde dann weitergebildet. Vier Kräfte wirkten dabei mit: 1. Das islamisierende Streben, wahrscheinlich die anhaltendste Kraft, die vermutlich am frühesten angesetzt hat und gewiß auch heute noch (im Vortrage der *Meddahs*) weiter wirkt. Dieses Streben hat die ausführlichen Legenden von Abraham, Muhammed und *'Ali* gezeitigt, wahrscheinlich auch die Richtlinien den Zuhörern zulieb nach der *Schî'a* oder nach *Sunna* zu verschoben. 2. Der Wiederholungstrieb. Wirkungsvolle Abschnitte reizten zur Nachahmung, meistens zur Übertreibung: das Frühere mußte überboten werden (z. B. zweiter Zug ins Innere Afrikas, zweiter *Mu'allaka*-Kampf). 3. Der genealogische Trieb. Die verfallende Epik setzt die Geschichte ihrer Helden in aufsteigender und in absteigender Linie fort, indem sie ihnen Ahnen und Nachkommen hinzudichtet. Unser Roman findet für *'Antar*, den schwarzen Sklaven, im Sudan königliche Ahnen und läßt ihm in Arabien, in Byzanz und unter den Franken Nachkommen erstehen. 4. Die Kreuzzüge. Beim Lichte der weltgeschichtlichen Vorgänge ist der bisherige Schauplatz für *'Antars* Taten, Arabien, *'Irâk*, Persien, Syrien zu eng erschienen. *'Antars* Züge legen den Weg der Kreuzfahrer in entgegengesetzter Richtung zurück: über Syrien geht er nach Byzanz,

über Byzanz gegen die Franken, über Byzanz auch zum Entsatz Roms. Er tötet Bohemund; seine Söhne Ghadhanfar und Gottfried werden die Führer der Kreuzzüge. Aus dem Beduinen des Hidschâz ist ein Held der Weltgeschichte geworden.

### **Die dichterische und formale Beschaffenheit des 'Antarromans.**

Der 'Antarroman soll aber nicht nur als Spiegelbild geschichtlicher Zustände, als Fundgrube von Volksüberlieferungen, also als kulturgeschichtliches Denkmal betrachtet werden, sondern nach der Auffassung seiner Verfasser und seiner Leser oder Zuhörer vorzüglich als epische Dichtung. Seine Charaktere, seine Handlung und sein Vortrag verdienen ebenfalls die Betrachtung, die einem Kunstwerke gebührt.

Charaktermalereien finden wir ganz vortreffliche. Besonders scharf gezeichnet sind die Gestalten einiger Episoden. So Hârith und Lubna, der liebende Ritter, der die Ehre seiner Geliebten höher schätzt als sein eigenes Liebesverlangen, und das liebende Weib, welches seinen Gatten nicht überlebt. So Dschejda, die zur Amazone erzogen, Heldengröße mit weiblicher Empfindsamkeit und mit ehelicher Zärtlichkeit zu einem kunstvollen Seelengemälde verschmilzt. So König Zuhejr, der, in tragischer Hybris zugrunde gehend, ungebrochenen Mutes fällt. So Hâtim Tejji, der Freigebig, der Opferfreudige, der sich selbst zum Sklaven verkaufen läßt, um für seine Gäste zu sorgen. Herrlich erscheint Rabî'a ibn Mukaddam, der Großmütige, der dem bezwungenen Angreifer vergibt, der Hingebungsvolle, der 'Antars Edelmut mit hochgesinnter Freundschaft lohnt, der Ritterliche, der sterbend noch die Schutzbedürftigen rettet.

In diesen angeführten Beispielen hat der 'Antarroman einen fertig vorgefundenen Erzählungsstoff seinem Rahmen eingefügt, immer aber seiner eigenen Aufgabe kunstvoll angepaßt. Noch höhere Anforderungen waren aber an die Schilderung jener Charaktere gestellt, welche in die Handlung des Romans an verschiedenen Punkten eingreifen. Selbst über die mannigfachen Zusätze, Erweiterungen, Umgestaltungen hinaus haben die Charaktere eine gewisse Einheitlichkeit gewahrt. Zumindest wurde eine Erklärung der Unebenmäßigkeiten angestrebt. So z. B. war 'Antar im Ur-'Antar als monogamischer Ritter gedacht, seiner 'Abla bis in den Tod treu; die späteren Umgestaltungen, welche für reiche Nachkommenschaft 'Antars sorgen zu müssen glauben, verwickeln ihn in Liebesabenteuer und in geheime Ehen, doch begründen sie jedes derartige Abschwenken von der Richtlinie als Ausnahme. 'Antar, 'Abla, ihre Angehörigen, ihre Freunde, ihre Feinde werden sorgfältig gedacht und

ausgeführt. Die höchste Sorgfalt ist wohl dem Bruder 'Antars, Schejbûb, dem Odysseus unseres Gedichtes, zugewendet; er scheint an Listen, Verstellungen, Gestaltenwechsel noch weit reicher als Maugis, der zauberkräftige Helfer der Haimonskinder. Die Zeichnung der verstockten Feinde 'Antars zeigt eher etwas Gleichförmiges; weder die geschichtliche Treue noch die seelische Wahrscheinlichkeit wird dabei gewahrt, manche werden schwarz in schwarz gemalt. Doch z. B. der Mörder 'Antars, der unversöhnliche Aszad ar-Rahîs, ist in seiner Entwicklung vom mustergültigen Ritter zum verstockten Meuchelmörder mit ungewöhnlichem Verständnis geschildert. Unser Roman kann sich also nicht nur zur Innigkeit vertiefen, sondern auch zur Objektivität erheben.

Die Handlung zeugt von einem verschwenderischen Reichtum der Erfindungsgabe, der Vorstellungskraft. Für vieles sind die Quellen aus der altarabischen Überlieferung nachgewiesen, für vieles werden sie noch nachzuweisen sein. Die richtigste Würdigung ergibt sich, wenn wir die Quellen mit der Bearbeitung in unserem Roman vergleichen. Da wird es anschaulich, wie der Roman den vorgefundenen Stoff allemal verschönert, veredelt, erhöht.

Der Vortrag fließt in mächtigem, ungedämmtem Strome dahin. Der Roman ist in gereimter Prosa verfaßt, dabei sind viele Hunderte Verse eingeflochten. Die Gestalten singen vor und nach dem Zweikampf, beim Abschied und beim Wiedersehen, in Liebesglück und Liebesleid. Zahlreich sind die Streitlieder, Schlachtgesänge, Liebeslieder und Totenklagen. Lamartines feines Urteil hält die Prosa unseres Romans für weit dichterischer als die eingeflochtenen Verse.

Der Stil wird vielfach durch anschauliche Mittel belebt. Das morgenländische Gepräge unserer Dichtung äußert sich vorzüglich in der unübersehbaren Fülle von Gleichnissen, Metaphern und Hyperbeln. Die Gleichnisse veranschaulichen besonders den Kampf und die Schönheit. Die Hyperbeln suchen gewöhnlich die Sphären<sup>8)</sup>. Der Ruhm der Helden pflegt die Gestirne zu überragen und zu überstrahlen. Dichterisch wirken auch die häufigen Paraphrasen, vorzüglich die Umschreibungen für die absoluten Begriffe vom All und Nichts, von Ewig und Niemals.

Humor verwendet der 'Antarroman am reichlichsten zur wechselvollen Gestaltung Schejbûbs. Mit derber Komik sind einige Gestalten gezeichnet, welche die Vereinigung von Geiz und Feigheit

7) Eine Menge Parallelen finden sich z. B. zu Wallensteins Drohung:  
Er müsse haben die Stadt Stralsund,  
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

darstellen. Derart macht sich auch im Komischen, in der Verspottung von Geiz und Feigheit das Ideal des arabischen Ritters geltend, die maruwwa: Heldenmut und Freigebigkeit.

### Die Bedeutung des 'Antarromans.

Die kulturhistorische Bedeutung des 'Antarromans ist allseitig anerkannt. Das arabische Rittertum ist an sich eine der anziehendsten Erscheinungen der Geschichte. Unser Roman entrollt uns das gewaltige, anschauliche Bild dieser so eigenartigen Entwicklung.

Für die vergleichende Literaturgeschichte ist vornehmlich die Frage von Bedeutung, ob eine Wechselwirkung zwischen der *Sîrat 'Antar* und der europäischen ritterlichen Epik bestanden hat. Der 'Antarroman weist keine literarische, wohl aber eine vielfache geschichtliche Beeinflussung auf.

Welcher Platz gebührt dem *Sîrat 'Antar* in der Geschichte der erzählenden Dichtung? Eine vollständige epische Entwicklung zeigt drei Stufen: 1. die Anfänge im epischen Lied, 2. die Entfaltung zur Blüte im Epos, 3. den Verfall im Ritterroman. Die *Sîrat 'Antar* steht nun zweifellos auf der Stufe des Ritterromans. Doch erhöht sich ihre Bedeutung dadurch, daß es von der vorhergehenden Stufe kein einziges Werk, keine arabische Epopoe gibt, und daß die *Sîrat* zahlreiche epische Erzählungen der ersten Stufe erhalten hat.

Auch der innere dichterische Wert erhebt den 'Antarroman über die Höhe der verfallenden Dichtung. Mit verschwenderischer Vorstellungskraft, mit einer Erzählungskunst, die durch 32 Bände nicht erlahmt, mit unerschöpflich reichem, dichterischem Vortrage entwirft er uns das wechselvolle, farbenreiche Bild eines überaus anziehenden Zeitalters.

---

## Neue Beiträge zur Geschichte der ungarischen Altkonservativen.

Von Hofrat Professor **Eduard von Wertheimer.**

### II.

**G**RAF Emil Dessewffy war vom ersten Moment seiner politischen Wirksamkeit ein Gegner der ungarischen Radikalen, denen er, wie es in einem amtlichen Berichte heißt, ein Dorn im Auge gewesen, und den sie trachteten, auf jede Weise zu «depopularisieren»<sup>1)</sup>. Als er, dem der Ruf eines klugen und tüchtigen Mannes vorausging, zum erstenmal im Jahre

<sup>1)</sup> Bericht an Sedlnitzky, Pest 9. Juli 1845. Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien. Der Bericht, der nur in Kopie vorliegt, dürfte vom Grafen Jo-

1844 auf dem Preßburger Reichstag erschien, suchte ihn die Opposition an sich heranzuziehen. Sie ließ ihm durch Graf Nikolaus Szápáry den Antrag machen, er möge seinen Platz an ihrer Seite wählen, ohne dadurch auch nur irgendwie in seiner Meinungsäußerung beschränkt zu sein. Der Opposition war es eben vor allem darum zu tun, Graf Dessewffy vor der Welt als einen ihr Angehörigen bezeichnen zu können. Er folgte jedoch nicht dem Lockruf, sondern schloß sich den konservativen Magnaten an, denen er bald, wenn auch infolge seiner schwachen Stimme kein wirkungsvoller Redner, als eine sehr bedeutende Aquisiton galt<sup>2)</sup>. Die Opposition rächt sich für ihren Mißerfolg damit an dem Grafen, daß sie ihn als heimtückisch, schlau, illoyal und arrogant verschrie und sich außerdem noch sogar über den schwachen Klang seiner Stimme lustig machte<sup>3)</sup> — gleichsam, als wenn sie dadurch zu erkennen geben wollte, daß sie seiner gar nicht bedürfe.

Diese Höhnung von Seite seiner Gegner ließ Graf Dessewffy sehr kalt. Er verharrte auf der Bahn, die er eingeschlagen, überzeugt davon, daß dies der einzige Weg sei, auf dem er den konservativen Interessen von Nutzen sein könne. Bereits im ersten Artikel dieser Arbeit vermochten wir Dessewffy am Werke zu sehen, wie er sich bis zum Januar 1849 mit aller Kraft für seine Partei einsetzte. Hatte er bis zu diesem Zeitpunkt seine Stütze an dem ihm politisch gleichgesinnten Fürsten Windisch-Grätz gesucht und gefunden, so näherte er sich nach der Absetzung des Hauses Habsburg auf dem Debreczener Reichstag (14. April 1849) im Juni 1849 Bach, dem damaligen Justizminister und Minister des Innern ad interim. In verschiedenen Unterredungen erläuterte er diesem zu großer Macht gelangten Staatsmann seine Ansichten über die Art und Weise, wie die ungarischen Angelegenheiten neugestaltet werden müßten. Was er dem Minister, der rechten Hand des Fürsten Schwarzenberg, mündlich vorgetragen, faßte er in einer Denkschrift zusammen, wie er sagt, mit jenem Freimut, den der Ernst der Lage zur unabweislichen Pflicht machte. So entstand die hier zum erstenmal mitgeteilte umfangreiche Denkschrift vom 5. Juni 1849. Wenn Friedjung, der eine Abschrift derselben im Bachschen Archiv zu Gesicht bekommen, auf Grundlage von Vergleichen mit anderen Arbeiten des Grafen Des-

---

hann Mailáth, dem Historiker, herrühren, der damals für die Regierung wichtige politische und literarische Berichte über Ungarn erstattete.

<sup>2)</sup> Graf Johann Mailáth an Sedlnitzky, Preßburg 6. April 1844. Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.

<sup>3)</sup> (Mailáth) an Sedlnitzky, Pest 9. Juli 1845. Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.

sewffy, die Vermutung aussprach, die vorliegende Denkschrift sei ein Werk dieses Politikers<sup>4)</sup>, so irrte er auch nicht. Friedjung hat allerdings daraus nur einige für seine Zwecke erforderlichen Stellen mitgeteilt<sup>5)</sup>.

Dessewffy begnügte sich aber nicht damit, daß er, gleich den österreichischen Absolutisten, vor dem Minister in dieser Denkschrift die Lehre verkündete: nur mittels Waffengewalt und russischer Hilfe könne die ungarische Revolution bewältigt werden. Indem er sich als Statsmann fühlte, der fruchtbringend wirken wolle, suchte er gleichzeitig der Regierung die Mittel an die Hand zu geben, wie seiner Meinung nach der Wiederaufbau Ungarns als integrierendem Teil der «Gesamtmonarchie» zu bewerkstelligen sei. Hier liegt vor allem der Wert dieses Memorandums, das durch seinen Inhalt das Gepräge einer Staatsschrift ersten Ranges und einer vorzüglichen Quelle für die Kenntnis der damaligen Zustände Ungarns erhält. Es gibt wenige Dokumente jener bewegten Zeit, die unterrichtender und reichhaltiger wären als das vorliegende Memorandum. Deshalb hielten wir es auch für nötig, die Denkschrift ihrem ganzen Wortlaut nach hier zu veröffentlichen.

Gleich den im ersten Artikel mitgeteilten Aktenstücken befindet sich auch die vorliegende Denkschrift im Besitze Sr. Exzellenz des Grafen Aurél Dessewffy, dem wir für die Erlaubnis der Publikation zu Dank verpflichtet sind. Das Schriftstück liegt nur als Konzept vor, mit seitenlangen Einschaltungen und Verbesserungen von der Hand des Grafen Emil Dessewffy.

#### **Denkschrift des Grafen Emil Dessewffy für Freiherr von Bach.**

Wien, 5. Juni 1849.

Der Verfasser dieser Zeilen macht hier den Versuch, seine Ansichten über ungarische Angelegenheiten, wie er sie dem Herrn Justizminister<sup>6)</sup> und Minister des Innern ad interim gegenüber in mehreren Unterredungen ausgesprochen hat, des vollständigeren Verständnisses wegen hierorts mit jenem Freimut zusammenzufassen, zu präzisieren und näher auszuführen, den der Ernst der Lage zu seiner unabweisbaren Pflicht macht. Es dürfte hiedurch dem Verlangen, ein konservatives Programm zu hören, gleichzeitig entsprochen werden.

<sup>4)</sup> Friedjung, Österreich von 1848—1860. I. Bd. S. 370, 1. Anmerkung.

<sup>5)</sup> Ibid, 371—373.

<sup>6)</sup> Freiherr von Bach bekleidete sowohl im Ministerium Wessenberg-Dobblhof als auch in dem Schwarzenberg-Stadions die Stelle eines Justizministers. Während der schweren Erkrankung des Grafen Stadion, der Juli 1849 seinen Abschied nahm, versah Bach dessen Agenden als Minister des Innern. Bachs wirkliche Ernennung zum Minister des Innern erfolgte am 28. Juli 1849.

Im gegenwärtigen Augenblick steht die Monarchie auf einem Punkte, wo ihre Integrität nur durch die Hilfe Rußlands gewahrt werden kann. Der Kampf, den die Nationalitäten unter dem Panier dieser Integrität, mit dem ausgesprochenen Zwecke, sie aufrechtzuerhalten, begonnen haben, hat der Monarchie wenig genützt. Die Erhebung der Rumänen hat Siebenbürgen, diejenige der Serben das Banat zur Hälfte in eine Wüste verwandelt. Siebenbürgen ist von den kaiserlichen Truppen geräumt; in das Banat müssen russische Truppen im Verein mit kaiserlich-österreichischen einmarschieren, um die Streitkräfte der Rebellen bewältigen zu können. Im Verlauf der seit einem Jahr begonnenen Kämpfe leisteten nur die Kroaten und Slavonier viel, weniger die Serben; aber auch jene wurden nützlich, nicht sowohl als Nationalität, sondern als Militärorganismus, und weil an ihre Spitze sich glücklicherweise eine hervorragende Persönlichkeit<sup>7)</sup> gestellt hat, während es kaum der Erwähnung wert ist, was die Nordslaven, und keine Spur von dem vorhanden ist, was die Deutschen in Ungarn geleistet oder die Sachsen in Siebenbürgen begonnen haben, aber nicht vollführen konnten. Dieser Mangel an einem erheblichen Resultat ist ganz natürlich.

Alle diese Erhebungen waren Ausgeburten der anarchischen Gärung, die in den Köpfen längst vorhanden, im März 1848 zum Durchbruch kam. Es darf daher niemanden Wunder nehmen, daß sich der meisten dieser Bewegungen offene oder verkappte Republikaner und Kommunisten, leidenschaftliche Schwärmer, selbstsüchtige Projektmacher und tolle Separatisten bemächtigt haben. Die Ideen und Leidenschaften der Führer verpflanzten sich bald auf die Massen; es wurde der Ungehorsam und der Aufruhr gepredigt, und es blieben daher Unbotmäßigkeit, Mord und Plünderung nicht aus — natürliche Folgen der vorangegangenen Ursachen, welche es zugleich erklären, warum die Bewegungen nicht dazu dienen konnten, die Integrität der Monarchie zu wahren. Begünstigt durch die impotente und anarchische Richtung dieser Bewegungen und durch andere bekannte Ursachen wuchs die Macht Kossuths und seiner Partei immer mehr, bis sie endlich die Larve abwarf und sich offen gegen die Dynastie erklärte.

Die Basis demnach, auf welcher sich österreichische Minister und alle dynastisch Gesinnte, dem monarchischen Prinzip anhängliche Ungarn begen, ist eine gemeinsame und besteht zu dem Zwecke, Ungarn und Siebenbürgen für die Dynastie und die Gesamtmonarchie zu erhalten und so zu behalten, daß diese Länder für den Gesamtstaat ein Element der Kraft und Größe seien, kein Boden für separatistische oder anarchische Bestrebungen bleiben, und die Notwendigkeit, auf fremde Hilfe sich zu stützen, nicht mehr wiederkehre.

Der bewaffnete Aufruhr, der jetzt in Ungarn wüthet, ist kein isoliert dastehendes Faktum, keine Erhebung eines Volksstammes gegen Österreich oder die Dynastie. Den spezifisch magyarischen Charakter hat die Bewegung bereits gänzlich verloren. Die deutschen Zipser Städte sind nicht minder rebellisch wie das magyarische Szegedin oder Debreczin. Im Beginn war die Bewegung eine magyarische Juraten-Rebellion, die schon damals in dem, was sie angestrebt hat, durchaus antiösterreichisch war,

7) Hiemit kann nur wohl Iellacič gemeint sein.

in Wien und Österreich aber dennoch populär wurde, weil sie sich den Anschein gab, den Absolutismus zu stürzen und das konstitutionell-representative Prinzip zur Geltung bringen zu wollen. Kossuth und die anderen Rädelsführer mögen schon damals (sich) ihrer antidynastischen Endzwecke bewußt gewesen sein, nicht so ihre magyarischen Helfershelfer und österreichischen Unterstützer.

Zu dieser Bewegung gesellte sich bald eine großartige Militärmeuterei, die sich in der Empörung der ungarischen Soldaten gegen ihre deutschen Offiziere, in häufigen Desertationen nach großem Maßstabe und ihrem Abfall von der österreichischen Fahne offenbarte. Erst später bemächtigte sich die Propaganda dieses Aufruhrs, der jetzt nicht anders denn als ein ausgerüstetes Armeekorps, nicht anders als ein bereits vollkommen schlagfertiger, aus den verschiedenen einheimischen und fremden nationalen Elementen bestehender Flügel jener großen Armee betrachtet werden kann, welche durch die europäische revolutionäre Partei unter der Leitung der Zentral-Propaganda gegen die christliche Gesellschaft und die darauf basierte alte Staatenordnung zugunsten der Republik ausgerüstet wird.

Der Zweck, den diese Partei verfolgt, ist kein antimonarchischer, es ist die Republik. Der Kommunismus ist ihr Bundesgenosse, der sich jetzt noch in der Reserve hält, um seinerzeit offener hervorzutreten. Die Aufgabe, die der ungarische Flügel dieser Armee von der Zentral-Leitung erhalten hat, besteht in der Zertrümmerung Österreichs und der Verpflanzung des Aufruhrs nach Polen und in die Donaufürstentümer, um von da sich nach Rußland Bahn zu brechen. Die magyarischen Separatisten sind nunmehr ebenso Werkzeuge der republikanischen Propaganda, wie es ihre slavischen, deutschen, serbischen, rumänischen Helfershelfer — bewußt oder unbewußt — sind. Sie alle haben sehr zahlreiche Bundesgenossen in allen erbländischen Provinzen der österreichischen Monarchie. Alle Tschechen, Deutsche, Italiener, Polen, die zur radikalen und republikanischen Schule schwören, sind und müssen Separatisten sein. Sie alle kämpfen darum, daß Österreich zerfalle und wirken für den Sieg ihrer Ideen und Zwecke, und nicht für den Magyarismus, der für sie nur in Betracht kommt, insofern er ein Terrain bildet, auf welchem für ihre Zwecke mit Erfolg rekrutiert werden kann. Aber selbst Kossuth und seine Partei stehen gegenwärtig nicht mehr auf dem Boden des Magyarismus, und wenn auch sein Supremat allerdings die Konsequenz seines Sieges sein müßte — obwohl auch sie wahrscheinlicherweise den übrigen Nationalitäten wesentliche Zugeständnisse zu machen genötigt würden — so ist er doch der Endzweck nicht mehr, um den sie streiten. Sie streiten um die Losreißung Ungarns vom Verbands Österreichs; sie wollen das Haus Habsburg-Lothringen seines Thrones berauben und Ungarn als unabhängiges Reich konstituieren.

Dieser ungarische Flügel der revolutionären Armee ist durch drei von ihr selbst angewendete Mittel bis zu seiner jetzigen Stärke angewachsen: durch Terrorismus, Bestechung und Betörung. Den zwei ersteren Mitteln sind alle Nationalitäten, aus denen Ungarn und Siebenbürgen bestehen, unterlegen; das dritte äußert seine Wirkung vorzugsweise auf den magyarischen Stamm, weil bei diesem die nationale Eitelkeit mit im Spiele war und geschickt ausgebeutet wurde. Mit Hilfe dieser drei Mittel haben 150 000 polyglotte Soldaten und 300 von ditto Artilleristen bediente Kanonen die dy-

nastische und monarchische Partei in Ungarn und Siebenbürgen zum Schweigen gebracht und ihre Tätigkeit paralytisiert. Deutsche, rumänische, slavische Städte und Gemeinden huldigen dem Kossuth und der Republik ebenso leicht als die magyarischen.

Österreich mußte im Bunde mit Rußland den ungarischen Flügel der europäischen bewaffneten Umsturzpartei besiegen, zermalmen, den Separatismus für die Dauer bewältigen, wenn es als Großmacht, überhaupt als Staat bestehen will<sup>8)</sup>. Die Aufgabe ist keine spezifisch österreichische mehr, sie ist eine prinzipiell monarchisch-konservative und nicht lediglich eine dynastische. Wird sie gelöst, so ist mit Bewältigung der anarchischen Bewegung zugleich die Möglichkeit gegeben, die Herrschaft der Dynastie über die ungarischen Erbländer und ihren Verband mit dem Gesamtstaate auf dauernder Grundlage festzustellen, eine Gelegenheit, die sich nicht sobald wieder einstellen wird.

Nur die Mittel, welche die Chance für sich haben, für die Dauer wirksam zu sein, sind hier gut; alle übrigen sind schlecht und zu verwerfen. Nur wenn der Zweck, den man verfolgen will, in vollkommener Klarheit vorliegt und fest im Auge behalten wird, kann eine richtige Wahl der Mittel getroffen werden.

Einen günstigen Erfolg des Krieges vorausgesetzt, stehen der Regierung die Mittel dieser Art zu Gebote. Sie bestehen in folgendem:

1. Um eine revolutionäre Bewegung zu besiegen, muß die Regierung ihre Tätigkeit bis zu jener Impetuosität, Schonungslosigkeit und Raschheit steigern, welche durch die Gegner entwickelt wird.

2. Es müssen nach erfochtenem Siege Ungarn und Siebenbürgen so lange durch die Machtvollkommenheit des Souveräns, durch das Organ der Militärautorität mit Anwendung der drastischsten Mittel regiert werden, bis die Nachzügler und Marodeurs der revolutionären Armee zur völligen Ohnmacht devalviert, die anarchischen Elemente gestraft, die antimonarchischen erdrückt, die antidynastischen bewältigt und unschädlich gemacht, Gehorsam gegen die Autorität hergestellt sind und die Ruhe vollkommen gesichert erscheint<sup>9)</sup>.

3. Bis diese Resultate nicht erreicht sind, soll für diese Länder kein Feld legislativer Tätigkeit irgend einer Art geöffnet, also keine Landtage berufen, die Länder zur Beschickung eines allgemeinen österreichischen Reichstages — selbst wenn hie und da solche Wünsche laut werden sollten — nicht zugelassen, einem solchen Reichstage auf die Gestaltung der ungarischen Angelegenheiten kein maßgebender Einfluß zugestanden werden.

4. Diese Zeit des militärischen Regiments soll außerdem dazu benutzt werden a) um der höchsten Gewalt jenen Zuwachs an nachhaltiger Kraft zu verschaffen, welche sie befähigen soll, allen überschwenglichen und den Fortbestand der Monarchie gefährdenden Anforderungen des Konstitutionalismus und Nationalismus entschieden und mit Erfolg widerstehen zu können; b) um in den inneren Einrichtungen dieser Länder die nötigen organischen Veränderungen — mit Belebung alles Historischen, was zur Kräf-

<sup>8)</sup> Die Stelle von: «Österreich muß» bis «will», abgedruckt bei Friedjung «Österreich von 1848—1860» I. Bd., S. 371 (erste Auflage).

<sup>9)</sup> Die Stelle von: «Es müssen» bis «hergestellt sind», abgedruckt bei Friedjung a. a. O. S. 371. Doch kommen bei Friedjung einige Auslassungen vor.

tigung des monarchischen und konservativen Prinzips dienen kann — und eine Verschmelzung, eine enge Solidarität der materiellen Interessen mit jenem der angrenzenden Provinzen durch das autonome Wirken der königlichen Gewalt herbeizuführen<sup>10)</sup>; c) um die terrorisierten, schutzlos zersprengten und zerstreuten konservativen, dynastischen Elemente dieser Länder ohne Unterschied der Nationalität, der Stände und des religiösen Bekenntnisses von dem auf ihnen lastenden Druck zu befreien, um den Thron wieder zu sammeln, zu beleben und zu einer kompakten Phalanx zu konstituieren; d) um durch energisches und gemeinnütziges Regieren im Wege durchgreifender Verbesserungen in den inneren Zuständen und mittels Beförderung des materiellen Wohles nach großem Maßstab in diesen Ländern den Wunsch rege und allgemein zu machen, in den konstitutionellen Mechanismus Gesamtösterreichs aufgenommen zu werden und den Entschluß zur Reife zu bringen, alle Reminiszenzen an eine früher bevorzugte Sonderstellung, ein für allemal fahren zu lassen<sup>11)</sup>; e) um die Bedürfnisse des Landes, die Disposition der Bevölkerungen, die Richtung der Meinungen vollständig zu ergründen und, auf diese Kenntnis gestützt, sowohl einen neuen Modus der Landesvertretung festzusetzen und seinerzeit einzuführen, als auch darüber, ob das Maß jener legislativen Gemeinsamkeit, in welche laut der Reichsverfassung vom 4. März die ungarischen Erbländer mit den übrigen treten sollen, ein rätliches sei, ins Klare zu kommen.

Es ist möglich, daß es sich herausstellen wird, es sei das Maß dieser Gemeinsamkeit, wie es in der Reichsverfassung vom 4. März gegeben ist, ein rätliches, aber eben so möglich ist es, daß sich ein anderes Resultat herausstellen wird. Jedenfalls erscheint die Notwendigkeit, über diesen Punkt klar zu werden, als eine peremptorische, und dies ist nur möglich, nachdem die Tiefe, bis zu welcher die Revolution gegriffen hat, infolge der Bewältigung des Aufruhrs dem freien Auge sichtbar geworden ist.

Eine solche Politik nennt der Verfasser dieser Zeilen eine Politik der Kraft. Nur um eine solche Politik sammeln sich nachhaltig kräftige politische Parteien, und nur solche können in konstitutionellen Monarchien einen dauernden Stützpunkt abgeben.

Das ist die Heilmethode für ein Land, welches seit einem Vierteljahrhundert sich selbst überlassen, während 1½ Jahre in stürmischer Zeit von der immoralischsten Fraktion, die in der Geschichte vorkommt, mit dem Zweck regiert worden ist, die monarchischen und dynastischen Ideen und Gefühle der Bevölkerungen mit der Wurzel auszurotten. Die Dauer des Heilverfahrens kann niemand im Voraus bestimmen — es soll insolange streng eingehalten werden, bis die Heilung vollbracht ist, nicht länger, aber auch nicht kürzer. Man rehabilitiert eine Gewalt, die durch jahrelange Lethargie herabgekommen ist, nicht im Verlauf weniger Wochen; andererseits wird und kann das körperliche Ansehen nur durch den gemeinnützigen Gebrauch und durch kräftige Handhabung der Regierungsgewalt sich selbst rehabilitieren. Die Persönlichkeit des regierenden Kaisers ist hierbei ein Moment, dessen Tragweite nicht hoch genug angeschlagen wer-

<sup>10)</sup> Siehe Friedjung a. a. O. S. 371.

<sup>11)</sup> Die Stelle von: «in diesen Ländern» bis «fahren zu lassen» bei Friedjung a. a. O. S. 371.

den kann. Nur in vollkommener Freiheit, im Wege des autonomen Wirkens können durch die königliche Macht die angedeuteten Resultate herbeigeführt werden; erst dann kann die Einheit der Gesamtmonarchie zur Wahrheit werden. Der ungarische Staatskörper muß genesen, soll er mit den übrigen österreichischen ohne Gefahr für diesen in legislative Gemeinsamkeit treten.

Ein vollständiger Erfolg eines solchen Systems kann unter folgenden Voraussetzungen in sichere Aussicht gestellt werden: a) wenn die Maßregeln des Königs den unverkennbaren Stempel an sich tragen, daß er an die Stelle der in Anarchie ausgearteten und altersschwachen Institutionen einen geordneten Rechtszustand setzen wolle; b) wenn er jedes Supremat, welches nach den Niederlagen des Magyarismus etwa eine andere der einheimischen Nationalitäten sich anzumaßen die Absicht haben sollte, mit mächtiger Hand zurückweist; c) wenn er jeder anarchischen Regung, jeder separatistischen Richtung überall in seinem Reiche schonungslos entgegentritt, die Rebellion unnachsichtlich straft, die Treue eklatant belohnt, das Eigentum und die Person nachdrücklichst schützt.

Keine österreichische Regierung hat es seit Kaiser Josephs Tod in Ungarn verstanden, die Schlechten zu strafen, die Guten zu belohnen. Alle Blicke und Hoffnungen sind auf den regierenden Kaiser und seine Räte gerichtet. Es werden diese Hoffnungen in Erfüllung gehen, und erstarkt wird so das Königtum aus der Krisis hervorgehen, an Ehren und Macht reich, getragen durch die zahlreichen wiederbelebten und zum Selbstbewußtsein gelangten dynastisch-monarchischen Elemente des Landes, einen neuen und besseren Zeitraum in seiner Geschichte bezeichnend — einen Zeitraum, auf welchen die Nachkommen mit Dankbarkeit blicken werden!

Die hier nur flüchtig angedeuteten Maßregeln bilden den Komplex jener Prämissen, welche, wenn man sich keiner Täuschung hingeben will, als unerläßlich erachtet werden müßten, damit eine wirkliche Einheit der Monarchie erzielt werde. Es müssen die Interessen verschmolzen, die Gegensätze ausgeglichen, die Zustände assimiliert werden, und erst dann können sich die Vertreter homogener Zustände und Interessen auf dem Felde gemeinsamer Gesetzgebung zum Frommen der Gesamtheit zusammenfinden. Man darf es sich nicht verhehlen, daß eine Verschmelzung so heterogener Zustände, wie es die ungarisch-österreichischen sind, nicht das Werk einiger Wochen oder Monate sein könne. Erwägt man aber die Größe der Aufgabe, die Krankheit des ungarischen Staatskörpers, so ist es kaum möglich, zu übersehen, daß vor der Notwendigkeit eines gründlichen Verfahrens, einer radikalen Heilmethode, jede andere Rücksicht weichen müsse, denn wiewohl einer überstandenen Krisis häufig größere Gesundheit folgt, so sind doch wenig Körper kräftig genug, um oftmalige Rückfälle überstehen zu können.

Die verschiedenen Nationalitäten der österreichischen Monarchie sind in eine heftige Bewegung geraten. Die republikanische Propaganda hat sich dieser Bewegung bemächtigt, um den Zerfall der Monarchie und neue Staatenformationen herbeizuführen und in diesen die Republik zu verwirklichen. Sie bedient sich der Nationalitäten nur darum, weil gegenwärtig diese Gefühle in Bewegung geraten sind und als ein mächtiges Werkzeug angewendet werden können zum Umsturz der alten Staaten-Ordnungen.

Ungarn und Siebenbürgen, insbesondere der Magyarismus, sind für die Propaganda nur ein temporäres Schlachtfeld; die Bewegung ist für sie Selbstzweck und zugleich das Hauptmittel der Aktion selbst. Kann das Schlachtfeld in Ungarn nicht behauptet werden, so wird es die Propaganda anderswohin verlegen. Es muß mithin die *vis matrix* bewältigt, der Bewegung selbst Einhalt getan werden — nenne sie sich rumänisch, slavisch, serbisch oder magyarisch, gleichviel; sie ist in ihren Konsequenzen separatistisch, in ihren Mitteln antimonarchisch; sie muß also zum Stillstand gebracht werden.

Dies kann nur geschehen, wenn man den Nationalitäten alles bewilligt, was mit dem Bestand der Monarchie und einer zweckmäßigen Handhabung der Regierungsgewalt verträglich ist, aber allen Anforderungen, welche darüber hinausgehen, einen unübersteiglichen, festen Damm entgegensetzt.

Dies liegt in der Macht der Regierung. Der Damm ist bereits vorhanden. Er ist in der jetzigen territorialen Abgrenzung der verschiedenen Länder der Monarchie gegeben. Er bildet die natürliche Grenze, den natürlichen Hemmschuh gegen die zentrifugale Tendenz der Nationalitäten. Er ist nichts anderes, als die Aufrechterhaltung des territorialen Bestandes von Ungarn und Siebenbürgen, wie er ante bellum, d. i. vor dem Jahre 1848, war, und ein vollständiger, eingestandener, offener, finaler Bruch mit allen dahinzielenden Entwürfen aus diesen oder anderen Ländern der Monarchie, neue, nach den nationalen Verschiedenheiten abgegrenzte Kronländer mit legislativen Befugnissen oder auch nur in administrativer Hinsicht nach Nationalitäten abgegrenzte Provinzen mit separierten Landes-Zentralverwaltungen zu kreieren. Man hat Kroatien und Slavonien eine neue Stellung zugesichert, sie beruht auf historischer Basis, man bleibe dabei stehen, aber man gehe nirgends auch nur um ein Haar weiter. Das Prinzip einer gleichen Berechtigung aller Nationalitäten im Staate ist ein richtiges, es kann aber dieser Grundsatz nicht als konstituierendes Prinzip zur Geltung zugelassen werden ohne dynastische Interessen, in gegenwärtiger Zeit selbst das monarchische Prinzip augenscheinlichen Gefahren auszusetzen. Es ist sehr leicht, das Auftreten einer konstituierenden Gewalt zu provozieren, aber sehr schwer, ihre Richtung und Grenzen zu bestimmen.

Beides wäre nach der tiefsten Überzeugung des Verfassers dieser Zeilen genug, um den Zerfall der österreichischen Monarchie unvermeidlich zu machen. Durch eine administrative, auf eine ethnographische Abgrenzung der Nationalitäten sich stützende, ohnedies praktisch kaum durchführbare Zerstückelung Ungarns würde zwar nur der Grund zu diesem Ergebnis gelegt, aber die Logik der Tatsachen würde zwar etwas später unfehlbar das nämliche Resultat herbeiführen. Man kann den Grundsatz: *principiis obsta* nie ungestraft aus den Augen verlieren! Das Königtum kann nicht ohne Gefahr an das Hand anlegen, was im Volksglauben der Völker als ehrwürdige Tradition lebt; es kann nicht zerreißen wollen, was im Verlauf vieler Jahrhunderte zusammengewachsen ist.

Das erstere, nämlich die Kreierung neuer Kronländer nach Nationalitäten abgegrenzt und mit legislativen Befugnissen versehen, wäre hingegen geeignet, die Bewegung der Nationalitäten und ihren Trieb nach selbständiger Gestaltung in einem Maße zu steigern und zu beleben, daß es der Regierung unmöglich werden müßte, derselben auch nur eine Richtung zu geben, viel weniger sie zu bemeistern. Die Propaganda hätte ein legales

Feld für ihre Wühlereien. Alle Hebel, die auf den Magyarismus angewendet wurden, würden hier zur Anwendung kommen und mit gleichem Erfolg wirken. Die geographische Lage solcher neuer Kronländer, ihre Größe an Ausdehnung und Volkszahl, die ethnographische Verteilung ihrer Bewohner begünstigt eine solche Tätigkeit außerordentlich. Kreirt man ein slovakisches Kronland, so hat nur die Partei, die auf die Errichtung einer polnischen Republik hinarbeitet, dabei an Macht, Zahl, Raum und Chancen gewonnen — man hat ein Terrain kreirt, auf welchem diese Partei bequem und legal wühlen kann. Kreirt man ein Rumänien, so arbeitet man nur der Partei in die Hände, welche ein großes walachisches Reich im Schilde führt — ein Plan, der überdies in dem Antagonismus aller christlichen Bevölkerungen des Ottomanischen Reiches gegen den Islam ohnedies mächtige und zahlreiche Verbündete hat. Das Gleiche gilt von einer serbischen Wojwodschafft.

Die überwiegende Mehrzahl aller dieser Völker steht auf einer niedrigen Kulturstufe und läßt sich um so leichter betören, terrorisieren und als blindes Werkzeug gebrauchen. Auch die Masse des magyarischen Volkes ist roh und ungebildet, und wie sehr hat es sich dem Fanatismus zugänglich erwiesen? In dieser Tatsache liegt eine Lehre, die nicht übersehen werden darf. Noch weniger aber darf übersehen werden, daß der halb und notdürftig gebildete Mittelstand aller dieser Volksstämme mit krasser Demagogie, mit republikanischen Ideen saturiert ist. Von diesen Ideen ist der Separatismus nur auf einen Schritt entfernt. Die Ideen, die politischen Doktrinen dieser Leute haben eine viel größere innere Verwandtschaft mit der Doktrin Kossuths, als es den Anschein hat, jedenfalls eine weit größere, als mit der Doktrin eines großen und einigen Österreichs.

Die Menschen sind überall gleich und überall Menschen. Eine rumänische, serbisch-illyrische und slovakisch-polnische nationale Unabhängigkeit wird der Einbildungskraft dieser zumeist südlichen, erregbaren, mit ihren Nachbarn zusammengerechnet große, kompakte, sprachverwandte Massen bildenden Völker, deren Gravitationspunkt außerhalb der Monarchie sich befindet, ebenso schmeicheln, ihre Eitelkeit ebenso aufstacheln, sie ebenso betören, das nämliche Verlangen in ihnen rege machen, welches im magyarischen Stamm rege gemacht wurde. Es werden sich überall Ehrgeizige finden, die alle diese Hebel unter plausiblen Vorwänden mit der eigentlichen Absicht, die Macht an sich zu reißen, mit Erfolg in Bewegung zu setzen verstehen werden. Die Kossuths werden nicht ausbleiben, an Geld wird es ihnen auch nicht fehlen. Denkt man sich um drei Jahre zurück und erwägt man den damaligen Zustand Ungarns und haltet diesem den gegenwärtigen entgegen, so gelangt man zu der Überzeugung, daß es keiner Geisterseherei bedarf, um solche Gefahren zu besorgen. Man braucht kein Prophet zu sein, um behaupten zu können, daß im supponierten Falle außer Debresin und Pesth in Kronstadt, Neusatz, Eperies neue drei legalisierte Focusse des Separatismus entstehen würden, neue Brennpunkte unaufhörlicher Konspirationen, die im anarchischen Teile des Magyarismus einen willigen Stützpunkt finden, die Regierung nie zur Ruhe kommen lassen und zwingen würden, eine solche Armee in Ungarn fortwährend zu unterhalten, die mehr als die Einkünfte des Landes erfordern wird. Es wäre dies das verderblichste aller denkbaren Experimente.

Man löscht eine 900 Jahre alte Geschichte nicht mit einem Federstrich aus. Das Königreich Ungarn ist das Produkt einer solchen, der König ihr traditioneller Träger. Ein jeder vermöge seines Erbrechtes auf den Thron berufene Sprößling des Hauses Habsburg-Lothringen ist König von Ungarn, weil er Kaiser von Österreich ist, und umgekehrt kein Habsburger wird darum Kaiser sein, weil er Großherzog der Slovakei, Großfürst von Rumänien oder Herzog von Serbien heißt, denn es gibt nur ein Königreich Ungarn, und es gibt keine solchen Großherzogtümer, Großfürstentümer und Herzogtümer. Selbstgeschaffene Ländertitel begründen keinen Rechtstitel, und nie kann das Königtum ohne Gefahr seinen unbestreitbaren historischen Rechtstitel von sich stoßen. Die Geschichte lehrt es, was an oktroyierten Verfassungen ist. Man braucht nur auf die Zeichen der Zeit zu achten, um gewahr zu werden, wie wenig Garantie in großen, aus der Volkswahl hervorgegangenen Versammlungen für das monarchische Prinzip und die dasselbe vertretenden Dynastien liege. Wohl ist es wahr, daß die magyarischen Umsturmänner und ihre polyglotten Helfershelfer alles getan haben, um den Boden des ungarischen Staatsrechtes zu einer tabula rasa zu machen. Aber der König von Ungarn darf sich von diesem Boden nicht als weggefegt betrachten. Es kann alles von demselben verschwinden. Er wird darauf seine Stelle behaupten, sobald er sie behaupten will!

\*                      \*

Es ist die innigste Überzeugung des Verfassers dieser Zeilen, daß, wenn die Regierung sich auf die hier vorgeschlagene Basis stellt und die ange-deuteten Mittel anwendet, wenn sie allen separatistischen Tendenzen, mögen sie in was immer für einer Form zum Vorschein kommen, mit gleicher Entschiedenheit entgegentritt, sie ohne Zweifel alle dynastischen, konservativen Elemente ohne Unterschied der Nationalität sowohl in den übrigen Erbländern als auch in Ungarn und Siebenbürgen um einen mächtigen österreichischen Kaiserthron sammeln kann und wird. Der gegenwärtigen fieberhaften Aufregung, den großen Anstrengungen des Kampfes in Ungarn muß eine Abspannung, eine Erschöpfung notwendig folgen. Ein militärisches, strenges, gerechtes Regiment wird willig ertragen werden. Das Verlangen nach politischer Tätigkeit wird mit Nachdruck gewiß nicht so bald laut werden. Man wird sich der wieder erlangten Sicherheit der Person und des Eigentums freuen und sich zu erholen, materiell zu regressieren trachten.

Diese unausbleibliche natürliche Disposition der Geister muß benützt werden, um zu den erwähnten Resultaten zu gelangen. Die allgemeine Richtung der Mittel zum Zwecke ist in ihren Grundzügen hier skizziert, Manipulations-Modalitäten in einer anderen Schrift proponiert worden. Hier wird noch folgendes beigefügt:

Es möge das Ministerium als Grundsatz adoptieren: daß während des Kriegszustandes bis zur völligen Pazifikation alle Regierungsmaßregeln unter der Autorität der Militärbehörde, beziehungsweise durch das Organ dieser kundgegeben und unter ihrer Autorität in Vollzug gesetzt werden sollen. Hierdurch wird es nicht nur nicht gehindert, daß das Ministerium die Richtung gebe, die Direktive behalte und wirklich regiere, sondern es wird dies nur auf diese Weise möglich, denn die Regierung kann es sich ohne Schwierigkeit sichern, daß die Befehle, Verordnungen, organische

und andere Maßregeln, Kundmachungen und Beschlüsse der Militärbehörde in ihrem Sinne und streng nach ihren Weisungen gefaßt werden, aber auf den Vollzug kann sie nach der fürchterlichen Revolution, durch welche das Land gegangen, nur in erwähnter Weise rechnen, denn es werden die Befehle der höchsten Autorität gegenwärtig in Ungarn nur Gehorsam finden, wenn sie von dem ausgehen, der die Kanonen und Bayonette immer in der Reserve hat, und dessen Amtes es ist, sie zu gebrauchen. Das Säbel-Regiment eines sein Land zurückerobernden Königs, ausgeübt durch seine Generale, ist ein natürliches; aber kein anderes ist es, bis ein normaler Zustand nicht wieder möglich wird.

Der Verfasser dieser Zeilen spricht hier nur in seinem eigenen Namen, glaubt aber die feste Überzeugung aussprechen zu dürfen, daß kein Konservativer gegen die hier vorgeschlagene Basis einer Ungarn gegenüber zu befolgenden Politik irgendeine wesentliche Einwendung machen dürfte<sup>12)</sup>.

Zum Schluß sei hier einiges über die konservative Partei beigefügt.

Als Partei existiert sie jetzt nicht. Durch die vormärzliche Regierung im Augenblick schmählich im Stich gelassen, wo sie nur ihrer kräftigen Unterstützung bedurft hätte, um zu siegen, hat sie sich zerstreut; sie ist gesprengt und schutzlos der Willkür ihrer Gegner preisgegeben. Keines der vormärzlichen Ministerien hat es für der Mühe wert erachtet, sie zu sammeln, obwohl in Ungarn die eigentlich monarchischen, dynastisch und gut österreichisch gesinnten Männer nirgendwo als in den Reihen der Konservativen, die unter allen Nationalitäten und Ständen vorhanden sind, zu finden sein dürften, es daher nicht wohl abzusehen ist, wo die Partei herkommen soll, auf welche sich die Regierung stützen kann, wenn die Konservativen nicht zur Pflanzschule einer künftigen gebraucht werden sollen! Es klingt recht schön, wenn man behaupten will, eine Regierung brauche sich auf keine Parteien zu stützen, aber eine jede Landtagswahl, eine jede Reichstagswahl gibt darauf eine abweichende Antwort, denn man regiert in konstitutionellen Monarchien nicht mit Phrasen, sondern mit Kammermajoritäten, und um diese zu haben, braucht man Parteien<sup>13)</sup>.

Es hat eine alt-konservative und neu-konservative Partei in Ungarn gegeben, und es gibt jetzt noch weniger solche Parteien. Die konservative Partei hat eigentlich diese Benennung nur in einem gewissen Grade verdient; sie war nur ein Gegensatz der Opposition, die den Verband mit der Monarchie zu einer Täuschung machen und die Reform in einer Weise verwirklichen wollte, welche notwendig zum Umsturz aller Verhältnisse führen mußte, konservativ — sie wollte nämlich ein gutes, freundschaftliches Verhältnis mit Österreich und die Möglichkeit konservieren, die Umgestaltung der inneren Verhältnisse auf dem gesetzlichen, friedlichen Wege durchführen zu können. In bezug auf die alte Verfassung war sie aber nicht konservativ; denn sie selbst bevorwortete ja sehr wesentliche Veränderungen in derselben. Das Verhältnis zu Österreich hat diese Partei im Sinne der Pragmatischen Sanktion und der damaligen faktisch und gesetzlich bestehenden Verhältnisse aufgefaßt — und wer ist berechtigt, ihr deshalb einen Vorwurf zu machen? — und eben hierin lag der größte

<sup>12)</sup> Von: «Der Verfasser bis dürfte» mit einigen Variationen bei Friedjung am a. O. S. 371.

<sup>13)</sup> Von: «Es klingt bis Parteien» bei Friedjung a. a. O. S. 372.

Gegensatz zwischen ihr und der Opposition. Konservativ und österreichisch gesinnt sein, hieß bei der Opposition dasselbe, während zur Opposition zu gehören und antiösterreichisch sein in ihrem Sinne gleichbedeutend war. Die konservative Partei war also nur konservativ gegenüber der radikalen, völlig destruktiven politischen Richtung, im Gegensatz der antiösterreichischen Tendenz, die Kossuth und seine Partei verfolgten.

In diesem Sinne sind die Mitglieder dieser Partei auch jetzt noch konservativ und werden es ewig bleiben, denn auch nach der Besiegung des Kossuth und seiner Partei wird diese politische Richtung fortbestehen und bekämpft werden müssen. Ist demnach ihre politische Aufgabe in dieser Beziehung die alte, so ist andererseits keine Fraktion unter den Konservativen, die den Namen der neuen verdiente und beanspruchte. Jedenfalls sind sie in bezug auf alte, nicht mehr mögliche, dahingeschiedene Verhältnisse überall nicht konservativ — nur ihre politische Richtung im allgemeinen ist es. Sie wollen gesetzliche, konstitutionelle Freiheit unter einer stark begründeten Monarchie, Fortschritt ohne Umsturz, eine festbegründete Ordnung als Regel, ein starkes und einiges Österreich als zugleich die kräftigste Gewähr der Wohlfahrt und des Friedens ihres eigenen engeren Vaterlandes, und kräftige Garantien für die Stabilität dieser Zustände, sowie für die Möglichkeit einer friedlichen gesetzlichen Fortentwicklung. Daß diese Garantien nach dem großen Umschwunge, der stattgefunden hat, nicht mehr die früheren sein können, daß mit dem Aufhören des absoluten Kaisers von Österreich Institutionen notwendig waren und eine Form gesucht werden mußte, um im Wege einer solchen das konstitutionelle Recht der Teilnahme aller Völker an der Gesetzgebung über alle die Einheit der Monarchie betreffenden Fragen zur Geltung gelangen zu lassen, und daß in diese Kombinationen die ungarischen Länder hineinbezogen werden müssen, ist den Konservativen vollkommen klar. In der leitenden Idee demnach, welche die Reichsverfassung vom 4. März diktierte, stehen sie mit dem Ministerium auf demselben Felde. Ob aber die Reichsverfassung diese Garantien enthalte, ob die gefundene Form die richtige, die rätliche sei, kann nur die Erfahrung lehren, so wie der Zeitpunkt ihrer praktischen Anwendbarkeit auf Ungarn in diesem Augenblick nicht bestimmt werden kann. Die Konservativen könnten mithin, wenn sie dazu berufen wären, der Regierung unmöglich raten, die Reichsverfassung vom 4. März, insbesondere die auf die gemeinsame Gesetzgebung bezüglichen Bestimmungen derselben allsogleich nach Erdrückung der Rebellion zur praktischen Anwendung zu bringen, ohne früher die nötigen organischen Maßregeln durchgeführt, die Lage der Dinge und das Maß der Tiefe, bis zu welcher die Revolution gegriffen hat, vollständig ergründet zu haben. Unbedingt kann es aber behauptet werden, daß sich vor allen andern die Konservativen in die gegebenen neuen Verhältnisse und ihre notwendigen Konsequenzen zu finden wissen werden, ohne darum ihre politische Richtung aufzugeben. Sie kennen keine ungarischen Sonderinteressen. Sie waren immer gut österreichisch und werden es auch bleiben, ohne jemals aufgehört zu haben oder aufzuhören, gut ungarisch zu sein, denn es war stets ihr Glaubensbekenntnis, daß zwischen den Interessen beider kein wirklicher und naturgemäßer Gegensatz bestehe. Wenn hier auf die Schwierigkeiten der Lage aufmerksam gemacht wird, so geschieht es gerade deshalb, weil ihnen die Rückwirkung von allem, was in Ungarn ge-

lingt oder mißlingt, auf die Gesamtmonarchie erfahrungsgemäß bekannt ist.

Der Sieg der ungarischen März-Revolution war seiner Wesenheit nach ein Sieg der antiösterreichischen und ultramagyarischen Bestrebungen der Opposition. Die Gesetze des Jahres 1848 waren der prägnanteste, der brutalste Ausdruck dieses Sieges. Die Beimischung von Liberalismus und Demokratismus war der Köder, dazu bestimmt, den stattgefundenen Umsturz den österreichischen, deutschen und anderen Liberalen mundgerecht zu machen. Kein ungarischer Konservativer hat sich hierüber getäuscht. Gerade darum, weil diese Gesetze die Macht des Kaisers von Österreich, die ihm als König von Ungarn zustand, schwächten, mußten ihnen diese Gesetze ein Greuel sein, denn sie dachten sich den König von Ungarn nie getrennt vom Kaiser von Österreich. Haben dennoch ihre Wortführer der eigenen Partei geraten, sich in das Unabänderliche zu fügen, so hat sich dies nicht auf das Kossuthsche Regiment beziehen können; waren sie doch bewandert genug im Wesen des konstitutionellen Lebens, um zu wissen, daß ein Ministerium, welches überdies damals noch gar nicht ernannt war, nichts Unabänderliches sei. Sie rieten damals von einem jeden Versuch zur Reaktion ab, die in jenem Augenblick ohne allen Nutzen für die Sache, die Verwirrung gesteigert, die eigene Partei für ewige Zeiten vernichtet haben würde.

In bezug auf die Gesinnungen, welche die Konservativen Österreich gegenüber hegten, mögen hier einige Tatsachen sprechen. Sie haben die Aufhebung der Zolllinien, also die Verschmelzung der materiellen Interessen, mit Entschädigung der königlichen Finanzen bevorwortet. Sie haben das Prinzip festgehalten, daß die Einkünfte der Krone unantastbar sind. Sie haben den Schutzverein, als erstes handgreifliches Symptom des Separatismus, bekämpft und zu Boden geworfen. Sie haben die durch die Opposition beabsichtigte Trennung der Armee in eine ungarische und österreichische bekämpft. Sie haben die Idee der Schutzzölle gegen Österreich verworfen. Sie haben den Grundsatz aufgestellt und darnach gehandelt, daß alle Reformen in Ungarn im Sinne des Prinzips, daß die Gesamtmonarchie eine Einheit ist, aus und im Wege der von der Regierung ausgehende Initiative geschehen müssen, da es nur in dieser Weise möglich ist, alles das zu vermeiden, was die Kohäsion der verschiedenen Teile, aus welchen die Monarchie besteht, schwächen könnte. Sie haben sich mit einem Worte allen antiösterreichischen Tendenzen der Opposition mit Nachdruck entgegen gestemmt. Sie sind aus zwei Ursachen geschlagen worden. Einmal, weil es die Verhältnisse mit sich brachten, daß sie sich mit einer schwachen und feigen Regierung identifizieren mußten, und alsdann, weil sich die ungarische Bewegung nach Österreich verpflanzt hat und daher der naturgemäße Stützpunkt, den sie in Wien hatten, unter ihren Füßen weggezogen ward.

Dies alles wird nicht als Entschuldigung angeführt, sondern zur Steuer der Wahrheit, der so häufig und absichtlich entstellten. Es kann nicht anerkannt werden, daß irgend jemand berechtigt wäre, die gut monarchische, dynastische und gut österreichische Gesinnung der Konservativen in Zweifel zu ziehen. Für diese Gesinnungen, wegen ihrer dynastischen und österreichischen Richtung, sind sie gegenwärtig der Verfolgung ihrer politischen Gegner preisgegeben. Es gibt wenige unter den

Konservativen von einiger Bedeutung, die nach Ungarn jetzt zurückkehren könnten, ohne ihr Leben zu gefährden; es sind wenige, deren Eigentum nicht bereits konfisziert oder mit Konfiskation bedroht wäre. Sie laufen diese Gefahren nicht wegen ihrer politischen Richtung, sondern wegen ihrer österreichischen und dynastischen Gesinnungen.

Es ist falsch, daß die Konservativen sich stets in der Opposition gegen Österreich befunden hätten. Sie waren immer für Österreich und in Opposition gegen Kossuth und die Opposition. Selbst die Übergriffe des Magyarismus in sprachlicher Beziehung sind durch die konservative Partei gemäßigt, die Ausgleichung des magyarisch-kroatischen Zerwürfnisses möglichst versucht worden. Es war unmöglich, dieser Bewegung zu widerstehen. So wie in allen andern Dingen hätte diese Partei auch hierin ihren Stützpunkt in der österreichischen Zentralregierung finden müssen. Der Charakter dieser vormärzlichen Regierung war aber, wie es die Erfahrung gelehrt hat, eine völlige, abgestumpfte Impotenz. Diese Regierung ist mit der größten Leichtigkeit umgestürzt worden. Das erste verantwortliche österreichische Ministerium des Freiherrn von Pillersdorf hat die bekannte unverantwortliche Kapitulation mit der ungarischen Jufaten-Rebellion eingegangen. Im Vergleich mit dieser Schmach ist die Kapitulation des Grafen Mack eine leichte Polizeübertretung. Dieses Ministerium hat alle Rechte des Königs von Ungarn, welche ihn trotz der in administrativer Hinsicht gemachten Zugeständnisse befähigt hätten, die Einheit der Monarchie zu wahren, ohne Not auf das schämlichste preisgegeben, ein separiertes Kriegs- und Finanzministerium zugestanden, alle Kassen, alle Bestände an Naturalien, alles Kriegsmaterial ohne Abrechnung und Vorbehalt preisgegeben, die Frage wegen der Staatsschuld in der Schwebe gelassen!

Die Behauptungen der Zeitungen, daß dieser verhängnisvolle Akt infolge des Drängens von konservativer Seite erfolgt sei, beruht auf absichtlicher Lüge oder krasser Ignoranz.

Die Dränger waren Erzherzog Stephan<sup>14)</sup>, Fürst Esterházy<sup>15)</sup>, Graf Széchenyi<sup>16)</sup>. Keiner von diesen kann zur konservativen Partei gerechnet werden. Sie haben mit allen Parteien kokettiert und alle getäuscht. Wenn etwa der Minister Graf Nádasdy<sup>17)</sup> den Konferenzen beigezogen wurde, kann man daraus den Konservativen einen Vorwurf machen? Haben sie ihn berufen? Hat er den Ausschlag gegeben? Mit dem 13. März<sup>18)</sup> hörte der Einfluß der Konservativen auf, in irgend einer Richtung maßgebend zu sein. Die wenigen, die noch im Amte waren, trachteten die verderblichen Akte nach Möglichkeit aufzuhalten und gingen fort, als sie sahen, daß ihre Bemühungen vergeblich waren. Ebenso unwahr ist es, daß die Konservativen unter Kossuths Regiment nichts als Ämter zu erhaschen getrachtet hätten. Die Richter blieben auf ihren Plätzen, die administrativen Beamten höherer Kategorien wurden gesetzlich in den früheren Bezügen belassen. Sehr viele haben auch auf diese verzichtet, sich quieszieren lassen

<sup>14)</sup> Palatin von Ungarn.

<sup>15)</sup> Paul Anton Fürst Esterházy, Mitglied des ersten ungarischen Ministeriums.

<sup>16)</sup> Graf Stephan Széchenyi, Kommunikationsminister.

<sup>17)</sup> Franz Graf Nádasdy, eine der Hauptstützen Bachs.

<sup>18)</sup> Sturz Metternichs.

oder gänzlich zurückgezogen. Nur einige wenige haben spezielle Bedienstungen ohne politischen Einfluß unter Kossuth angenommen und bekleidet; alle übrigen von politischem Einfluß und Bedeutung haben ihre Ämter niedergelegt.

Von dem Moment an, als in Wien die Anarchie hereinbrach und die Regierungsgewalt lähmte, ist diese Partei zur politischen Ohnmacht verdammt gewesen. Die Wahlen zum ungarischen Sommer-Reichstag 1848 fielen ganz in radikalem und Kossuthschem Sinne aus, die Physiognomie der Magnaten-Tafel wurde durch die neuen Kossuthschen Obergespäne ganz verändert. Die Richtung, welche die emanzipierte Presse nahm, ist bekannt. Und wie kläglich sah es in Wien aus! Wo war hier ein Stützpunkt zu finden? Vielleicht die Aula, oder das Ministerium Pillersdorf<sup>19)</sup>? Oder das Ministerium Wessenberg<sup>20)</sup>? Dieses war ja selbst in stetem Kampf mit der Anarchie begriffen? In welcher Lage war selbst die Dynastie, der Wiener Hof! Und erst der Innsbrucker und erst der Ofner! Es kann wohl niemandem zum Vorwurf gereichen, der in Erzherzog Stephan keine Stütze gesucht hat: Diese war damals überhaupt nirgends zu finden. Begünstigt durch die Wiener Zustände wuchs die Macht Kossuths immer mehr und mehr. Endlich kam es zum offenen Krieg.

Die Konservativen, die in die Lage kamen, dem Fürsten Windisch-Grätz einen Rat zu erteilen, haben ihm Strenge und nicht Milde anempfohlen, und ihm nicht verhehlt, daß er es mit einer entschlossenen, verwegenen, schlaun und vor keinem Mittel zurückschreckenden Faktion zu tun habe, und daß der Krieg mit möglichstem Nachdruck geführt werden müsse. Die in einem Journale enthaltene Behauptung, als hätten Konservative auf die militärischen Operationen, auf die Anstellungen der Generäle einen Einfluß geübt oder gesucht oder überhaupt von Wien aus die Maßregeln des Fürsten zu durchkreuzen, zu leiten oder zu lähmen getrachtet, ist eine Fabel, die auf absichtlicher Lüge oder krasser Ignoranz beruht. Es ist bekannt, daß, wenn von einem maßgebenden Einfluß auf den Fürsten die Rede sein kann, dieser nur von seiner militärischen Umgebung ausgehen konnte, der es kein Geheimnis blieb, daß der politische Gang, den der Fürst in Ungarn verfolgte, nicht im Einklang mit den Ansichten der Konservativen war, und es ist eine Tatsache, daß eben jene Konservative, die durch die Journale am meisten verunglimpft werden, von dieser Umgebung des Fürsten bei demselben gerne verdächtigt wurden!

Doch genug hievon — die Konservativen haben einer guten Sache gedient und werden keiner anderen dienen. Es fehlte ihnen die Zeit und eine Stütze. Es möge ihnen die Regierung Vertrauen beweisen, und sie werden dessen würdig befunden werden. Sie werden Nützlichendes leisten können, wenn sie ein ganzes und kein halbes Vertrauen genießen. Sie werden der Regierung vertrauen, wenn sie sehen, daß dieselbe mit Energie auftritt, der wahre Freund ihrer Freunde, der entschiedene Feind ihrer Feinde sein will — und dieses Vertrauen kann und wird sich weiter fortpflanzen,

<sup>19)</sup> Nach dem Sturze des Ministeriums Ficquelmont folgte das Ministerium des Franz Xaver von Pillersdorf.

<sup>20)</sup> Johann Philipp Freiherr von Wessenberg war nach Ficquelmont bis zum Amtsantritt des Fürsten Felix Schwarzenberg Minister des Äußern.

es wird und kann zu einem wirksamen Hebel der Pazifikation und allseitiger Einigung werden.

\* \* \*

Es sei erlaubt, diese Betrachtungen mit ein paar Bitten zu schließen. Der Verfasser dieser Zeilen legt sie dem Herrn Minister hochachtungsvoll ans Herz, er tut es, wie der Engländer sagt: with a deep sense of a public duty, daher mit der Offenheit, die dem freien Manne gegenüber dem freien Manne geziemt.

Die Leidenschaften sind bereits allseitig in heftiger Erregung. Es ist höchst wahrscheinlich, daß im Verlaufe des Krieges dieser Zustand eine namhafte Steigerung erfahren wird. Die Provinzen bringen schwere Opfer, leiden bedeutend durch die Unterbrechung des Verkehrs. Diese Opfer wollen belohnt sein; es tritt die Notwendigkeit in den Vordergrund, gegen die Wiederkehr dieser Möglichkeiten und Zustände sichere Bürgschaften zu erlangen. Ein jeder will seine politische Doktrin augenblicklich verwirklicht sehen<sup>21)</sup>. Alle wollen, daß der Sieger seine Macht den Besiegten fühlen lasse. Alle glauben, dem Sieger sei alles möglich. Man will Genugtuung haben für die erlittenen Unbilden, man will auch gerächt sein. Man glaubt gerne, daß mit einem Schlage alles vollführt werden könne, daß durch den Sieg schon alle Hindernisse beseitigt seien. Nur zu leicht nimmt die Tagesmeinung eine ungestüme, drängende Richtung an und sucht auf die unerläßliche Freiheit der Staatsgewalt, im Gefühle ihrer Pflichten, nach bestem Ermessen zu handeln und die Stadien ihres Handelns auf dem Grund der vorhandenen Tatsachen und Möglichkeiten selbst zu bestimmen, einen beengenden Einfluß auszuüben. Daß die Tagesmeinung diese Richtung zu nehmen beginnt, beweist die Haltung der Journale. Gegenüber dieser Tatsache erlaubt sich der Verfasser dieser Zeilen an den Herrn Minister des Innern eine angelegentliche Bitte zu richten: Der Verfasser dieser Zeilen ist überzeugt, daß das Ministerium in der Freiheit seines Handelns und der Selbstbestimmung der Stadien dieses Handelns durch die Tagesmeinung — möge sie, wie immer, ungestüm und drängend werden — sich nicht im Geringsten berühren lassen werde, weil er sich zu der Annahme berechtigt glaubt, das Ministerium sei bereits zu der Überzeugung gelangt, daß ein richtiger Maßstab des im Interesse der Gesamtmonarchie in Ungarn Möglichen und Angezeigten mit Bezug auf das Detail und die Opportunität der praktischen Anwendung einzig und allein im Wege der gründlichen Erforschung der Sachlage, wie sie sich nach der Eroberung des Landes und der Erdrückung der Rebellion darstellen wird, gewonnen werden können. Es möge daher das Ministerium, bevor demselben ein vollkommen freier und klarer Überblick der Gesamtheit der ungarischen Zustände post bellum nicht möglich geworden ist, keine Entschlüsse fassen, von welchen ein Rückschritt unmöglich ist.

Es ist Pflicht, die Wahrheit auszusprechen, daß im gegenwärtigen Augenblick der Maßstab zu einer klaren und richtigen Beurteilung der Sachlage selbst dem Ministerium nicht zu Gebote steht und nicht stehen kann, denn selbst das Ministerium kann die Lage der Dinge in einem Lande

---

<sup>21)</sup> Dessewffy schrieb: sein.

nicht übersehen, welches beinahe ganz in der Gewalt des Feindes, in der vollsten und tollsten Revolution und Verwirrung begriffen, wo alle Stellungen verrückt, alles untereinander geworfen ist. Wo sollen nun die Tagesmeinung, die sogenannte öffentliche Meinung und die Journale einen solchen Maßstab hernehmen? Kann überhaupt von einer öffentlichen Meinung die Rede sein, wo das konstitutionelle Leben kaum begonnen hat, wo die freie Presse ein Kind von 16 Monaten ist, wo also diesem Faktor die Reife des Urteils in politischen Dingen, der richtige Takt notwendig abgehen müßte? Nur zu leicht wird in solcher Zeit, wo überdies die Leidenschaften erregt sind, die unmündige Presse zum Organ der unverdauteiten Entwürfe, der oberflächlichsten Vorschläge, zum Werkzeug der Intrigue, zum Dolmetsch von Gelüsten, die in ihrem Grund mehr in dem lebhaften Verlangen der aufgeregten Leidenschaften nach augenblicklicher Befriedigung, mehr in einer übertriebenen Nivellierungssucht und in der Ungeduld, politische Lieblingsideen schnell verwirklicht zu sehen, finden, als in dem, was der Gesamtheit für die Dauer wirklich frommt und zum Nutzen gereichen kann. Es ist leider nur zu wahr, daß die Tagespresse in Österreich zum Organ solcher Entwürfe, zum Dolmetsch solcher Gelüste geworden ist. Doch es sei dem wie ihm wolle, unmöglich kann es verkannt werden, daß es sich um Größeres und Höheres handle.

Es hat noch nie einen österreichischen Regenten gegeben, der eine größere Aufgabe zu lösen gehabt hätte, als der jetzige Kaiser. Es hat nie österreichische Minister gegeben, die in einem größeren Momente mit ihrem Rat der Krone zur Seite zu stehen berufen gewesen wären, als die gegenwärtigen Minister. Der jetzige Kaiser ist ein Rettungsanker. An das Zustandekommen des Werkes, das ihm die Vorsehung beschieden, ist der Bestand seiner Dynastie, die Zukunft des monarchischen Prinzips in einem großen Teile Europas geknüpft. Er tritt seine Regierung in einem Alter von 18 Jahren und in einer Zeit an, die von den heftigsten Leidenschaften bewegt, in einer Zeit, wo die Gesellschaft in ihren Grundlagen angegriffen ist. In mehreren Teilen Europas sowie in seinem Reiche wüthet an verschiedenen Punkten der Krieg, und die erste seiner Aufgaben ist, die Hälfte seines Reiches mit Waffengewalt zu unterwerfen, mit dem Reich wieder zu vereinigen. In einem großen Teile seines Reiches ist das monarchische Prinzip selbst gefährdet; im ganzen Reich soll es mit dem konstitutionell-repräsentativen in Einklang gebracht, den verschiedenen Nationalitäten die gebührende Stellung eingeräumt und gesichert werden. Er muß also Eroberer und Begründer eines neuen Reiches sein, eines neuen, weil auf neuer Grundlage aufzubauenden, auf dem der konstitutionellen Freiheit aller Völker des Reiches und der gleichen Berechtigung aller Nationalitäten. Es ist dies eine welthistorische Rolle — eine doppelte Aufgabe, groß und hehr, die nur selten durch ein und dieselbe Persönlichkeit gelöst worden ist!

Als Eroberer darf er alles, als Reichsgründer soll er und kann daher manches nicht. Als Eroberer darf er alles, nicht darum, weil der sogenannte Pester Reichstag ihn als König nicht anerkannt, nicht, weil der Debresiner ihn und sein Haus des Thrones verlustig erklärt, nicht, weil die sogenannten Reichstage sich selbst des Hochverrats schuldig gemacht, zahllose Personen, viele Behörden in dieses Verbrechen mitverwickelt und alles getan

haben, um aus dem Boden des ungarischen Staatsrechtes eine tabula rasa zu machen, nicht, weil das meineidige ungarische Ministerium alle erhaltenen Zugeständnisse zu einem ganz anderen Zwecke als zu dem sie gemacht wurden, in einem den Absichten, die bei ihrer Gewährung zugrunde lagen, ganz entgegengesetzten Sinne ausgebeutet hat. Was braucht der Kaiser von Österreich alle diese nichtigen juristischen Rechtfertigungsgründe, da ihm die moralische Berechtigung zur Seite steht! Die Tatsache, daß Ungarn in voller Revolution begriffen und die Eroberung eine Notwendigkeit ist, genügt vollkommen. Daß das Volk — freiwillig oder nicht, gleichviel — sich der von einigen Hochverrätern eingeleiteten Revolution anschloß und nicht dasjenige, was sogenannte Reichstage gemacht haben, gibt hier den Ausschlag.

Der Pester Reichstag ist ja am 3. Oktober aufgelöst worden<sup>22)</sup>. In juristischem Sinne hat er auch früher rechtskräftig nichts beschließen können außer mit königlicher Sanktion, um so weniger kann er es also nach der Auflösung. Seit dem 3. Oktober kann er de jure nicht mehr als Vertreter der Nation betrachtet werden; hat doch selbst der König ihm diese Eigenschaft benommen. Er ist mithin von diesem Augenblick an zu einem revolutionären Klub herabgesunken, dessen Beschlüsse juristisch nichtig und ungültig sind. War dieser Klub, wie es der gesetzliche Regent erklärt hat, vom 3. Oktober angefangen nicht mehr der gesetzliche Vertreter der Völker Ungarns, hat, wie natürlich, seinen Beschlüssen die königliche Sanktion fehlen müssen, hat er demnach nichts zu Recht Bestehendes beschließen können, so kann folgerecht de jure aus den Beschlüssen dieses Klubs zugunsten des Königs kein Recht hergeleitet werden, gegen die Rechte, welche den Völkern Ungarns als Nation staatsrechtlich zustehen, etwas aus der Ursache zu beschließen, weil dieser Klub, der de jure die Völker nicht mehr vertrat, solches beschloß oder unternahm, was gesetzlich den Hochverrat konstituiert. Dieses Recht muß aus anderen Ursachen hergeleitet werden.

Hätte der Pester oder Debreziner Reichstag nach dem 3. Oktober den Kaiser Franz Joseph als König anerkannt, so wäre dieser Akt de jure ebenso null und nichtig gewesen, als der entgegengesetzte und alle seine übrigen Akte. Jeder, kraft seines Erbrechtes auf den österreichischen Thron berufene Sprößling des Hauses Habsburg-Lothringen ist de jure König von Ungarn. Die Völker Ungarns haben daher die Pflicht, ihn als solchen anzuerkennen, weil er kraft seines Rechtes den Thron besteigt. So wenig nun diese Verpflichtung von der Anerkennung des Königs durch den Reichstag — selbst wenn dieser ein legaler ist — bedingt wird oder abhängig ist und diese Verpflichtung nicht aus der Anerkennung folgt, sondern eine dem Erbrecht des Regenten korrespondierende Pflicht der Völker ist, ebensowenig kann für den Regenten bloß aus der Tatsache der Nichtanerkennung von Seite einer durch die gesetzliche Gewalt für illegal erklärten und de jure illegalen Versammlung ein anderes oder weiteres Recht erwachsen oder hergeleitet werden als das: sein Erbrecht mit den Waffen geltend zu machen und die Hochverräter zu strafen.

---

<sup>22)</sup> Der am 12. November einberufene 1847/48 er Reichstag wurde am 3. Oktober 1848 durch königliches Manifest aufgelöst und Jellačić zum königlichen Kommissär mit Vollmacht ernannt.

Also nicht aus diesen Ursachen darf der Kaiser von Österreich als Eroberer Ungarns alles. Auch nicht darum, weil die Märzkonzessionen des Jahres 1848 durch ungarische Reichstage und Minister gegen die Zwecke und Absichten, die ihrer Gewährung zugrunde lagen, ausgebeutet wurden und von allen Seiten Hochverrat auf Hochverrat gehäuft wurde. Wie können hier Zwecke und Absichten in Betracht kommen, wo es am Tage liegt, daß diese Konzessionen von der Art waren, daß neben ihnen eine österreichische Monarchie nicht bestehen konnte, wo es Tatsache ist, daß durch dieselben die Lostrennung Ungarns von Österreich und die Doktrin der reinen Personal-Union, wenn auch nicht dem Wortlaut, aber der Tat nach sanktioniert wurde — in formeller Beziehung, in ganz legaler Weise sanktioniert durch den gesetzlichen König, zugleich Kaiser, und zwar von dem bereits von einem verantwortlichen Ministerium umgebenen Kaiser von Österreich! Was kann diesen Tatsachen gegenüber aus verkannten Absichten und Zwecken für ein Recht hergeleitet werden? Freilich war hier Hochverrat im Spiele. Wenn man aber gerecht sein will, so muß man anerkennen, daß er jenseits der Leitha und diesseits sein Wesen trieb — ob hier absichtlich oder nicht? und von wem? ist hier ganz gleichgültig. Der Hochverrat fängt nicht erst im September 1848 an, er war schon im März 1848 vollbracht. Daß die Hochverräter, denen man die Musketen und Kanonen, das Pulver und die Kugeln, das Geld und die Truppen und was mehr als alles, die Zeit ließ, diese Waffen zur Hand zu nehmen, um das mit der Feder begonnene zu vollenden, ist die verdammenswerte, aber logische und natürliche Folge der vorangegangenen Tatsachen. Also auch diese Gründe reichen nicht aus. Die Tatsache hingegen, daß Ungarn in einer solchen Revolution begriffen ist, welche den Kaiser zwingt, sein Erbrecht mit Waffengewalt geltend zu machen und die Sicherheit seines Reiches sowie seine Einheit durch den Krieg zu wahren, genügt vollkommen. Der Kaiser von Österreich darf als Eroberer Ungarns alles, was zur Erreichung dieser Zwecke unerläßlich ist. Dieses sein Recht beruht aber nicht auf juristischen und formellen Spitzfindigkeiten, sondern auf der obigen Tatsache, und dieses Recht würde ihm zustehen, selbst wenn kein illegaler, sondern ein vollkommen legaler Reichstag existierte und ganz legal fungierte, nebenbei aber die Revolution dennoch Tatsache wäre. Er darf alles, weil die moralische Berechtigung ihm zur Seite steht. Er hat aus Pflicht gegen seine Völker Eroberer werden müssen, es war als Habsburg-Lothringer sein Recht und seine Pflicht, Eroberer zu werden.

Aber als Reichsgründer, als Begründer eines konstitutionellen Reiches soll er nicht alles, daher kann er auch nicht alles. Man gründet Reiche nicht im Verlauf einiger Monate oder Jahre und nicht für die Dauer einiger Monate oder Jahre, insbesondere ist dieser Prozeß ein ganz anderer, wenn eine Staatenformation aus homogenen oder analogen, und ein anderer, wenn sie aus heterogenen und disparaten Bestandteilen, ein anderer, wenn sie auf der Basis der reinen, wiederum ein anderer, wenn er auf Grundlage der konstitutionellen Monarchie vor sich geht. In allen drei Fällen muß der Gestaltungsprozeß verschiedenartigen Gesetzen folgen. Die österreichische Staatenformation gehört zu dieser letzteren Kategorie, und ihr Verlauf zählt bereits mehrere Jahrhunderte, ohne vollendet zu sein. Der Ursprung der Formation selbst bildet hierin kein maßgebendes Moment. Friedliche Erwerbung und Eroberung haben den nämlichen Zweck,

und der ist: die Dauer des Besitzes oder Bestandes. Sie haben daher die gleiche Aufgabe, die Mittel zum Zwecke anzuwenden. Finden sie Bedingungen vor, von welchen diese Dauer abhängt, so haben sie dieselben zu erhalten; finden sie solche nicht vor, so muß ihr Streben auf ihre Erschaffung gerichtet sein.

Es ist bekannt, daß die Dauer solcher Reiche vom Vorhandensein ihrer Befähigung abhängt, eine Form zu finden, welche geeignet sei, die Unabhängigkeit des Ganzen gegen außen zu sichern und im Innern die Bestandteile zur Anerkennung und Bestrebung eines Gesamtzweckes und die willige Unterordnung unter denselben zu vermögen. Sind die Bestandteile im Genuß konstitutioneller Rechte, so setzt eine solche Unterordnung die Kontinuität einer freien Selbstbestimmung voraus. Es fragt sich also nur, in welchem Wege sind diese Aufgaben zu lösen? Im Wege der Fusion oder der Assimilation? und wie ist die Kontinuität dieser freien Selbstbestimmung sicherzustellen?

Beide Erfahrungsweisen haben natürlich ihre Stadien, und ihr Erfolg hängt größtenteils von deren Einhaltung ab, gleichviel, ob sie auf ein Erworbenes oder Erobertes angewendet werden mögen. Wir sehen in der Geschichte Eroberer und erobernde Völker, die sich an die eine oder andere gehalten haben nach Maßgabe der Wahrscheinlichkeit, daß diese oder jene eine nachhaltigere Wirkung äußern wird. Die Opportunität der einen oder der anderen Methode wird lediglich durch ihre Zweckdienlichkeit bedingt.

Kaiser Joseph II.<sup>23)</sup> und Kaiser Franz I.<sup>24)</sup> haben beide mit diesen Methoden Versuche angestellt. Sie taten es mitten im Frieden unter günstigen Auspizien. Sie sind beide gescheitert. Kaiser Franz Joseph hat sich eine große Aufgabe gestellt. Er unterzieht sich derselben in der schwierigsten Zeit. Würde sie darin bestehen, Ungarn dem absoluten Österreich zu unterwerfen, wäre sie weniger schwierig; sie ist es deshalb gerade mehr, weil es sich darum handelt, jenes mit dem Reiche zu einem konstitutionellen Ganzen nach einer tiefgreifenden Revolution und einem blutigen Krieg zu vereinigen. Möge Gott in seiner Weisheit die Entschlüsse des Kaisers lenken! Er kann und wird seine Aufgabe lösen, wenn er die gehörigen Stadien einhält.

Dem Verfasser dieser Zeilen bleiben den Räten der Krone gegenüber nur die nachfolgenden Wünsche übrig. Diese mögen nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß sie den ungarischen Staatskörper mit einer solch ansteckenden nervösen Krankheit behaftet in die Hand bekommen werden, daß vor allem an seine Heilung wird gegangen werden müssen.

Sie mögen sich ferner überzeugt halten, daß die gangbare Meinung, in Ungarn bestehe nichts Historisches mehr, weil die eigene Gesetzgebung alles über den Haufen geworfen habe, es sei daher nichts leichter, als alles ganz neu zu machen, der Boden sei ganz eben und unschwer zu bearbeiten, auf einer groben Täuschung und auf völliger Unkenntnis der dortigen Zustände und Stimmungen beruht. Freilich existieren wenig historische Denkmäler; adelige Privilegien, Steuerfreiheit, Untertansverband, Frohndienst haben aufgehört, die alte Verfassung ist wesentlich verändert. Aber

<sup>23)</sup> Von 1780—1790.

<sup>24)</sup> Von 1792—1835.

eines existiert mehr als je: nämlich das staatliche Selbstbewußtsein; es hat sich dieses — früher im ausschließlichen Besitze der Privilegierten — auch dem Volke mitgeteilt, und es ist gegenwärtig infolge der Revolution und des Krieges zu einem hitzigen Fieber bis zum Fanatismus, bei einem namhaften Teil des Mittelstandes bis zur Raserei potenziert. Was anderes ist denn eigentlich das Historische bei einem Volke, welches seit Jahrhunderten eine Verfassung hatte, als dieses Bewußtsein, als der Glaube an die Berechtigung seiner Autonomie, und was anderes halten solche Völker für die unantastbare Errungenschaft ihrer Geschichte, als diese Autonomie? Die einzelnen Bestimmungen ihrer Verfassung können sie wohl nicht für diese Errungenschaft halten, denn darin besteht ja gerade ihre Freiheit, daß sie dieselbe in freier Selbstbestimmung verändern können!

Man täusche sich also nicht: es ist der Boden in Ungarn nicht eben, es existiert ein staatliches Selbstbewußtsein im Volke und es ist sogar in einem Teile desselben bis zum Fanatismus potenziert. Es wird ein schweres, ein großes Stück Arbeit geben und ein langwieriges Stück Arbeit! Aber es kann und wird gemacht werden; es kann diesem Bewußtsein eine gesamtmonarchische Richtung gegeben werden, und jeder Fanatismus ist seiner Natur nach vergänglich! Immerhin kann es nicht oft genug wiederholt werden: zu diesen Resultaten sind Praemissen und die Einhaltung der naturgemäßen Stadien unerläßlich!

\*            \*            \*

Wie sehr sich aber auch die ungarischen Altkonservativen, an ihrer Spitze Graf Emil Dessewffy, bemühten, der Regierung Vertrauen entgegenzubringen und gleiches von ihr zu erwarten, mußten sie sich dennoch in ihren Erwartungen bitter enttäuscht sehen. Hierin liegt das Tragische ihrer geschichtlichen Stellung. Fürst Schwarzenberg und Bach mißtrauten ihnen, vor allem schon deswegen, weil sie in ihnen unbequeme Rivalen ihrer Macht sahen. Männer mit eigenen selbständigen Plänen über die Zukunft Ungarns konnten Ministern nicht genehm sein, die unbeschränkt über dieses Land herrschen wollten. Mit rauher Hand wurden sie daher jetzt, im Jahre 1849, wie auch später zurückgewiesen. So oft sie wieder, 1850 und 1852, den Versuch machten, im Verein mit der Regierung oder gegen diese, an der Neugestaltung ihres Vaterlandes teilzunehmen, scheiterten sie an dem entschlossenen Willen des Ministeriums, das in ihnen ebenso gefährliche Feinde erblickte wie in den übrigen Bewohnern Ungarns. Von keiner Seite sahen die Altkonservativen ihr Streben im Interesse ihres Landes gelohnt. Sie fanden in den 60 er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als sie für einige Zeit die Zügel der Regierung in die Hand nehmen konnten, keine Unterstützung bei der Partei, die hernach unter der Führung Deáks und Andrássys zur Macht gelangte. Sie mußten vom Schauplatze verschwinden, als 1867 der Ausgleich zwischen der Nation und der Krone zustandekam.

Aber ihre Bemühungen zur Rettung ungarischen Wesens vor der vernichtenden Kraft des Absolutismus sind nicht spurlos geblieben. Sie verdienen ein eigenes Kapitel in der Geschichte der konstitutionellen Versuche zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes.

---

## Die Glaubwürdigkeit der Taktik des Leo Philosophus<sup>1)</sup>.

Von Universitäts-Professor Dr. Eugen Darkó.

**I**N vielen Handschriften ist uns ein großzügiges taktisches Werk unter dem Namen eines Kaisers Leo überliefert worden, welches die Organisation und Ausrüstung des byzantinischen Heeres, weiters auf die verschiedensten Möglichkeiten berechnete taktische und strategische Prinzipien in zwanzig Kapiteln mit eindringender Ausführlichkeit behandelt. Dieses Werk bildet infolge der Fülle des bearbeiteten Materials die ansehnlichste Sammlung kriegswissenschaftlicher Kenntnisse unter allen Arbeiten, die die Byzantiner auf diesem Gebiete überhaupt geleistet hatten. Im XVIII. Kapitel schildert der Verfasser inmitten der Besprechung der Kriegsgebräuche fremder Völker auch die *Τοῦρκοι*, indem er zuerst im allgemeinen ihre Sitten charakterisiert, dann ihre Bewaffnung, Schlachtordnung und Taktik ausführlich beschreibt, endlich die byzantinischen Feldherren die Art und Weise der erfolgreichen Kriegführung gegen die *Τοῦρκοι* zu lehren sucht. Diesen auf die *Τοῦρκοι* bezüglichen Bericht haben die früheren ungarischen Geschichtsforscher einstimmig und ohne den leisesten Zweifel zu den wertvollsten Quellen der ungarischen Landnahme gerechnet, während sie als Verfasser dieses taktischen Werkes den Kaiser Leo VI., genannt mit dem Beinamen «Philosophus», betrachteten, der vom Jahre 886 bis 912 auf dem byzantinischen Kaiserthron saß und unter den *Τοῦρκοι* des XVIII. Kapitels die Ungarn verstanden, die sich in ihrem heutigen Lande gerade unter der Regierung dieses Kaisers angesiedelt hatten.

Seitdem aber die philologische Detailarbeit der neuesten Zeit über den Ursprung und Wert dieser Taktik zu grübeln begann, sind gewisse Zweifel in der Hinsicht aufgetaucht, ob der auf die *Τοῦρκοι* bezügliche Bericht der Leonischen Taktik wirklich ein getreues und zuverlässiges Abbild der Sitten der ungarischen Landeseroberer

---

<sup>1)</sup> Auszug aus einem unter der Presse befindlichen Werke, welches demnächst unter den Abhandlungen der ungarischen Akademie (I. Klasse) erscheinen wird. S. den ungarischen Auszug in *Akadémiai Értesítő*, im Oktoberheft des Jahres 1914, S. 553—568.

sein soll, oder nicht. Die Frage wurde im Laufe der Kontroverse immer mehr und mehr verwickelt, ohne daß man entweder in der einen oder in der anderen Richtung eine entscheidende Gewißheit erzielen konnte. Ein jeder fühlt, daß man — wenn es möglich ist — auf die aufgeworfenen Fragen eine genügende Antwort geben und die erhobenen Zweifel zerstreuen muß, bevor der erwähnte Teil dieser Taktik in der Schatzkammer der ungarischen Geschichtsquellen mit voller Beruhigung eingereiht werden kann.

Schon die bisherigen Untersuchungen haben zweifellos bewiesen, daß dieses taktische Werk wirklich von Kaiser Leo VI. innerhalb seiner Regierungszeit verfaßt wurde<sup>2)</sup>. Fest steht auch die Tatsache, daß er unter den *Toῦρχοι* die Ungarn der Landnahme versteht. Es hat sich aber herausgestellt, daß der ganze Bericht über die *Toῦρχοι* im XVIII. Kapitel Leos nicht als eigenes Produkt aufgefaßt werden kann, sondern er hat diesen mit Ausnahme weniger Modifizierungen fast wörtlich aus einer älteren Taktik übernommen, deren weder der Verfasser noch die Entstehungszeit bisher sicher festgestellt ist. Leo hat diese Taktik bei der Abfassung seines Werkes durchwegs als Hauptquelle benützt und im größten Teile bald unverändert, bald ein wenig umgearbeitet dem eigenen Werke einverleibt.

Es taucht also der Verdacht auf, und dieser Verdacht hat für sich einen eifrigen Fürsprecher<sup>3)</sup> vor der ungarischen Akademie gefunden, daß Leo, ohne sich um die veränderten Verhältnisse seiner Zeit zu kümmern und ohne die gebührende Kritik auszuüben, auch solche Berichte und Anweisungen aus seiner Vorlage übernimmt und auf das eigene Zeitalter anwendet, welche eigentlich aus älteren Verhältnissen hervorgingen und nur den älteren Zuständen entsprechen. Um die Gründlichkeit oder Grundlosigkeit dieses Verdachtes nachzuweisen, müssen wir dreifaches aufklären. Wir müssen vor allem das Volk, auf das in Leos Vorlage die durch ihn herübergenommenen und auf die Ungarn angewendeten Angaben sich beziehen, genau bestimmen. Zweitens ist es zu prüfen, daß Leo, indem er den auf die *Toῦρχοι* bezüglichen Bericht eines älteren Werkes auf die Ungarn seiner Zeit anwendet, tatsächlich die seinerzeit be-

<sup>2)</sup> Die schwachen Argumente des Zachariae v. Lingenthal gegen die Autorschaft Leos VI. (Byzant. Zeitschr. III [1894], S. 437—457) haben R. Vári (Böles Leo császárnak a hadi taktikáról szóló munkája, Abhandl. der ungar. Akademie der Wissenschaften, II. Klasse, Bd. XVII [1898], 10. S. 33—38) und mit ihm gleichzeitig Kulakovskij (BZ., VIII [1898], S. 256) ganz überzeugend zurückgewiesen.

<sup>3)</sup> S. Julius Gyomlay: Böles Leo Taktikája mint magyar történeti kútforrás. (Akad. Abhandlungen, I. Klasse, Bd. XVIII, 1. Budapest, 1902.)

stehenden Sitten der Ungarn im Auge hielt oder aber ohne jede Kontrolle und Kenntnis der wirklichen Verhältnisse nur das ausschrieb, was er in seiner Vorlage fand. Drittens müssen wir auf die Frage antworten, ob Leo Recht hatte, die kriegerischen Sitten der Ungarn mit denselben eines älteren Volkes als identisch aufzuweisen und ob es möglich wäre, die Richtigkeit dieser Identifizierung auf Grund anderer zeitgenössischer Quellen zu rechtfertigen.

Die allererste Frage also, die hier beantwortet werden muß, betrifft die Bestimmung des Verfassers und der Entstehungszeit jenes taktischen Werkes, aus dem Leo die den Ungarn angepaßten Angaben geschöpft hat. Nur nach Lösung dieser Frage können wir entscheiden, auf was für ein Volk ursprünglich die Kriegssitten sich beziehen, die bei Leo den Ungarn zugeeignet werden.

Bei der Zeitbestimmung können wir vorläufig von den in den Handschriften überlieferten Titeln keinen Gebrauch machen, denn diese stammen verhältnismäßig aus einer späteren, nach Leo eintretenden Zeit, und mit ihrem Widerspruch bezeugen sie nur die Unsicherheit, die bezüglich des Ursprungs dieses Werkes herrschte. Im Codex Laurentianus wird diese Taktik einem Urbikios, im Ambrosianus aber einem Maurikios zugemutet; doch schlugen bisher alle Versuche fehl, die die Autorschaft entweder des einen oder des anderen nachweisen wollten. Wir müssen also aus dem Inhalt, Natur und Sprache des Werkes selbst ausgehen, wenn wir in betreff seiner Entstehungszeit festere Stützpunkte zu gewinnen wünschen. Vorhin ist zu betonen, daß das Werk ein einheitliches und organisch zusammenhängendes Ganze bildet und obschon — wie es auch die Einleitung ausdrücklich bemerkt — mit Benützung älterer Quellen verfaßt wurde, doch vom Anfang bis zum Schluß als Arbeit eines einzelnen zu betrachten ist. Das wird für die Kapitel (*λόγοι*) I—XI durch einen jeden anerkannt. Vári<sup>4)</sup> hält die Einleitung und das XII. Kapitel mit den übrigen Teilen nicht für organisch zusammenhängend. Was den letzten Paragraph des XII. Kapitels anbelangt, dessen Echtheit auch von anderer Seite bestritten wurde, hat diesbezüglich schon Aussaresses<sup>5)</sup> nachgewiesen, daß auf Grund der Übereinstimmung sowohl des Stils als des Geistes und der Hinweisungen der vorangehenden Kapitel auch dieser Teil demselben Verfasser wie die übrigen Kapitel zuzuschreiben ist. Dasselbe gilt auch von den anderen Paragraphen. Auch die Einleitung kann nur vom Verfasser der I.—XI. Kapitel herrühren, denn der Gedanken-

<sup>4)</sup> Zur Überlieferung mittelgriechischer Taktiker (BZ, XV [1906], 47—87).

<sup>5)</sup> Revue des études anciennes, Z. VIII. jan. 1905. pp. 23—40.

gang und stellenweise auch die Stilisierung des Schlusses des XI. Kapitels stimmt mit dem in der Einleitung Gesagten überein.

Das einzige, was in dem Werk disharmonisch wirkt, ist das *Ὀὐρβικίου ἐπιτήδευμα*, welches als vorletzter Paragraph des XII. Kapitels mitgeteilt ist.

In diesem Paragraph erzählt Urbikios, der in der Zeit des Kaisers Anastasios I. (491—518) lebende Kriegsschriftsteller, seine eigene Erfindung, d. h. die Anwendung beweglicher Sturmböcke, als Verteidigung gegen den Angriff der Kavallerie. Förster<sup>6)</sup> macht darauf aufmerksam, daß dieser Teil in den zwei wichtigsten Handschriften im Texte der Taktik nicht einmal vorkommt, hingegen in anderen Handschriften einmal unmittelbar vor, andersmal nach dem Texte der Taktik überliefert wird. So liegt der Schluß sehr nahe, daß derselbe in der originellen Fassung der Taktik gar nicht enthalten war und dahin nur später durch einen der Abschreiber eingefügt wurde. Sonst zeigen sich so bedeutende Unterschiede sowohl in der Sprache als in der Auffassung<sup>7)</sup>, daß die Erfindung des Urbikios unmöglich von demselben Verfasser wie die Taktik herrühren kann. Außer diesem einen Teil bleibt aber die Einheit und Echtheit des ganzen Werkes unanfechtbar.

Bezüglich der Frage, wann dieses Werk entstanden ist, haben Zachariae v. Lingenthal<sup>8)</sup>, Pauler<sup>9)</sup> und Gyomlay<sup>10)</sup> auf Grund der darin enthaltenen historischen, ethnographischen, äußer- und innerpolitischen Angaben übereinstimmend nachgewiesen, daß das Werk keineswegs später entstehen konnte, wie der Zeitpunkt, in welchem der Kaiser Herakleios in wiederholten siegreichen Feldzügen das persische Reich zerschmetterte und die Donaulinie als Reichsgrenze den Slaven zuliebe aufgab. Der terminus ante quem ist also rund auf das Jahr 630 nach Christi zu setzen. Die Gegenargumente, die Vári<sup>11)</sup> zur Erschütterung dieses Standpunktes geltend zu machen versuchte, sind meines Erachtens nicht überzeugend, und zwar hauptsächlich darum, weil er dem wichtigen Umstand nicht genügend Rechnung trägt, daß dieses Werk par excellence praktischer Natur ist, welches sowohl in der Terminologie als bei der Benennung der Völker ausdrücklich streng an dem zeit-

<sup>6)</sup> Studien zu den griechischen Taktikern (Hermes XII [1877], 426—471).

<sup>7)</sup> S. Gyomlay, a. a. O. S. 35—40.

<sup>8)</sup> S. a. a. O. S. 441.

<sup>9)</sup> A magyar nemzet története Szent Istvánig, Budapest, Akadémia, 1900, S. 139.

<sup>10)</sup> S. a. a. O. S. 14 und folg.

<sup>11)</sup> Zur Überlieferung mittelgriechischer Taktiker (BZ, XV [1906], 71—81).

genössischen Gebrauch festhält. Demzufolge ist jene bei den Byzantinern so oft vorkommende Eigentümlichkeit, laut welcher die Namen lange verschwundener Völker und Dinge anachronistisch auf erst später erscheinende übertragen werden, in diesem Werke gar nicht zu spüren.

Hinsichtlich des terminus post quem der Taktik muß ich aber auch von Gyomlay abweichen. Der Unterschied unter uns besteht in der Auffassung und Erklärung eines im Werke erwähnten historischen Ereignisses, welches in dem Paragraphen über die nächtlichen Überfälle (IX, 2) erzählt wird. Die Stelle lautet: «Manche bleiben einige Tage in der Nähe des eigenen Lagers in Schlachtordnung stehen, als wenn ihnen ein offener Kampf bevorstehe, und zeigen heuchlerischerweise Furcht vor dem Feinde, infolge deren sie aus dem Bereiche ihres Lagers vorzugehen keinen Mut hätten, und nachdem sie den Feind auf solche Weise übermütig machten, haben sie ihn in einer Nacht überfallen. Diese Methode hat der Khan der Avaren bei Herakleia gegen die byzantinische Kavallerie angewendet, die in sicheren und mit der Infanterie gemeinsamen Lagern nicht aushielt, sondern sich ohne Sicherung außerhalb des Lagers bewegte.» Diesen Fall setzt Gyomlay<sup>12)</sup> auf das Jahr 592, also in die Regierungszeit des Kaisers Maurikios, als der Avarenkhan in der Nähe von Herakleia mit dem byzantinischen Feldherrn Priskos zusammenstieß, der sich nach kurzem Kampfe zuerst nach Didymoteichos, später weiter nach Tzurulon zurückzog. Wir haben eine ausführliche und präzise Beschreibung dieses Feldzuges bei Theophylaktos Simokattes<sup>13)</sup>, der aber nichts über die in der Taktik erwähnte Kriegslist weiß. Er erwähnt in diesem Zusammenstoß keine byzantinische Kavallerie, nur Infanterie. Er sagt nicht, daß die Avaren, vor den Augen der Byzantiner in Schlachtordnung stehend, Tage untätig warten, sondern im Gegenteil betont, daß Priskos, als die Avaren in Sicht kamen, den Kampf mit ihnen sofort eröffnete und bald darauf, nachdem er den ungleichen Kampf mit der Fülle der feindlichen Macht nicht aushalten konnte, den Rückzug antrat. Es ist also sowohl die Situation des feindlichen Heeres als der Verlauf der Schlacht ganz anders geartet in der Beschreibung des Theophylaktos, wie in der Taktik, so daß die beiden Berichte sich unmöglich auf einen und denselben Fall beziehen können. Auf welche Zeit wir den erwähnten Überfall der Avaren zu setzen haben, diesbezüglich gibt uns Leo selbst einen wertvollen Fingerzeig, indem er

<sup>12)</sup> a. a. O. S. 33.

<sup>13)</sup> p. 228. ed. C. de Boor.

gewohnheitsmäßig auch diese Stelle fast wörtlich übernimmt (XVIII, 18), und zwar mit der Bemerkung, daß dieser nächtliche Überfall der Avaren in der Zeit des Kaisers Herakleios erfolgte. Wir haben um so weniger einen Grund, die Richtigkeit dieser Bemerkung zu bezweifeln, denn wir kennen wirklich einen durch die historischen Quellen gut bezeugten avarischen Überfall aus der Zeit des Kaisers Herakleios, auf welchen der Wortlaut der Taktik genau paßt.

Im Jahre 619 nämlich — wie die *Ἱστορία σύντομος* des Patriarchen Nikephoros berichtet<sup>14)</sup> — hat der Avarenkhan eine Friedensgesandtschaft zum Kaiser Herakleios gesendet, der diesen Schritt mit Freude erwiderte, und die beiden Parteien kamen in dem gegenseitigen Versprechen überein, daß sie zum feierlichen Abschluß des Friedens bei Herakleia zusammenkommen werden. Der Kaiser hat zum Empfang des Khans große Vorbereitungen gemacht; er hat verschiedene zeremonielle Mittel und glänzende Kleider vorgeschickt und der Reiterei die Veranstaltung kavalieristischer Wettspiele zu Ehren des Khans angeordnet. Herakleios hat sein Lager samt dem kaiserlichen Gefolge einige Kilometer entfernt von dem Orte der Zusammenkunft bei der Stadt Selymbria aufgeschlagen. Nach drei Tagen ist der Khan mit großem Heere bei Herakleia erschienen; aber heimlicherweise hat er eine Reserve in den Hügeln hinter der Hauptstadt mit der Absicht zurückgelassen, um den arglosen Kaiser mit seinem ganzen Gefolge zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Doch hat Herakleios im letzten Augenblick die List des Khans entdeckt und entflohen, in bäuerliche Fetzen verkleidet und die ganze Suite zurücklassend, in die Hauptstadt. Die Avaren haben inzwischen den feindlichen Angriff durchgeführt und die ganze Menge, die sich zu den Feierlichkeiten versammelte, darunter auch die kaiserliche Gefolgschaft gefangen genommen. Es ist offenbar, daß der in der Taktik erwähnte nächtliche Überfall jene byzantinische Reitertruppe traf, welche die Aufgabe hatte, zum Empfang des Khans ein Festturnier und Wettrennen zu veranstalten. Natürlich kümmerte sich eine solche zum zeremoniellen Zweck vorausgesendete Kavallerie gar nicht darum, daß sie sich mit Vorpatrouillen sichere und in ein geschütztes Lager zurückziehe. Auch der schlaue Avarenkhan hat den virtuosen Kunststücken der byzantinischen Reiter einige Tage lang zugeschaut und dadurch sie in dem Glauben noch mehr befestigt, daß er nicht beabsichtige, sie anzugreifen. Und endlich schoß er, wie ein Adler auf die fertige Beute, auf die byzantinischen Reiter herab, die durch die Freuden des Spieles und der Unterhaltung

<sup>14)</sup> p. 13. ed. C. de Boor.

vollkommen betäubt waren. Wir dürfen also keinen Zweifel mehr darüber hegen, daß das erwähnte Beispiel des nächtlichen Überfalles in der Taktik sich auf diesen so sehr mißglückten Friedensversuch des Jahres 619 bezieht. Es gibt keine einzige historische Angabe in der ganzen Taktik, die in eine spätere Zeit anzusetzen wäre; demnach können wir ganz ruhig jenes Jahr als terminus post quem der Entstehung des Werkes betrachten.

Die Taktik ist also, wie aus den historisch datierbaren Zeugnissen zu schließen ist, zwischen den Jahren 619 und 630 entstanden. Diese Periode ist eine der wichtigsten in der ganzen byzantinischen Geschichte. Das ist die Periode, in welcher der Kaiser Herakleios die unter der Schreckensherrschaft seines Vorgängers, des Phokas, zerrüttete byzantinische Armee reorganisierte und mit dieser durch ihn selbst neugeschaffenen und eingeübten Armee den Kampf gegen die Perser wieder aufnahm, die nach der Eroberung der östlichen Provinzen das Reich mit gänzlichem Ruin bedrohten und mit ihren siegreichen Truppen schon ganz in die Nähe der Hauptstadt bis Chalkedon vordrangen. Die Reform der Armee mußte tiefgreifend und groß angelegt sein, denn es errang noch keiner der byzantinischen Kaiser einen so vollständigen Sieg über die Perser, wie Herakleios, der die persischen Heere während des siebenjährigen Feldzuges in einer ganzen Reihe der Schlachten geschlagen und sein Reich ein für allemal von der persischen Gefahr befreit hatte. Das Handbuch dieser erfolgreichen militärischen Reform war eben die fragliche Taktik selbst. Ein zuverlässiger Zeitgenosse und Augenzeuge behauptet nämlich, daß der Kaiser Herakleios diese Taktik geschrieben hat. Georgios Pisides erwähnt in seinen zur Verherrlichung des Kaisers geschriebenen Gedichten öfters, daß Herakleios taktische Instruktionen für seine Feldherren geschrieben hat und gerade wegen dieses Verdienstes nennt er ihn den Pädagogen der Kriegswissenschaften. Daß dieser Bericht der Aufmerksamkeit der bisherigen Forscher entgangen ist, kann vielleicht der Umstand verursacht haben, daß die Diktion des Pisides hochrhetorisch, manchmal sogar bombastisch und sehr geeignet ist, die innerlichen, dünnen Tatsachen durch allerlei stilistische Zutaten zu verdunkeln und zu verhüllen. Doch apostrophiert Pisides den Herakleios folgendermaßen<sup>15)</sup>:

«Du hast die Wege der Kriegführung und für deine Völker die taktische Kunst ausgearbeitet. Jedes deiner Worte war einfach und praktisch, als Richtschnur und Wegweiser jedes klugen Planes. Du bringst nämlich das Heer, das zuvor aus Leichtsinn vollkommen ver-

<sup>15)</sup> Ed. Bonn. De exp. pers. acr. II. p. 15, 20.

nachlässigt war und sich in Unordnung befand, mit Texten und Figuren schnell in Ordnung, vorschreibend, auslegend, illustrierend, schriftlich behandelnd, als der Pädagog der Kriegswissenschaften. Du hast dieses Werk geschickt im Geheimnis vollendet, damit die Öffentlichkeit nicht an der Arbeit teilnehme. Obschon ich kein Prophet bin, o Herr, habe ich schon im vorhinein gesagt, daß du nichts vernachlässigt, sondern für deine Feldherrn überall das Richtige vorgeschrieben und nirgends gefehlt hast.»

Bald sagt er an einer anderen Stelle, als er die Vorbereitungen zum persischen Feldzuge beschreibt<sup>16)</sup>: «Als du dieses (nämlich den persischen Feldzug) geplant hast, hast du den Beschluß gefaßt, in einen außerhalb der Stadt liegenden Ort zu gehn, und zwar keineswegs, um dich zu unterhalten, obgleich damals eben Winter war, sondern um in der Ausarbeitung deiner Pläne durch die Beschwerden der Bürger nicht gestört und bezüglich deiner heimlichen Absichten durch die verräterischen Spione nicht durchschaut zu werden. Dort hast du dich, den einstigen Elias nachahmend und dich in die Einsamkeit zurückziehend, nicht mit Speisen, sondern — wie du darüber Zeugnis abgelegt hast — mit Sorgen ernährt. Es war nämlich kein solches kriegswissenschaftliches Werk, welches du nicht durchgelesen hättest, vorschreibend, verordnend, ordnend, hinzuschreibend und abzeichnend die Formationen des Krieges für andere, dich, das Heer und die Völker.» Wie prächtig stimmt die Charakteristik des Pisides mit den Eigentümlichkeiten der Taktik überein! In der Einleitung der Taktik wird betont, daß die militärische Organisation seit langer Zeit vernachlässigt ist, so daß die Feldherrn nicht einmal die gewöhnlichen Sachen verstehen, und der Verfasser will gerade für die Feldherrn ein praktisches Handbuch schreiben, aus welchem sie alles lernen können, was nur zur Kriegführung notwendig ist. Wir sehen, daß diese Äußerung und die durch Pisides gegebene Charakteristik der Taktik des Herakleios sich vollkommen decken. Auch die Betonung des einfachen und praktischen Stils entspricht sehr gut der Sprache der Taktik, deren schon die Einleitung hervorhebt, daß der Verfasser sich nicht viel um die Schönheit der Rede kümmert, sondern mehr auf die sachgemäße Kürze des Ausdrucks das Gewicht legt, und das Werk weicht tatsächlich mit seiner gedrängten sich streng an die Sache haltenden Sprache von der Mode der Zeit, die allzusehr zu Schwulst und rhetorischen Schnörkeln neigt, bedeutend ab. Auch die Erwähnung der Figuren paßt genau auf die Taktik, die mit der Illustration der einzelnen Schlachtord-

<sup>16)</sup> ed. Bonn. Heracl. acr. II. p. 83—84.

nungen und Truppenbewegungen gefüllt ist. Die Taktik hat der Kaiser insgeheim geschrieben, wie Pisides sagt. So verstehen wir es, warum dieses Werk anonym geblieben ist und warum Herakleios mit keinem Worte verraten hat, daß er selbst der Verfasser ist. Sein Inkognito, welches er während der Abfassung des Werkes aus den von Pisides erwähnten Gründen bewahrte, wollte er auch nach der Veröffentlichung nicht ablegen, denn es war überhaupt Sitte dieses Kaisers, daß er seine wichtigeren Pläne mit Rücksicht auf die parteipolitischen Zwistigkeiten und wegen der Sicherstellung des Erfolges seiner Aktion heimlicherweise vorzubereiten und durchzuführen pflegte. Auch die mit vulgären Elementen durchwebte und oft plumpe Sprache, die nach der öffentlichen Meinung so sehr unter der Würde eines Kaisers stand, kann in der Unterdrückung des eigenen Namens mitgewirkt haben. Doch hat er den Stempel seiner Individualität dem Werke unverkennbar aufgedrückt. Auf einen kaiserlichen Verfasser weist die selbstbewußte, entschiedene Formulierung hin, mit welcher er seine Belehrungen und Räte vorträgt, weiters der Umstand, daß er die Huldigung vor dem Kaiser mit keinem Worte erwähnt, die der Verfasser, wenn er kein Kaiser gewesen wäre, nicht unterlassen hätte, auszudrücken. Es paßt ganz auf Herakleios die Erwähnung «unserer Herrin, der unbefleckten und ewig jungfräulichen Maria, der Gottesmutter» in der Invokation. Das klingt etwas seltsam und ungewöhnlich im Anfang einer Taktik. So fehlt es vollkommen bei Leo, der sich sonst in der Einleitung ziemlich eng an seine Vorlage hält. Wir wissen aber aus den Geschichtsquellen, daß Herakleios der heiligen Maria mit einer ganz besonderen Verehrung ergeben war und sie gewissermaßen als seine Schutzheilige betrachtete<sup>17)</sup>. Als er mit einer Flotte gegen Byzanz segelte, um der ruchlosen Herrschaft des Phokas ein Ende zu bereiten, hat er alle Schiffe mit einem Maria-Bild schmücken lassen und den errungenen Erfolg der Hilfe Marias zugeschrieben. In der Siegesmeldung, die er über den Fall von Chosroës vom Kriegsschauplatz in die Hauptstadt schickte und die wir in der originellen Fassung des Kaisers besitzen<sup>18)</sup>, finden wir die heilige Maria mit denselben Worten charakterisiert und verherrlicht, wie in der Taktik. Dieser Maria-Kult ganz individueller Art des Herakleios spiegelt sich in der Einleitung der Taktik wieder und wirkt fast mit derselben Beweiskraft wie der kaiserliche Siegel auf einer Staatsurkunde. Wir dürfen also auf Grund aller dieser Beweise diese

<sup>17)</sup> S. Georgios Pisides, ed. Bonn. Heracl. acr. II. p. 79, 98.

<sup>18)</sup> S. Chronikon Paschale, p. 316. ed. Ven.

eigentlich anonyme, beziehungsweise in späterer Zeit falschen Verfassern zugeeignete Taktik mit vollem Recht nach dem wirklichen Verfasser, dem genialen Kaiser Herakleios, dem Besieger der Perser und dem großen Reorganisator der byzantinischen Armee benennen.

Nun wird es nicht mehr schwierig sein, auf die Frage zu antworten, welchem Volke ursprünglich die Kriegssitten angehören, die die Taktik des Herakleios unter dem Namen der *Τούρκοι* erwähnt und die Leo hernach auf die Ungarn überträgt. Diese *Τούρκοι* sind die Türken der durch Radloff publizierten alt-türkischen Inschriften, jenes Volk, welches unter der Führung der Ašihna-Dynastie ein mächtiges Reich gründete und nach der Unterwerfung sämtlicher in Zentral-Asien lebenden verwandten Stämme seine Macht in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts westlich der Wolga ganz bis zum Don und Kaukasus ausbreitete. Die Macht des Großkhans der Türken dürfte sich nach Theophylaktos Simokattes am Ende des VI. Jahrhunderts von der Gegend des Kaukasus und der Wolga angefangen, entlang der nördlichen Grenze Persiens, bis Indien erstrecken. Noch in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts haben sie eine ganze Reihe von Völkern zwischen Wolga und Kaukasus, die einer von ihnen verschiedenen Rasse angehörten, so zum Beispiel die Awaren, Ephthaliten, Alanen, Utiguren und Uguren unterworfen. Sie mußten auch in der Zeit des Herakleios noch eine bedeutende Macht repräsentieren, denn — wie der armenische Seteos<sup>19)</sup> berichtet — haben sie im Jahre 627 ein neues, in der Wolgagegend wohnendes Volk, nämlich die Khazaren unterjocht. Ohne Zweifel hatten diese Türken die Siege über die Nomadenvölker nördlich des Kaukasus ihrer mehr entwickelten Organisation und Taktik zu danken und haben ihr Kriegssystem, soweit es möglich war, den unterworfenen Völkern übermittelt. Das bestätigt auch Herakleios selbst, indem er die Taktik der Awaren mit jener der Türken vollkommen identisch erklärt, und obgleich er bemerkt, daß die übrigen nördlichen Nomadenvölker in dem systematischen und planmäßigen Kampfe nicht so geübt wie die Türken und Awaren sind, doch muß gegen jene gerade nach solchen Prinzipien wie gegen diese der Krieg geführt werden. Schon die Skythen des Herodot, die Parther und Alanen des Dio Cassius und die Hunnen des Ammianus Marcellinus zeigen in ihrer Kampfweise eine große Ähnlichkeit mit den Türken und Awaren des Herakleios. Wir dürfen von einer einheitlichen, turanischen Taktik sprechen, deren Grundzüge

<sup>19)</sup> S. Marquart, Historische Glossen zu den alttürkischen Inschriften, WZKM. XII, 191.

schon mehr wie ein Jahrtausend vor dem Auftreten der Türken und Awaren bei allen dem Bereiche dieser Kultur angehörenden Völkern nachzuweisen sind. Die zwei genannten Völker repräsentieren allerdings eine noch nie zuvor erreichte Höhe in der Geschichte der traditionellen turanischen Taktik. Ich habe schon in einer früheren Abhandlung<sup>20)</sup> darauf hingewiesen, daß wir die Vorfahren der Ungarn aller Wahrscheinlichkeit nach unter den durch die Türken unterworfenen ugrischen Stämmen zu suchen haben, die schon in der Mitte des VIII. Jahrhunderts als bedeutende geschichtliche Faktoren auf derselben Stelle auftreten, wo vor 200 Jahren die Türken die ugrischen Stämme besiegt hatten, d. h. zwischen dem Don und Kaukasus. So wäre schon a priori nichts unwahrscheinliches in der Annahme, daß die Ungarn in Leos Zeit sich derselben Taktik bedienten wie die Türken unter Herakleios. Unter dem Einfluß der Türken stehend, konnten die Ungarn sehr leicht sich ihre Taktik zu eigen machen und bis zu einer Zeit erhalten, da die ursprünglichen Türken vom Schauplatze der Geschichte schon verschwanden.

Das Verfahren Leos unterstützt am entschiedensten diese Auffassung, und jetzt ist es noch zu untersuchen, ob er die in seiner Zeit übliche Kriegführung der Ungarn wirklich ins Auge gefaßt habe, oder sich mit skrupellosem Leichtsinne nur auf das Abschreiben der in seiner Quelle gefundenen Angaben beschränkte, indem er den auf die Awaren und Türken bezüglichen Bericht der herakleischen Taktik auf die Ungarn übertrug.

Zu diesem Zwecke ist es notwendig, das XI. Kapitel des Herakleios mit dem XVIII. des Leo zu vergleichen. Am ausführlichsten behandelt Leo in diesem Kapitel die Kampfweise der Sarazenen und die gegen sie anwendbare Taktik, welches Volk bei Herakleios mit keinem Worte erwähnt ist, weil in der Zeit, als die herakleische Taktik entstand, die Sarazenen als Feinde der Byzantiner noch keine Rolle spielten. Diese betrachtet Leo als einzigen gefährlichen Feind des Kaisertums und betont ausdrücklich, daß er seine ganze Taktik eigentlich mit Rücksicht auf die Sarazenen geschrieben hat. Deshalb übernimmt er um der Lehre willen im Wesen alles, was Herakleios über die Perser berichtet und gegen die Perser empfiehlt, aber formt dieselbe zu allgemeinen Ratschlägen um und nennt die Perser sehr selten mit Namen und auch dann nur als ein in der Vergangenheit auftretendes Volk. Er übernimmt weiter alle auf die Franken und Langobarden bezüglichen Berichte des Herakleios, aber

<sup>20)</sup> A magyarokra vonatkozó népnevek a bizánczi íróknál. (Akad. ért. a nyelv- és széptud. K. XXI, 6. 1910. S. 20).

mit der Bemerkung, daß diese Völker seitdem christianisiert und teilweise Freunde, teilweise Untertanen der Byzantiner wurden. Er bemerkt noch, daß die Franken und Langobarden manche ihrer alten Tugenden, nämlich die Freiheitsliebe und den kühnen, rücksichtslosen Ansturm ihrer Taktik so ziemlich eingebüßt haben.

Zur Ergänzung des Herakleios gibt Leo über die Franken an, daß sie zu undiszipliniert sind. Im Laufe des Feldzuges, wenn die im vordrin bestimnte Zeit schon vorbei ist, lösen sie die Schlachtordnung im Überdruß des Zeitaufschubes auf und kehren nach Hause zurück, auch wenn sie im Interesse des Erfolges noch da bleiben müßten. Die Bemerkung des Herakleios, daß die Franken und Langobarden sehr geldsüchtig sind, illustriert Leo mit einem Beispiel aus eigener Erfahrung. «Wir wissen es» — sagt er — «denn wir haben es von solchen Leuten erfahren, die aus Italien oft in gewisse Ämter zu uns gekommen sind; diese sind, wie ich denke, durch den Verkehr mit jenen verdorben worden und haben ihre Sitten angenommen.»

Über die Slawen sagt Leo, daß sie in früherer Zeit, als sie noch nördlich der Donau wohnten, respektable Gegner der Byzantiner waren; aber seitdem sein Vater, der Kaiser Basileios sie zum Christentum bekehrte, gräciserte und sich untertänig machte, haben die Slawen aufgehört, den Byzantinern gefährlich zu sein. Gerade deshalb tut er die auf die Slawen bezüglichen reichlichen Berichte des Herakleios sehr kurz ab und beendet den Slawenabschnitt rasch nach einigen die Sitten und Bewaffnung dieses Volkes betreffenden Bemerkungen und weist die Leser übrigens auf die allgemeinen Ratschläge, die er im Kapitel über die Überfälle gibt, hin. Alles auf die Slawen bezügliche wird aber in den Zeitformen der Vergangenheit erzählt und auf solche Weise kundgegeben, daß die jetzigen Sitten der Slawen infolge der Gräcisierung und Christianisierung bereits andere geworden sind.

Ich habe absichtlich die Prüfung der uns am meisten interessierenden Frage zurückgestellt, d. h. der Art und Weise, wie Leo die auf die Türken und Awaren bezüglichen Angaben des Herakleios bearbeitet, indem er dieselben auf die Ungarn anwendet. Hier schließt sich Leo ohne Zweifel etwas enger wie bei den früheren Völkern an seine Vorlage an, doch macht er einige wichtige Modifizierungen, denen die bisherigen Forscher nicht die nötige Aufmerksamkeit spendeten. Herakleios sagt nämlich bei der allgemeinen Charakterisierung des türkischen Volkes: «Fern von der Gewandtheit und Geschicklichkeit in den übrigen Sachen trägt dieses Volk einzig und allein nur dafür Sorge, daß es sich gegen seine Feinde tapfer benehme.» Dieses modifiziert Leo auf folgende Weise:

«Außer der Entfaltung sonstiger Pracht und der Wohlfahrt trägt dieses Volk nur dafür Sorge, daß es sich gegen seine Feinde tapfer benehme.» Die Türken des Herakleios haben also außer der Kriegstaktik keine andere Kultur, hingegen die Ungarn des Leo verstehen auch im Frieden in Wohlfahrt und Pracht zu leben. Der letztere hat die Ungarn als ein kulturell mehr vorgeschrittenes Volk betrachtet wie der erstere die Türken, sonst hätte er den Text nicht in so entschiedener Form geändert. Weiters fügt Leo zu der Stelle, wo Herakleios die Bewaffnung der Türken beschreibt, noch folgendes hinzu: «Wenn sie verfolgt werden, erkämpfen sie sich meistens mit dem Pfeilschießen einen Vorteil.» Endlich als er nach Herakleios erzählt, daß die Ungarn sich vor der Schlacht nicht in Brigaden, sondern in kleineren taktischen Einheiten, d. h. Regimentern aufstellen, die Regimenter untereinander verbindend, damit das ganze Heer den Gegnern eine ununterbrochene Frontlinie zeige, fügt er noch die folgende eigene Bemerkung hinzu: «Die Regimenter der Ungarn werden nur durch kleine Zwischenräume getrennt.»

Diese Abweichungen bzw. Zutaten des Leo sind in bezug auf den Text seiner Quelle solcher Natur, daß sie die gründliche Kenntnis der ungarischen Sitten sowohl im Krieg als im Frieden voraussetzen. Dies betont übrigens auch der Kaiser selbst, als er sich im 41. Paragraph des besprochenen Kapitels auf die Erfahrung beruft, die er im Bundesgenossenkrieg gegen die Bulgaren über die Kampfweise der Ungarn gemacht hat. Es ist nämlich eine geschichtliche Tatsache, daß der Kaiser Leo sich im Kampfe gegen den Bulgarenzar Symeon die Ungarn als Bundesgenossen erworben hat, und die durch byzantinische Schiffe über die Donau transportierten ungarischen Truppen haben die Bulgaren in drei Schlachten entscheidend geschlagen. Wenn nicht anderswo, während des damaligen Mitwirkens der Ungarn hatte Leo gewiß reichliche Gelegenheit, sich über ihre Kampfweise zu orientieren. Wie hätte Leo sonst über die Bulgaren behaupten können, daß ihre Kriegssitten sich sehr wenig oder gar nicht von jenen der Ungarn unterscheiden? Er kennt die beiden Völker so genau, daß er den Unterschied zwischen beiden ganz pünktlich zu bestimmen weiß. Die Sitten der Ungarn weichen nur insofern von jenen der Bulgaren ab, daß die letzteren infolge der Christianisierung einigermaßen auch die byzantinischen Sitten übernommen haben. In der Taktik der Bulgaren ist demnach hie und da der byzantinische Einfluß zu spüren und darin unterscheidet sie sich von der Taktik der Ungarn, sonst sind die beiden vollkommen identisch.

Wie ist es aber andererseits möglich, daß die Kriegssitten der Bulgaren und Ungarn am Ende des IX. Jahrhunderts fast völlig übereinstimmen? Die Bulgaren Symeons haben diese Taktik gewiß nicht von den Ungarn Árpáds gelernt, denn beide Völker besaßen gelegentlich ihres Zusammenstoßes an der unteren Donau schon eine vollkommen entwickelte Kriegsorganisation und eine seit lange her geübte Taktik. Der Grund dieses Übereinstimmens wird wohl darin zu suchen sein, daß auch die Bulgaren von ihrer Urheimat oberhalb des Kaukasus diese Taktik mitgebracht haben wie die Ungarn. Eine in syrischer Sprache überlieferte Chronik<sup>21)</sup> erwähnt die Bulgaren in der Mitte des VI. Jahrhunderts noch unter den nördlich des Kaukasus wohnenden Nomadenstämmen. Sie lassen sich erst in der zweiten Hälfte des VII. Jahrhunderts in der Gegend der unteren Donau nieder als unmittelbare Nachbarn und gefährliche Feinde der Byzantiner. Während dieser Zeit hatten sie sicherlich Gelegenheit, die Türken kennenzulernen und die übliche turanische Taktik nach ihrem Vorbild zu vervollkommen. Was die Art der Kriegführung anbelangt, sind die Bulgaren gerade so wie die Awaren und Magyaren Schüler der Türken; nur so können wir die Identität, die unter diesen Völkern diesbezüglich nach den byzantinischen Taktiken bestand, erklären. Wir sehen, daß alle die Nomadenvölker, die, von der Mitte des VI. Jahrhunderts angefangen, aus ihrem hinter dem Don liegenden Wohnsitz heraustretend in unmittelbare Berührung mit den Byzantinern kommen, die gleiche Taktik gebrauchen. Wir wissen aber aus den Angaben des Herakleios, daß diese Taktik im Grunde genommen unter allen Völkern, die die Quellen nördlich und nordöstlich des Schwarzen Meeres unter dem «skythischen» oder «hunnischen» Beinamen erwähnen, gebräuchlich war. Das ist eben die althergebrachte turanische Taktik, deren systematische und meisterhafte Ausbildung zuerst bei den Türken und Awaren, dann nach ihnen bei den Ungarn und Bulgaren zu sehen ist.

Im Rückblick auf das Verfahren Leos im XVIII. Kapitel können wir auf Grund des vorher Gesagten ruhig behaupten, daß Leo bei der Bearbeitung des XI. Kapitels des Herakleios mit den veränderten Verhältnissen seiner Zeit überall Rechnung trägt und in guter Kenntnis der politischen und geographischen Lage, der friedlichen und kriegerischen Sitten der dort erwähnten fremden Völker den Text der herakleischen Taktik an allen Stellen modifiziert bzw. ergänzt, wo er es für notwendig hält. Das war auch gar nicht anders zu erwarten von einem Verfasser, der 26 Jahre lang an der Spitze

<sup>21)</sup> Zacharias Mitylenaios, translated by Hamilton and Brooks, p. 327.

einer Großmacht, des byzantinischen Kaisertums, stand und — wie aus seiner umfangreichen und wertvollen literarischen Tätigkeit zu schließen ist — mit einem nicht gewöhnlichen Grade des Verstandes gesegnet war. Was er also aus seiner Quelle unverändert übernimmt, darüber können wir ruhig voraussetzen, daß es auch 300 Jahre lang ungeschmälert fortlebte.

Wir sind aber in der glücklichen Lage, daß wir mit Hilfe anderer von Leo ganz unabhängiger Quellen die Richtigkeit seiner Schilderung bezüglich der Taktik der Ungarn rechtfertigen können. Die westlichen lateinischen Chroniker lassen nämlich den tiefen Eindruck deutlich erkennen, den die Ungarn mit ihrem unaufhaltsamen Vordrang und den verwüstenden Streifzügen unmittelbar nach der Landnahme auf die Einwohner des heutigen Deutschlands, Italiens und Belgiens gemacht haben; sie geben auch eine ziemlich detaillierte Beschreibung einiger Schlachten und der typischen Kampfweise der Ungarn. So beschreibt Liudprand<sup>22)</sup>, der Bischof von Cremona, die Schlacht bei dem Brenta-Fluß im Jahre 899, den Sieg von Augsburg von 910, den italienischen Feldzug zwischen 921 und 924 und die Merseburger Schlacht vom Jahre 933.

Widukind<sup>23)</sup>, der Mönch von Corvey, gedenkt der im Jahre 955 neben dem Lech gefochtenen Schlacht; Folcuin<sup>24)</sup>, der Abt von Lobbes, des belgischen Feldzuges von 954, der Presbyter Gerhard<sup>25)</sup> der Schlacht von Augsburg im Jahre 955, der Mönch Benedictus<sup>26)</sup> in seiner Chronik des italienischen Feldzuges von 916, Ekkehard<sup>27)</sup> gibt über die Belagerung des Klosters von St. Gallen im Jahre 926 einen Bericht. Diese Chronisten schreiben teilweise auf Grund persönlicher Erlebnisse, teilweise der Erzählung von Ohr- und Augenzeugen; die meisten machen gerade in der Mitte des X. Jahrhunderts ihre historischen Aufzeichnungen, also in einer Zeit, als die Kriegsorganisation der Ungarn noch keinerlei Umgestaltung erleiden konnte und vollkommen die Form zeigt, welche sie aus ihrer Urheimat mitgebracht haben und welche wir auch bei Leo beschrieben finden. Ähnliche Bedeutung haben auch die Angaben der arabischen und persischen Schriftsteller, unter denen besonders Ibn Rusta (Anfang des X. Jahrhunderts), Gardîzi (Mitte des XI. Jahrhunderts) und Masudi (erste Hälfte des X. Jahrhunderts) die wichtigsten

<sup>22)</sup> MGH. Scr. t. III. p. 288, 290, 291, 294, 299, 304.

<sup>23)</sup> MGH. Scr. t. III. p. 458.

<sup>24)</sup> MGH. Scr. t. IV. p. 67.

<sup>25)</sup> MGH. Scr. t. IV. p. 401.

<sup>26)</sup> MGH. Scr. t. III. p. 714.

<sup>27)</sup> MHK (=Magyar Honfoglalás kútfői), 336—39.

sind<sup>28)</sup>. Wenn wir die Angaben dieser westlichen und östlichen Quellen bezüglich der Kampfweise der Ungarn mit denen des Leo vergleichen, finden wir überraschende Übereinstimmungen.

Nach Leo werden die Ungarn durch ihre Führer nicht mit den Mitteln der Liebe, sondern der Furcht im Zaume gehalten, ihre Sünder schwer und streng bestraft. Dem entsprechen vollkommen die Angaben der Chroniken, daß die ungarischen Führer ihre Soldaten zur Ausdauer im Kampfe, oder, wenn ihre Taktik es so forderte, zum Nachlassen des Kampfes mit der Peitsche zwangen. Leo sagt, daß die Ungarn die günstigen Gelegenheiten überaus auszunützen verstehen und den Sieg vielmehr durch List, Überraschung und Beschränkung in dem Erwerben der nötigen Lebensmittel, als durch Handgemenge und die rohe Kraft der Heere zu erringen trachten. Auch diese Charakteristik wird mit zahlreichen Beispielen durch die westlichen Chronisten bestätigt. In der Augsburger Schlacht überfallen sie den Feind inmitten des Schlafes, und zwar mit einer Geschwindigkeit, daß viele noch in liegender Stellung durch ihre Pfeile getötet werden. In der Brenta-Schlacht greifen sie das feindliche Lager überraschend während der Mahlzeit an und stechen manchmal die Speisen in der Kehle der schluckenden Soldaten durch. Im italienischen Feldzuge des Jahres 921 treten sie so unerwartet schnell auf, daß der Feind nicht einmal dazu Zeit hat, um zu den Waffen zu greifen. Alle die von Leo erwähnten Waffen, d. h. das Schwert, den Brustharnisch, den Bogen und den Wurfspieß bezeugen auch die westlichen Chronisten und die arabischen Schriftsteller als Waffen der Ungarn. Sämtliche Quellen heben gleich Leo mit Nachdruck hervor, daß ihr Hauptkampfmittel im Pfeilschießen vom Pferde besteht. Die Chroniken bestätigen auch die Äußerung Leos, daß die Ungarn außer den Reitpferden eine ganze Menge von Reservepferden hinter der Truppe mitführen. Über die Reservetruppen Leos, die die Ungarn zum Hinterhalt auszusenden pflegen, berichtet Liudprand auch in zwei Fällen. Er sagt anläßlich der Beschreibung der Augsburger Schlacht, daß die Ungarn während des Gefechtes scheinbar die Flucht ergreifen, nachdem sie ihre Hinterhälte schon vorher aufgestellt haben. Der Feind fängt an, ohne die leiseste Ahnung der List zu verfolgen, als die Hinterhälte plötzlich von allen Seiten zum Vorschein kommen, die Fliehenden kehrt machen und den siegesbewußten Gegner gänzlich vernichten. In der Brenta-Schlacht scheiden sie sogar drei Hinterhälte vor dem frontalen Angriff aus.

Diese Angaben decken vollkommen die Bemerkung Leos, daß die

---

<sup>28)</sup> MHK, 219, 156, 162, 165, 282, 168, 281, 157.

Ungarn meistens in dem Fernkampfe und Aufstellen der Hinterhälte, weiters an der Umzingelung des Feindes, der scheinbaren Flucht und den zerstreuten Schlachtordnungen ihre Freude haben. Daß die Ungarn — wie es Leo behauptet — kein verschanztes Lager haben, sondern sich vor der Schlacht in ihren Zelten aufhalten, die nötigen Pferde bei der Hand haltend, wird durch die Quellen an mehreren Stellen bestätigt.

Mit einem Worte herrscht eine volle Harmonie zwischen den Angaben Leos und der übrigen Quellen in bezug auf die Bewaffnung und die Grundzüge der Taktik der Ungarn. In den Details finden wir natürlich auch solches bei Leo, was in den anderen Quellen nicht ausdrücklich gesagt wird und umgekehrt. Daraus aber darf man nicht schließen, daß diese ungarischen Kriegssitten, welche Leo beschreibt, in gewisser Hinsicht doch von jenen verschieden waren, die wir aus den östlichen und westlichen Quellen kennen, sondern höchstens so viel, daß jene aus anderen Gesichtspunkten und mit einer Fachkenntnis anderer Art dieselbe Gefechtsweise wie Leo behandeln. Leo und seine Quelle, Herakleios, schauen die türkisch-ungarische Kriegsorganisation und Taktik mit dem fachmännischen Auge eines Feldherrn und deshalb interessieren sie sich nur für die allgemeinen Prinzipien, welche sie aber in allen wichtigsten Bestandteilen systematisch auslegen. Demgegenüber besitzen die frommen Mönche der westlichen Chroniken und auch die arabischen und persischen Berichterstatter nur sehr mindere militärische Fachkenntnis, und so ist eine systematische und kriegswissenschaftliche Bearbeitung der ungarischen Taktik von ihrer Seite gar nicht zu gewärtigen. Sie tragen nur das vor, was ihnen oder ihren Gewährsmännern am meisten aufgefallen ist, mehr auf die Äußerlichkeiten und darauf ein Gewicht legend, daß sie die Anwendung der ungarischen Taktik in einigen speziellen Fällen beschreiben. So ist es aufzufassen, wenn Leo über die Art und Weise der Aufstellung der Vorposten und der Einteilung der Schlachtordnung, die Anlage der Reserven und des Trains, die Tiefe der Glieder und die Verfolgungstaktik ausführlich berichtet, während die übrigen Quellen diesbezüglich entweder völlig schweigen oder nur sporadische Züge der Sachlage darstellen. Umgekehrt erwähnt Leo mit keinem Worte das, was die westlichen Chroniken über die Belagerungsmethoden, die Wagenburg, die Schlachtrufe, den Aufklärungsdienst und die Streifzüge mitteilen. Wir müssen aber betonen, daß alle diese Detailberichte jenen taktischen Grundprinzipien, die nach den gleichlautenden Zeugnissen sämtlicher Quellen die ungarische Taktik charakterisierten, nicht zuwiderlaufen, sondern gerade als notwendige

Folge bzw. organisch zusammenhängende Ergänzungen dieser Prinzipien zu betrachten sind. Das Bild, welches wir uns mit der Benützung aller Berichte des verschiedensten Ursprungs über die Kampfweise der ungarischen Landeseroberer konstruieren können, ist vollkommen einheitlich und ohne jede Disharmonie.

Auf die Frage also, ob die Angaben Leos über die *Toûγοι* tatsächlich der Kriegsorganisation und Taktik der Ungarn der Landnahme entsprechen, können wir nur mit einem bestimmten und wohlbegründeten «ja» antworten. Als Leo diese aus dem vor fast 300 Jahren entstandenen Werke des Herakleios außer spärlichen Modifizierungen wörtlich übernimmt, drückt er dadurch nur die geschichtliche Wahrheit aus, daß die Ungarn diese Taktik nicht selbst erfunden, sondern von den nomadisierenden Nachbarvölkern in der Urheimat einfach übernommen haben. Im Kreise dieser Völker hatte nämlich diese Taktik eine auf Jahrhunderte zurückgehende Überlieferung und im Anfang des VII. Jahrhunderts waren die stärksten Vertreter derselben gerade die Türken und Awaren. Weder Herakleios noch Leo geben die vollkommen erschöpfende Beschreibung dieser Taktik, eben darum sind ihre Berichte auf Grund anderer Quellen zu ergänzen. Aber darin besteht die hohe Bedeutung dieser taktischen Werke über alle anderen diesbezüglichen Quellen, daß sie jene Züge dieser Taktik, welche von denen der übrigen Völker abweichen und für die übrigen Völker lehrreich sind, mit militärischer Fachkenntnis darstellen. Fast alle Kapitel dieser beiden byzantinischen Taktiker lassen den tiefen Einfluß erkennen, den diese Taktik auf die byzantinische Armee ausgeübt hat. Herakleios empfiehlt sowohl bei der Bewaffnung als Aufstellung und Bewegung der byzantinischen Kavallerie die Befolgung des türkischen und awarischen Vorbildes. Es wäre nicht schwierig nachzuweisen, daß alle Reformen, mittels derer Herakleios die Taktik der byzantinischen Reiter umgestalten wollte, wie die besser gegliederte und beweglichere Schlachtordnung, die Ausnützung des Terrains, der Hinterhalt und der Überfall, im Grunde genommen aus der Beobachtung der türkisch-awarischen Taktik entstanden sind. Mit Durchführung dieser Reformen versuchte Herakleios aus der alten mit schwerfälliger und einseitiger Taktik kämpfenden Reiterei ein Heer zu bilden, das schneller und mannigfaltiger operiert und sich den Verhältnissen besser anzupassen versteht wie früher. Wir sehen also, daß eine genauere Aufklärung des Ursprungs und der Geschichte der türkisch-ungarischen Taktik nicht nur mit Rücksicht auf die altungarische Kriegsorganisation, sondern auch hinsichtlich der allgemeinen Kriegsgeschichte ganz besonders wünschenswert wäre.

---

## Die Bestattung der Toten bei Homer.

Von Professor **Wilhelm Dörpfeld** in Berlin.

**E**RST vor kurzem habe ich den im *Egyetemes Philologiai Közlöny* (1913, S. 742—747) veröffentlichten Aufsatz von Hugo F. Helle: «Die Belege für die Totenverbrennung bei Homer» kennen gelernt, und zwar durch eine deutsche Übersetzung, die mir mein Freund, Professor Ferdinand Láng, gütigst besorgt hat. Da ich die Ehre habe, Ehrenmitglied des Budapester Philologischen Vereines zu sein, dessen Organ jene Zeitschrift ist, benutze ich gern die Gelegenheit, mich an dem geistigen Leben des Vereins zu beteiligen, indem ich auf die Darlegungen Helles antworte. Ich fühle mich dazu verpflichtet, weil dieser meine Ansichten über die Behandlung der Toten bei Homer widerlegen zu können glaubt. Bei meinen Ausführungen möchte ich mich aber nicht auf die Totenbestattung bei Homer beschränken, sondern werde auch auf die Bestattung bei den Griechen im allgemeinen eingehen, weil ich glaube, dadurch meine Darlegungen über die Sitten bei Homer besser verständlich machen zu können.

Während Homer nach Helle bei den Griechen nur die vollständige Verbrennung der Toten kennen soll, vertrete ich seit längerer Zeit die Ansicht, daß die Achäer Homers und ebenso auch die späteren Griechen gewöhnlich ihre Toten zuerst nur leicht brannten oder dörreten, um sie durch das Feuer zu reinigen und unverwesbar zu machen, und sie dann beerdigten. Eine stärkere Brennung, eine Verbrennung, war bei den Griechen nur in gewissen Fällen üblich, zum Beispiel, wenn jemand in der Fremde gestorben war und in der Heimat beigesetzt werden sollte. In diesem Falle wurde sein Leichnam stärker gebrannt, damit nur einige Knochen übrig blieben, die dann leichter, als es mit dem ganzen Körper möglich war, in die Heimat überführt werden konnten.

Bevor ich diese meine Ansicht begründe und die abweichenden Darlegungen Helles zu widerlegen suche, bitte ich, kurz darüber berichten zu dürfen, wie ich zu der von der herrschenden Lehre so sehr abweichenden Theorie gekommen bin. Der Leser wird dadurch nicht nur meine Gedankengänge, sondern auch die große Bedeutung der zu behandelnden Frage für die gesamte Homer-Frage besser verstehen.

Durch die Ausgrabungen, die ich seit einem Menschenalter zuerst mit Schliemann und dann mit anderen Mitarbeitern an homerischen Orten, wie Troja, Tiryns, Mykenai, Pylos und Ithaka ausgeführt

habe, bin ich immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß die homerischen Gedichte unmöglich, wie noch jetzt fast überall gelehrt wird, etwa im 7. oder 8. Jahrhundert in Kleinasien entstanden sein können, sondern noch vor der dorischen Wanderung, also noch im 2. Jahrtausend, im griechischen Mutterlande an den Höfen der achäischen Könige selbst gesungen worden sind. Die Ergebnisse der Grabungen in Verbindung mit Studien über die älteste griechische Geschichte und Geographie belehrten mich, daß die homerischen Gedichte durchaus nicht die Kultur des 7. oder 8. Jahrhunderts und daneben nur auf einigen Gebieten unbewußt oder auch bewußt die Kultur der viel älteren mykenischen Zeit schildern, sondern auf allen Gebieten die Zustände der Zeit vor der dorischen Wanderung. Wenn wir von einigen späteren Zusätzen der Epen absehen, finden wir in beiden Gedichten übereinstimmend als Grundlage aller Schilderungen die Geschichte, Geographie und Kultur vom Ende des 2. Jahrtausends, etwa vom 12. Jahrhundert. Alles was Homer über die politischen und sozialen Zustände, was er über die Wohnungen und die Waffen, über die Kleidung und den Schmuck sowohl der Achäer als auch der anderen Völker berichtet, paßt vorzüglich zu dem Bilde, das wir uns nach den Ergebnissen der Grabungen und Forschungen von dem Ende des 2. Jahrtausends machen müssen.

Aber, so pflegen Philologen einzuwenden, dazu stimmt doch die Sprache Homers keineswegs; sie führt in eine viel jüngere Zeit. Darauf habe ich zu erwidern: Ist es schon schwer, die ursprüngliche Sprache unserer beiden Epen wegen der vielen Veränderungen späterer Zeiten festzustellen, so ist es noch schwerer, die älteren Stufen der Entwicklung der griechischen Sprache absolut zu datieren. Zur Ermittlung der Sprache derjenigen Zeit, in die die Gedichte nach ihrem Inhalt gesetzt werden müssen, etwa des 12. Jahrhunderts, fehlt uns jeder sichere Maßstab, denn die Zeit der ältesten griechischen Inschriften, die als solcher dienen können, ist strittig und sogar nachweisbar unrichtig bestimmt. Auch unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß die Schrift der Phönikier schon mit der mykenischen Kunst, die ich ebenfalls für phönikisch halte, in Griechenland eingeführt worden ist, also um Jahrhunderte früher, als jetzt gewöhnlich gelehrt wird. Schon tragen auch einzelne Philologen kein Bedenken mehr, die homerischen Epen dem 2. Jahrtausend zuzuschreiben, wie es zum Teil schon die Alten, wie Hellanikos, Krates und Aristarch, getan haben. Und unter den Archäologen aller Länder bricht sich die Überzeugung immer mehr Bahn, daß die Epen dem Zeitabschnitt angehören, den sie besingen, jener großen Zeit, als die Burgen von Mykenai, Tiryns, Sparta und Pylos

noch aufrechtstanden und die Burg des Priamos gerade zerstört worden war.

Nur auf einem einzigen Gebiete schien auch mir Homer nicht die mykenische Zeit zu schildern, nämlich bei seinen Angaben über die Bestattung der Toten. Die stattlichen Kuppelgräber, die bei Mykenai und bei mehreren anderen homerischen Burgen entdeckt worden sind, erwähnt Homer mit keinem Worte; er spricht nur von Grabhügeln, die über den Scheiterhaufen errichtet werden. Ferner sind in mehreren mykenischen Gräbern tatsächlich noch die vollen Gebeine der Toten gefunden worden, während Homer nach der herrschenden Lehre nur die vollständige Verbrennung der Toten kennen soll. Wie war dieser augenscheinliche Widerspruch zu erklären? Sollten wir den Gelehrten zustimmen, die in diesem Fall den Dichter eines Anachronismus für schuldig halten und behaupten, daß er durch Schilderung der Bestattungsart seiner eigenen Zeit uns verrate, daß er selbst in einer viel jüngeren Zeit lebe als die von ihm besungenen Helden? Mir schien diese Lösung ein unzulässiger Notbehelf. Richtiger war es, sich zuvor einmal die Frage vorzulegen, ob die herrschende Lehre über die Totenbehandlung bei den Griechen und besonders bei Homer begründet sei. Wenn meine Ansicht über die Entstehungszeit der Epen richtig war, so mußte sich für jenen Widerspruch eine bessere Lösung als jener Notbehelf finden lassen. Hier konnte die Probe auf das Exempel gemacht werden. Fand sich eine einfache, klare Lösung, so war damit zugleich eine wertvolle Bestätigung für die Richtigkeit meiner allgemeinen Ansicht über Homer gewonnen. In der Tat fand sich eine Lösung, sogar eine über Erwarten gute.

Die Homerforscher haben bisher nicht genügend beachtet, daß die Achäer nach dem Epos zwei verschiedene Arten der Wohnungen, der Waffen und des Schmuckes besaßen. Ein Teil von ihnen hatte seine alten indogermanischen Sitten beibehalten, wohnte noch in einfachen, schmucklosen Häusern und benutzte noch eine alte Art der Bewaffnung, während ein anderer Teil schon die reiche mykenisch-orientalische Kultur angenommen hatte. Ich brauche nur an das einfache Königshaus von Ithaka mit seiner vom Rauch geschwärzten Decke zu erinnern und im Gegensatze dazu an den mit Gold, Bernstein und Elfenbein ausgestatteten, von Telemachos wie eine Götterwohnung angestaunten Palast des Menelaos in Sparta; oder auch an den großen aus Rindshäuten hergestellten Schild eines Odysseus im Gegensatze zu dem kleinen, aus Metallen und anderen Stoffen kunstvoll gefertigten Schild eines Achilleus. Wer diesen Gegensatz erkannt hat, dem muß sich der Gedanke auf-

drängen, ob derselbe Unterschied nicht auch bei den Grabbauten bestehen könne und ob Homer etwa zufällig nur die einfachen Grabhügel schildere, die Kuppelgräber aber nicht erwähne. Beide Fragen sind zu bejahen.

Daß die Kuppelgräber mit der mykenischen Kunst nach Griechenland gekommen sind und daß ihr Inhalt an Waffen und Schmucksachen stets aus kostbaren importierten Gegenständen mykenischen Stils besteht, ist bekannt. Die älteren Königsgräber von Mykenai sind dagegen noch einfache Schachtgräber in einem ummauerten Tumulus, und in ihnen fanden sich neben vielen importierten Gegenständen mykenischen Stils auch noch einige Waffen und Tonvasen von derselben einfachen Art, wie sie in anderen, derselben Zeit angehörigen Gräbern in Thessalien und auf der Insel Leukas zu Tage gekommen sind. Gerade die letzteren Gräber, die ich in den Neuen Jahrbüchern von 1912 (S. 6), in der Zeitschrift für Ethnologie 1913 (S. 1146) und im 6. Brief über Leukas-Ithaka (S. 18) beschrieben habe, zeigen genau das Bild, das wir nach den Angaben Homers uns von dem Grabhügel des Patroklos machen müssen. Da nun die Stadt des Odysseus nach Homer von solchen Achäern bewohnt war, die ihre alte Kultur beibehalten hatten, und da ferner Homer von keinem Grabe in Mykenai oder in Sparta oder in anderen Orten, in denen mykenische Kuppelgräber gefunden sind, auch nur ein Wort sagt, so dürfen wir nicht nur das Bedenken, das in der Nichterwähnung der Kuppelgräber liegt, als gehoben bezeichnen, sondern können auch durch die runden Hügelgräber von Leukas den Nachweis führen, daß Homer eine der beiden Formen des achäischen Königsgrabes des 2. Jahrtausends richtig schildert.

Aber auch das andere Bedenken, das sich auf die vollständige Verbrennung der Toten bei Homer im Gegensatz zu der feuerlosen Bestattung in mykenischer Zeit bezog, verwandelte sich ins Gegenteil, als ich die griechischen Bestattungssitten im allgemeinen und auch die homerischen Totengebräuche genauer studierte. Es zeigte sich, daß die homerische Sitte der Totenbestattung übereinstimmt mit der in den mykenischen Gräbern beobachteten Bestattungsart, und daß sie auch in der späteren griechischen Zeit unverändert geblieben ist. Sie bestand aber nicht, wie Helle noch immer glaubt, in der vollständigen Verbrennung der Toten, sondern in einer leichteren Brennung, die mehr oder minder stark ausgeführt wurde, je nachdem der Tote im Auslande oder in der Heimat gestorben war. Unsere irrtümliche Ansicht über die Bestattung der Toten bei den homerischen Griechen hat schlimme Folgen gehabt und ist für die

Lösung der ganzen Homerfrage bisher ein verhängnisvolles Hindernis gewesen.

Die meisten Gelehrten, die sich mit den Bestattungsgebräuchen bei Homer beschäftigt haben, und so auch Helle, haben nicht genügend den wichtigen Umstand beachtet, daß alle von Homer geschilderten Bestattungen von Griechen sich auf Todesfälle beziehen, die im Auslande erfolgt waren. So schildert er die Bestattung des Patroklos und anderer vor Troja gefallener Achäer, so die Bestattung des Elpenor auf der Insel der Kirke. Nun wissen wir aus der späteren Literatur, daß die Griechen, auch wenn sie im Auslande gestorben waren, zu allen Zeiten den Wunsch hatten, in der heimischen Erde beigesetzt zu werden. Die dazu nötige Überführung in die Heimat konnte in verschiedener Weise geschehen. Entweder wurde der ganze Leichnam, nach irgendeiner Methode konserviert, in die Heimat gebracht und dort in der gewöhnlichen Weise bestattet. So geschah es zum Beispiel nach Xenophon (*Hellenika* V, 3, 19) mit dem spartanischen Könige Agesipolis, dessen Leichnam ganz in Honig gelegt, nach Sparta überführt und dort mit allen königlichen Ehren, wozu auch das Brennen gehörte, beerdigt wurde. Oder aber der Leichnam wurde im Auslande soweit gebrannt, daß nur einige Knochen übrig blieben, die dann leichter als ein ganzer Leichnam in die Heimat überführt und dort beerdigt werden konnten. So geschah es nach Thukydides (VI, 71) mit den vor Syrakus gefallenen Athenern: Die Toten wurden in Sizilien auf einen Scheiterhaufen gelegt und gebrannt; die übrig gebliebenen Knochen wurden am folgenden Morgen gesammelt, um später in die Heimat mitgenommen zu werden. Daß sie dann dort feierlich beerdigt zu werden pflegten, und zwar die Phylengenossen gemeinsam in einem Sarge, wissen wir aus der Beschreibung der Bestattung der im ersten Jahre des peloponnesischen Krieges gefallenen Athener (Thukyd. II, 34). Die im Auslande gefallenen Griechen erhielten hiernach zwei Gräber, einen Grabhügel in der Fremde, wo sie verbrannt worden waren, und das andere Grab in der Heimat, wo ihre überführten Knochen ruhten. Wenn man von einem in der Fremde Verstorbenen keine Knochen nach Hause bringen konnte, so machte man ihm in der Heimat wenigstens ein Kenotaph, einen leeren Grabhügel.

Da alle Völker in ihren Grabsitten besonders zähe an den alten Gebräuchen festzuhalten pflegen, dürfen wir die von Thukydides erwähnten Sitten schon bei Homer erwarten. Und in der Tat finden wir bei der Bestattung der vor Troja gefallenen achäischen Krieger dieselben Gebräuche wie bei den Athenern des 5. Jahrhunderts. Mehrere Angaben Homers lehren das deutlich. Nur sind die be-

treffenden Worte des Epos leider von alten und neuen Homerforschern und so auch von Helle, nicht verstanden und entweder umgedeutet oder sogar gestrichen worden.

Den Gebrauch des doppelten Grabes in der Ferne und in der Heimat lehren uns die Worte Homers im VII. Gesang der Ilias über die vor Troja gefallenen Krieger der Achäer. Aus den Versen 327 ff. erfahren wir zunächst, daß für die sämtlichen in der Schlacht gefallenen Griechen ein einziger großer Scheiterhaufen vor dem Schiffslager gemacht, und daß über dem niedergebrannten Feuer später ein gemeinsamer Grabhügel errichtet werden soll. Nach den Worten des Nestor (333—335): ἀτὰρ κατακόμεν αὐτοὺς | τυτθὸν ἀποπρὸ νεῶν, ὡς κ' ὄστέα παισὶν ἕκαστος | οἴκαδ' ἄγη, sollen die Toten «niedergebrannt» oder stark gebrannt werden, damit die Gebeine eines jeden gesammelt, in die Heimat überführt und dort den Kindern der Gefallenen zur Bestattung in heimischer Erde übergeben werden konnten. Da καίειν das gewöhnliche Wort für das Brennen der Toten bei Homer ist, so muß im Worte κατακαίειν jenes Satzes auf κατα der Ton gelegt werden, weil nur dadurch der den Zweck bezeichnende Nachsatz zu verstehen ist. Infolge der stärkeren Brennung waren keine großen Särge für die Überführung der Toten nötig, sondern es genügten kleine Urnen zur Aufnahme der wenigen Knochen. Das ersehen wir aus den Worten des Dichters über das Sammeln der Knochen des Patroklos (II. XXIII, 252—254): κλαίοντες δ' ἐτάροιο ἐνθάδε ὄστέα λευκά | ἄλλεγον ἐς χρυσέην φιάλην καὶ δίπλακα δημόν, | ἐν κλισίῃσι δὲ θέντες ἑανῶ λιτὶ κάλυψαν. Denn diese Worte ergänzen in sehr erwünschter Weise jene Schilderung der gemeinsamen Brennung der Krieger; dort wird nur die Herstellung des Hügel über dem Scheiterhaufen, hier aber auch das Sammeln der Knochen erzählt. Daß letzteres jedoch auch nach der gemeinsamen Brennung der Krieger erfolgte, stellt der Nachsatz in den angeführten Worten des Nestor außer Frage. Es ist bezeichnend, daß Helle bei Erwähnung dieser Worte den wichtigen Nachsatz, der den Zweck des κατακαίειν angibt, mit Stillschweigen übergeht, und daß Belzner (Homerische Probleme I, 78) noch weiter geht und die tadellose Stelle, weil sie ihm nicht paßt, ganz zu streichen vorschlägt; sie soll «von einem Rhapsoden mit außerordentlicher Kurzsichtigkeit interpoliert» sein! Die Worte Nestors sind vielmehr in jeder Hinsicht tadellos und berechtigen uns zu der Annahme, daß die Knochen aller Krieger in die Heimat überführt werden sollten, damit sie auch dort Gräber erhielten.

Ebenso erhält auch Patroklos nach Homer zwei Grabhügel, den einen in der Troas an der Stelle, wo er verbrannt worden war, und

den anderen in der Heimat, wo seine nach der Verbrennung gesammelten Gebeine bestattet wurden. Auf dem Hügel am Hellespont will später auch Achilleus verbrannt werden; der Hügel soll dann breiter und höher gemacht werden (Il. XXIII, 247; Od. III, 109 und XXIV, 80—84). Die Gebeine des Freundes läßt Achilleus nach den oben ausgeschriebenen Worten Homers in eine goldene Urne legen und in sein Zelt bringen. Sie werden nicht in dem Grabhügel am Hellespont beigesetzt, sondern sollen erst später nach Beendigung des Krieges zugleich mit den Knochen des Achilleus in einem gemeinsamen Hügel am Spercheios beerdigt werden, in jenem «Soros» der Heimat, von dem Patroklos Il. XXIII, 91 spricht.

Auch bei der Bestattung des Elpenor (Od. XI, 52 und 72, und XII, 11), der ebenfalls fern von der Heimat auf der Insel der Kirke stirbt, berichtet Homer von einer starken Brennung (*κακῆαι*, Od. XI, 74) und von einem über dem Scheiterhaufen errichteten Grabhügel. Obwohl von einem Sammeln der Knochen und von einem Grabe in der Heimat keine Rede ist, dürfen wir doch beides als selbstverständlich annehmen. Daß die mitgenommenen Gebeine die Heimat nicht erreichten, weil das Schiff später unterging, ändert hieran nichts. Der Dichter durfte einige Teile der Bestattung übergehen, wie er auch bei der Verbrennung der Krieger vor Troja das Sammeln der Knochen nicht als geschehen berichtet, sondern nur als beabsichtigt anführt.

Neben diesen Fällen der Bestattung von Achäern, die im Auslande gestorben waren, sind mir nur zwei Stellen des Epos bekannt, an denen von der gewöhnlichen Bestattung der Achäer, wie sie in der Heimat erfolgte, die Rede sein kann. Erstens vergleicht der Dichter den am Scheiterhaufen des Freundes jammernden Achilleus mit einem um den verstorbenen Sohn klagenden Vater und denkt dabei gewiß an die Verhältnisse der Heimat. Er sagt (Il. XXIII, 222):  
*ὡς δὲ πατὴρ οὐ παιδὸς ὀδύρεται ὄστ' ἔα καίων, | νυμφίου, ὅστε θανάων δειλοῖς ἀκάχησε τοκῆας.* Dabei ist beachtenswert, daß Homer hier nicht das nur bei Toten im Auslande gebrauchte Wort *κατακαίειν* anwendet, sondern, wie wir erwarten mußten, das allgemeine Wort für das Brennen der Toten, *καίειν*, das unzweifelhaft auch ein schwaches Brennen bedeuten kann.

Einen zweiten Fall sehe ich in den Worten Hektors, als er die Achäer zum Zweikampf auffordert (Il. VII, 79). Nachdem er gesagt hat, was mit seinem eigenen Leichnam geschehen möge, falls er selbst fallen sollte, gibt er an, was er mit dem Leichnam seines Gegners zu tun beabsichtige, wenn er ihn töten sollte. Dabei gebraucht er für seine eigene Bestattung einen anderen Ausdruck als

für die des Achäers: Den Leichnam des Troers sollen die Achäer ausliefern, damit er dem Feuer übergeben werde (80: ὄφρα πυρός με | Τρωῆς καὶ Τρώων ἄλοχοι λελάχωσι θανόντα). Von dem Leichname des Achäers sagt er dagegen, daß er ihn ausliefern werde, damit die Achäer ihn dörren (ταρχύειν) und ihm einen Grabhügel aufschütten könnten (85: ὄφρα ἔ ταρχύσωσι καρηχομόωντες Ἀχαιοί, | σῆμά τέ οἱ χεύωσιν ἐπὶ πλατεί Ἑλλησπόντῳ). Der von Hektor für die Bestattung des Troers gebrauchte Ausdruck steht im Einklang mit der durch die Ausgrabungen ermittelten Tatsache, daß die Troer ihre Toten verbrannten (vgl. Troja und Ilion, S. 536). Bei den Griechen bestand dagegen, wie ich für alle Zeiten ihrer Geschichte nachgewiesen habe, die Sitte der schwachen Brennung oder Dörrung und daher ist das Wort ταρχύειν (dörren) als Synonymon von καίειν (brennen) vollkommen am Platze und für die ganze Bestattungsfrage von der größten Wichtigkeit. Hektor spricht von der gewöhnlichen Sitte der Griechen und braucht nicht ausdrücklich auf den Umstand hinzuweisen, daß das Brennen im Auslande gewöhnlich etwas stärker gemacht wird als zu Hause. Ein Unterschied zwischen der griechischen und troischen Sitte bestand tatsächlich und wird vom Dichter in den dem Hektor in den Mund gelegten Worten richtig zum Ausdruck gebracht.

Es mag hier hinzugefügt werden, daß das Wort ταρχύειν bei Homer noch ein zweites Mal an zwei gleichlautenden Stellen vorkommt, wo von der Bestattung des Sarpedon in seiner Heimat Lykien die Rede ist, nämlich Il. XVI, 456 und 674. Leider wissen wir nicht, ob die Lykier eine mit der griechischen Sitte übereinstimmende Art der Bestattung gehabt haben, und daher läßt sich diese Stelle nicht zur Bestimmung der Bedeutung des Wortes ταρχύειν verwerten. Ich hatte früher die Lykier mit den Karern verwechselt, als ich glaubte, daß für Lykien die vollständige Verbrennung der Toten gesichert sei. Für Karien ist sie durch die Ausgrabungen festgestellt, für Lykien meines Wissens noch nicht. Bei den Kiliakiern im kleinasiatischen Theben muß nach Homer, ebenso wie bei den Troern, die Verbrennung der Toten üblich gewesen sein, denn der Dichter gebraucht bei den Angaben über die Bestattung des Eetion in seiner Heimat das Wort κατακαίειν (Il. VI, 418). Auf die Bedeutung des Wortes ταρχύειν werde ich sogleich zurückkommen.

Aus diesen Darlegungen über die Bestattungssitten bei Homer kann der Leser sehen, wie ich immer mehr zu der Überzeugung kommen mußte, daß die vom Dichter besungenen achäischen Helden ihre Toten in der Heimat nur schwach brannten oder dörrten und darauf beerdigten, sie aber beim Tode im Auslande stärker brannten

und dann nur einige Knochen zur Beerdigung in die Heimat brachten. In dieser Überzeugung wurde ich ferner durch die Beobachtung gestärkt, daß die Ergebnisse meiner Homer-Studien in vollem Einklange standen mit dem durch die Ausgrabungen festgestellten Tatbestand in den Königsgräbern der homerischen Burgen. Denn diese enthielten zuweilen nicht nur die sämtlichen Knochen der Toten, sondern in einem Falle in Mykenai sogar noch gedörrtes Fleisch (Schliemann, Mykenai, 341 und Helbig, Das homer. Epos, 51). Ein Dörren (*ταρχύειν*) der Leichen war hier tatsächlich erfolgt. Dadurch wurde der oben erwähnte scheinbare Widerspruch zwischen den Angaben Homers über die Bestattung einerseits und den Gräbern der mykenischen Zeit andererseits vollständig gehoben. Wie auf allen anderen Gebieten, so schildert Homer also auch bei der Bestattung vollkommen richtig die Kultur der mykenischen Zeit.

Als ich dann meine Studien über die Bestattungsgebräuche auf die vor- und nachmykenische Zeit ausdehnte, zeigte sich zu meiner eigenen Überraschung, daß die von Homer geschilderten Sitten auch in allen anderen Jahrhunderten der griechischen Geschichte gegolten haben. Vom 2. Jahrtausend bis zur Einführung des Christentums haben die Griechen zu allen Zeiten ihre Toten schwächer oder stärker gebrannt und dann beerdigt. Erst durch das Christentum ist die feuerlose Beisetzung in Griechenland allgemein üblich geworden. Vorher war sie nur für Kinder und auch bei den Pythagoräern im Gebrauch; für Erwachsene galt sie im allgemeinen als unvollständiges Begräbnis, ja als Schande.

Ich kann hier natürlich nicht alle Beweise für die Geltung dieser Totensitten bei den Griechen anführen, möchte aber wenigstens auf einige Tatsachen hinweisen, die für mich persönlich ausschlaggebend gewesen sind:

1. Die bisherige Lehre über die Bestattung der Toten in Griechenland kann schon aus dem Grunde nicht richtig sein, weil sie einen mehrmaligen vollständigen Wechsel dieser Sitten innerhalb weniger Jahrhunderte annimmt. Bis zum Ende des 2. Jahrtausends sollen die Griechen ihre Toten stets ohne Feuer beerdigt haben; im Anfange des 1. Jahrtausends, in der sogenannten homerischen Zeit, soll dann das Gegenteil, nämlich die vollständige Verbrennung, allgemein üblich gewesen sein; vom 7. Jahrhundert ab sollen die meisten Griechen wieder zu der früheren feuerlosen Beerdigung zurückgekehrt sein, während nur einige die homerische Feuerbestattung beibehalten haben sollen. An der Aufstellung einer so seltsamen Theorie ist die alte literarische Überlieferung unschuldig, denn sie kennt nur die Bestattung mit Feuer. Die Schuld hat die praktische

Archäologie zu tragen. Denn alle gefundenen Gräber, in denen die Knochen noch mehr oder minder gut erhalten waren, wurden von den Archäologen bisher für feuerlose Bestattungen erklärt; an eine schwache Brennung oder Dörrung, wie sie aus Homer und aus anderen Schriftstellern erschlossen werden muß, dachte fast niemand. Die meisten Archäologen bleiben auch jetzt, nachdem sie auf den verhängnisvollen Irrtum aufmerksam gemacht worden sind, unentwegt bei der alten Lehre; einige weisen sogar meine neue Theorie, obwohl sie manche Rätsel löst, mit Entrüstung zurück. Der Widerspruch wird aber sicher bald verstummen.

2. Etwa vom 7. Jahrhundert ab sollen alle Griechen fast ein Jahrtausend hindurch vor derselben Frage gestanden haben, vor der auch wir jetzt stehen, nämlich vor der Frage, ob sie sich verbrennen oder beerdigen lassen sollten. Und trotzdem soll kein einziger der historischen und philosophischen Schriftsteller auch nur ein Wort über diese wichtige Frage sagen! Allerdings glaubt man eine Stelle des Platon gefunden zu haben, wo die Frage wenigstens angedeutet sein soll. In Platons Phaidon (115) wird Sokrates kurz vor seinem Tode gefragt, wie er bestattet zu werden wünsche. Obwohl er antwortet, daß seine Freunde seinen Leichnam so bestatten möchten, wie es nach ihrem Urteil am meisten der allgemeinen Sitte entspreche, behauptet man, daß er in seiner Antwort durch Erwähnung des Brennens und des Beerdigens indirekt andeute, daß es zwei Arten der Bestattung gebe. In Wirklichkeit spricht er aber nicht von zwei verschiedenen Arten, zwischen denen man wählen könne, sondern von zwei bekannten Handlungen einer jeden Bestattung, nämlich dem Brennen (*καίειν*) und dem Beerdigen (*κατορύπτειν*). Die Beweise hierfür habe ich in den Neuen Jahrbüchern 1912, S. 21 bis 24 beigebracht.

3. Besonders beweiskräftig ist meines Erachtens die bestimmte Angabe Lucians (*περὶ πένθους*, 21) über die Bestattungsart der Griechen im Gegensatz zu den Sitten anderer Völker. Als gewöhnliche Sitte der Griechen bezeichnet er das Brennen (*καίειν*) der Toten, während er bei den Persern das Beerdigen ohne Feuer (*κατορύπτειν*) und bei den Ägyptern das Einbalsamieren (*ταριχέειν*) nennt. Die klare Angabe Lucians mußte man bisher für einen Irrtum des Schriftstellers erklären! Beachtenswert scheint mir noch, daß Lucian hier nicht das Wort *κατακαίειν*, sondern, ebenso wie Platon an der oben angeführten Stelle, das Wort *καίειν* gebraucht.

4. Für mich persönlich war noch eine andere Tatsache sehr überzeugend. Aus mehreren antiken Schriftquellen, die H. Blümner (*Technologie I*, 194) zusammengestellt hat, erfahren wir, daß die

Griechen aus mineralischen Stoffen Gewebe herzustellen verstanden, die im Feuer sich nicht veränderten, sondern sogar durch Feuer gereinigt wurden. Man verwandte diese Stoffe aus Asbest zu verschiedenen Zwecken, darunter auch zu Kleidern für die Toten. Tatsächlich sind auch in einigen Gräbern, wie Blümner mitteilt, Reste solcher Gewebe gefunden worden. Bei Beerdigungen ohne Feuer hatte die Verwendung solcher Kleider natürlich gar keinen Sinn und ebensowenig bei einer vollständigen Verbrennung oder bei einer Verbrennung, nach der nur einige Knochen gesammelt werden sollten. Bei einer schwachen Brennung oder Dörrung, wie ich sie den Griechen zuschreibe, waren solche Kleider dagegen sehr empfehlenswert. Da sie nicht verbrannten, veränderte sich der darin eingehüllte Leichnam durch die Brennung nur wenig. Auch brauchten sie nach dem Brande für die Beerdigung nicht durch neue Kleider ersetzt zu werden.

Diese Beweise mögen hier genügen. Wer noch andere kennen lernen und prüfen will, findet sie in meinen Aufsätzen über griechische Totengebräuche in den *Mélanges Nicole*, S. 95—104, in den *Süddeutschen Schulblättern* 1908, S. 293—302 und in den *Neuen Jahrbüchern* 1912, S. 1—26.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die griechischen Bestattungsgebräuche nunmehr zu den in dieser Zeitschrift veröffentlichten Darlegungen Helles über die Verbrennung der Toten bei Homer, so kann ich zunächst zwar der Helleschen Angabe zustimmen, daß Homer für die Bestattung der Achäer die drei Verben *καίειν*, *κατακαίειν* und *ταρχύειν* benutzt, muß aber seiner Ansicht über die Bedeutung dieser Worte widersprechen.

Es ist schon nicht ganz richtig, wenn Helle sagt, daß Patroklos und die anderen vor Troja gefallenen Griechen, von deren Bestattung Homer das Wort *κατακαίειν* gebraucht, total verbrannt würden. Bei einer vollständigen Verbrennung, wie sie in unseren Leichenöfen ausgeführt wird und auch in antiken Ustrinen erfolgte, bleiben außer Asche nur kleine Knochensplitter übrig. Die Verbrennung des Patroklos, die auf einem offenen Scheiterhaufen stattfindet, darf dagegen nicht als eine totale bezeichnet werden. Denn obwohl der Scheiterhaufen besonders groß ist und obwohl die Winde besonders stark blasen, bleiben tatsächlich noch mehrere Knochen des Helden übrig, weil das Feuer offen ist und außerdem vor seinem gänzlichen Niederbrennen durch Wein gelöscht wird. Die Knochen werden gesammelt und, mit Fett umhüllt, in eine Urne gelegt, um zunächst ins Zelt des Achilleus gebracht zu werden. Erst nach Beendigung des

Krieges sollen sie, so durften wir oben nach allgemein griechischer Sitte annehmen, mitgenommen werden in die Heimat, um dort beigesetzt zu werden. Die Asche des Patroklos bleibt jedoch mit der Asche des Scheiterhaufens in der Troas und kommt unter den Grabhügel am Hellespont.

Einen ernsteren Irrtum begeht Helle, wenn er behauptet, daß die beiden Worte *καίειν* und *κατακαίειν* bei Homer stets das vollständige Verbrennen bedeuten und sich nur dadurch unterscheiden sollen, daß jenes sich auf die Dauer der Verbrennung, dieses auf das Verfahren der Verbrennung beziehe. Es ist merkwürdig, daß ich als Nicht-Philologe einen Philologen an den klaren Unterschied zwischen dem einfachen Worte *καίειν* und dem zusammengesetzten *κατακαίειν* erinnern muß, wie ich es schon an einer anderen, Helle nicht unbekanntem Stelle getan habe (Neue Jahrb. 1912, S. 8). *Καίειν* bedeutet jedes Brennen, ein schwaches und ein starkes, während *κατακαίειν* (niederbrennen) nur von einem starken Brennen, einem Verbrennen gebraucht werden kann. Es ist mir unbegreiflich, warum Helle das nicht zugibt und wie er behaupten kann, daß ich unter *καίειν* nur ein schwaches Brennen, eine Mumifizierung verstehen wolle. Meines Erachtens kann dies Wort auch für ein starkes Brennen, also synonym mit *κατακαίειν*, in dem Falle gebraucht werden, wenn auf die Stärke des Brennens kein Gewicht gelegt werden soll. Gerade in dieser Weise kommt es öfters bei Homer vor. Wer aber auch Il. VII, 333 unter *κατακαίειν* dasselbe versteht wie unter *καίειν*, und das tut nicht nur Helle, sondern auch ein Scholiast, der versteht den Sinn dieser Stelle nicht und vernichtet ihn sogar.

Ebensowenig kann ich Helles Erklärung von *ταρχέειν* zustimmen. Ich selbst vermag nicht und brauche auch nicht zu entscheiden, ob und wie dies Wort mit dem späteren Verbum *ταρχεῖειν* zusammenhängt. Aber darüber scheint mir nach dem Urteil von Sprachkennern wie G. Curtius und G. Meyer kein Zweifel zu bestehen, daß *ταρχέειν* mit den Worten *τερσαίνειν*, torrere und dörren denselben Stamm hat. Wenn einzelne neuere Sprachforscher, wie auch der von Helle angeführte Joh. Schmidt, nach einer anderen Wurzel von *ταρχέειν* suchen, oder wenn Leo Meyer (Griech. Etymologie II, 789) den etymologischen Zusammenhang des Wortes für unklar hält, so sind diese vergeblichen Versuche, eine neue Erklärung zu finden, in erster Linie durch die irrümliche Voraussetzung hervorgerufen, daß *ταρχέειν* bei Homer nicht dörren heißen dürfe, sondern bestatten oder verbrennen heißen müsse. Mit dem Fortfall dieser Voraussetzung kommt das Urteil der älteren Sprachforscher wieder zu seiner vollen Geltung.

Ähnlich wie die Versuche der neueren Sprachforscher sind auch die von Helle erwähnten Bemühungen einiger Scholiasten zu beurteilen, eine andere Erklärung für *ταρχύνειν* zu finden, indem sie annehmen, daß es mit *ταραχή* zusammenhänge. Auch sie sind von jener falschen Voraussetzung ausgegangen. Da ihre Erklärungsversuche von Helle selbst als gänzlich wertlos verworfen werden, brauche ich nicht näher auf sie einzugehen.

Eine Bestätigung für die allgemeine Erklärung von *ταρχύνειν* als «dörren» finde ich in dem von Herodot gebrauchten Wort *τάριχος*, weil es sicher gedörrte Gegenstände bezeichnet. Der alte Historiker benutzt es nämlich bei der Erzählung einer merkwürdigen Geschichte, die nach der Beraubung des Grabes des Protesilaos passiert war, und zwar einerseits zur Bezeichnung des Leichnams des schon Jahrhunderte im Grabe ruhenden Helden und andererseits zur Bezeichnung von gedörrten Fischen, die in einer Pfanne gebraten wurden. Da der Leichnam und die Fische in Parallele gestellt und mit demselben Worte bezeichnet werden, kann es sich nicht um gesalzene Fische handeln, wie man gewöhnlich annimmt, denn gesalzene Menschen gibt es nicht, wenigstens in Griechenland nicht. Herodot kann daher unter dem *τάριχος* nur einen Dörrfisch verstehen, wie er auch heute im Orient noch viel gebraten und gegessen wird, und muß sich demnach auch den Protesilaos in gedörrtem Zustande vorgestellt haben. Ich ziehe hieraus einen doppelten Schluß, erstens, daß das Dörren der Leichen dem antiken Historiker wohlbekannt war, — es war in der Tat die damalige gewöhnliche Bestattungsart der Griechen —, und zweitens, daß das Wort *τάριχος* mit dem Verbum *ταρχύνειν* denselben Stamm haben muß. Letzteres leugnet zwar Helle wegen des langen *ι* des ersteren Wortes, doch scheint mir der Zusammenhang der beiden Worte wegen der gleichen Bedeutung notwendig.

Auf jeden Fall ist es für die Frage nach den homerischen Bestattungssitten, die Helle zu beantworten sucht, von der größten Wichtigkeit, daß Homer das Wort *ταρχύνειν* (dörren) als Synonym neben *καίειν* (brennen) gebraucht, und daß das letztere Verbum, nicht aber *κατακαίειν* (verbrennen) von allen späteren griechischen Schriftstellern als gewöhnlicher Ausdruck für die Feuerbestattung der Toten benutzt wird, so von Plato und Lucian an den oben angeführten Stellen. Wir dürfen und müssen daraus schließen, daß das schwache Brennen oder Dörren zur Zeit Homers und auch später zu jeder griechischen Bestattung gehörte. Ein stärkeres Brennen oder Verbrennen war beim Tode im Auslande üblich, damit die übriggebliebenen Knochen in der Heimat beigesetzt werden konnten. Dies Verfahren schildert Homer bei den vor Troja gefallenen Achäern.

Für meine Ansicht, daß bei dem gewöhnlichen Brennen der Toten in Griechenland der Leichnam nicht vernichtet, sondern nur gedörrt und so erhalten wurde, ist noch besonders beweiskräftig ein von Helle und auch von mir herangezogenes Scholion zu Ilias I, 52 (Ausgabe von Dindorf, 1875). Der Scholiast glaubt die historische Veranlassung für das «Brennen» der Toten bei den Griechen angeben zu können und erzählt eine auch von Eustathios berichtete Geschichte von Herakles, die uns aufs Bestimmteste lehrt, daß unter dem Brennen kein Verbrennen oder Vernichten, sondern im Gegenteil ein Erhalten oder Konservieren zu verstehen ist. Herakles hatte vor seinem Zuge nach Troja dem Vater des Argeios das feste Versprechen gegeben, den Sohn aus dem Kriege zurückzubringen, und hatte dies Versprechen durch einen Schwur bekräftigt. Als Argeios aber vor Troja fiel, suchte Herakles nach einem Wege, dem Vater seinen Sohn zurückbringen und das beschworene Versprechen halten zu können. Er fand diesen Weg, indem er den Leichnam brannte und in die Heimat überführte. So erhielt der Vater den Sohn zurück. Wie man in diesem Falle nach dem ganzen Zusammenhange unter dem *καίειν* etwas anderes als ein Dörren durch Feuer und ein Erhalten verstehen kann, ist mir unbegreiflich. Helle freilich glaubt auch hier an ein Verbrennen denken zu dürfen.

Es war ein Fehler, daß der Unterschied zwischen *καίειν* und *κατακαίειν* bei Homer und in der späteren Literatur von den heutigen Gelehrten übersehen worden ist. Es ist ein schlimmerer Fehler, daß Helle und Andere den endlich bemerkten Unterschied nicht anerkennen wollen. Der Fehler hat verhängnisvolle Folgen für die Altertumswissenschaft gehabt. Denn bei der Untersuchung von antiken Gräbern haben die Archäologen nur zwischen Brandgräbern und feuerlosen Gräbern unterschieden und nur an die beiden Möglichkeiten des Verbrennens oder des Beerdigens ohne Feuer gedacht. Die Möglichkeit einer schwachen Brennung oder Dörrung hat man nicht in Erwägung gezogen. Wenn in einem Grabe die Knochen noch einigermaßen erhalten waren, glaubte man eine feuerlose Bestattung oder Beerdigung feststellen zu dürfen; etwa vorhandene Reste von Holzkohlen oder andere Brandspuren wurden in diesem Falle als Reste eines Opferfeuers gedeutet. Nur wenn in einem Grabe ein kleiner Behälter mit Knochenasche oder geringen Resten von Knochen gefunden wurde, sprach man von einem Brandgrabe und von einer Verbrennung des Toten. Daß ein solches unrichtiges Vorgehen zu falschen Anschauungen über die Bestattungssitten nicht nur der Griechen, sondern auch der anderen Völker führen mußte, liegt auf der Hand. Besonders gilt dies auch für die Gräber Deutsch-

lands und der anderen nördlichen Länder, für die uns leider eine zu den Gräbern gehörige, gleichzeitige alte Literatur fehlt.

In Griechenland hätte uns die alte Literatur und namentlich auch das homerische Epos längst lehren können und müssen, daß die herrschenden Ansichten über die Totenbestattung nicht richtig sein können. Wenn trotzdem noch jetzt gelehrt wird, daß die Griechen in der mykenischen Zeit ihre Toten ohne Feuer bestattet, in homerischer Zeit dagegen vollständig verbrannt und in der späteren Zeit zum Teil feuerlos beerdigt, zum Teil verbrannt hätten, so widerspricht das der alten Literatur, den Resultaten der Ausgrabungen und auch der überall zu beobachtenden Zähigkeit der Volkssitte in bezug auf die Behandlung der Toten. Sie alle lehren vielmehr übereinstimmend, daß die Griechen zu allen Zeiten im wesentlichen ihre uralten Bestattungsgebräuche beibehalten haben. Vom 2. Jahrtausend bis zur römischen Zeit pflegten sie ihre Toten zuerst zu brennen und dann zu beerdigen. Die Brennung war gewöhnlich nur so schwach, daß der Leichnam nur gedörrt wurde. In besonderen Fällen, so beim Tode im Auslande, war die Brennung so stark, daß nur einige Knochen übrig blieben. Eine vollständige Verbrennung und Vernichtung der Toten durch Feuer ist niemals griechische Sitte gewesen. Es scheint dies aber Sitte gewesen zu sein bei den Trojanern, den Karern, den Tyrsenern und anderen vorgriechischen Bewohnern Griechenlands.

Die homerischen Gedichte schildern uns, wie ich zum Schlusse im Gegensatze zu den Darlegungen Helles nochmals kurz wiederholen möchte, bei den Griechen vor Troja ganz dieselbe Bestattungsart, die nach Thukydides bei den Athenern des 5. Jahrhunderts bestand: der Leichnam des Gefallenen wird in der Fremde so stark gebrannt, daß einige Knochen übrigbleiben; über dem Scheiterhaufen wird ein Grabhügel errichtet; die gesammelten Knochen werden in einer Urne in die Heimat überführt und dort in einem zweiten Grabhügel beigesetzt.

## Die Rechtgläubigkeit der Maria von Habsburg und ihres Gemahls Ludwig II. von Ungarn.

Von Dr. Theodor Ortway, Abt von Csanád († 8. Juli 1916).

### I.

**M**ARIA wurde in ihrer Rechtgläubigkeit nicht nur von ihren eifrigen katholischen Untertanen und dem päpstlichen Vertreter in Ungarn, sondern auch von ihren nächsten Blutsverwandten verdächtigt. Der römische Gesandte Burgio meldet den 17. August 1524 aus Ofen, daß «laut allgemeiner Meinung, was Gott behüte, daß es wahr sei, der König und die Königin Lutheraner seien»<sup>1)</sup>. Den 13. Juni 1525 benachrichtigt der Primas Ladislaus Szalkay den Nuntius, daß er der zwischen der Königin Maria und Luther bestehenden Verbindung auf die Spur gekommen sei<sup>2)</sup>. Einige Monate später erzählt der Nuntius Burgio in seinem an den polnischen König Sigismund gerichteten Brief, wie sehr sich der lutherische Glaube in Ofen verbreitet hätte und setzt hinzu: «Aber was rede ich denn von der Stadt? Oh, wenn sich dieses Übel nur nicht noch höher und noch näher ausgebreitet hätte! Wenn ich persönlich mit Ew. Majestät reden könnte, würde ich nichts verschweigen und verheimlichen; so indeß ist es nicht ratsam, alles dem Brief anzuvertrauen»<sup>3)</sup>.

Auch im Auslande stand Maria in dem Rufe, der lutheranischen Auffassung geneigt zu sein. Luther selbst schreibt in seinem vom Dezember 1526 datierten Dedikationsschreiben, welches er seinem Maria gewidmeten Werke beifügte, daß zu ihm schon viel früher diese Freudennachricht gelangt sei, wie sehr die Königin der Evangelienlehre zuneige und nur durch die bösen, gottlosen Bischöfe verhindert wäre, ihren Neigungen zu folgen<sup>4)</sup>. Auch Ferdinand

<sup>1)</sup> E sparsa una fame per Boemia, che lo Re et la Regina erans Lutherani, che Dio no voglia che sia mei stb. (bei Fraknói: Uj Magy. Sion. IX. 790).

<sup>2)</sup> Burgio jun. 13-ikán jelenti: «Monsignor Strigonio mi mando hier una lettere, sopra un trattato, che have discoperto di una intelligentia, che la Regina have cum Luthero: che si fosse, fora cosa di malo et pessimo esemplo» (bei Fraknói IX. 797).

<sup>3)</sup> Sed quid de civile ego loquor? utinam altius et propius hoc malum non serperet. Nihil ego tacerem, si presens essem, nihil foret Meiestati vestre occultum, nunc vero non sunt literis omnia committenda (Acta Tom. VII, 344).

<sup>4)</sup> Mir die gute Mähre zukommen, daß Euer Königliche Maiestät dem Evangelium geneigt wäre und doch durch die gotlosen Bischofe (welche in Hungern mächtig und fast das meiste darinnen haben sollen) sehr verhindert und abgewendet wurde; also daß Sie auch etlich unschuldig Blut vergiessen lassen, und gräulich wider die Wahrheit Gottes getobet.»

richtet, vom Verdachte erfüllt, mehrere Male mahnende Worte an Maria, sie auffordernd, den guten Ruf ihrer Familie zu bewahren und dem von ihren katholischen Ahnen geerbten Glauben treu zu bleiben<sup>5)</sup>. Als corpus delicti sandte er mit seinem ersten Brief Luthers ihr gewidmetes Buch. Auch zu Karl V. in die Niederlande gelangte diese Nachricht, der die Angelegenheit in den an Maria gerichteten Briefen zur Sprache brachte, obwohl er die gegen seine Schwester gerichteten Anklagen und Verdächtigungen nicht ernst nehmen könnte. Er sagt in einem vom 1. Jänner 1531 datierten Brief: «Wenn ich nur den geringsten Verdacht in dieser Hinsicht hätte, würde ich nicht nur die Regierung der Niederlande nicht Ihnen anvertrauen, ja, ich weiß nicht, ob ich Sie auch weiterhin brüderlich lieben könnte»<sup>6)</sup>. Trotzdem hielt er Marias Umgebung: ihren Hofmeister, Kämmerer, Predikator, Beichtvater und ihre erste Hofdame für von der neuen Lehre angesteckt und bat sie, wenn sie nach Belgien komme, sich von diesen zu trennen<sup>7)</sup>. Er schreibt, in Deutschland duldet und nimmt man leicht, was man in den Niederlanden nicht erlaubt, wo die Unterdrückung der neuen Glaubenslehre nur durch strenge Strafen geschehen könne. Wenn daher mit Ihnen Ketzer hingingen und straflos blieben, würde die ganze Verantwortung auf Sie fallen. Dann auch lieben die Belgier keine Fremden um jene, die sie regieren.» Er fordert daher die Königin auf, die genannten in Deutschland zu lassen. Maria willfahrte dem Wunsche des Kaisers und erklärte sich bereit, jene Belgier in ihren Hofdienst zu nehmen, die der Kaiser für gut befinden würde, ihr zur Seite zu geben<sup>8)</sup>.

## II.

Zu der Verdächtigung der Rechtgläubigkeit Marias gaben einige Äußerlichkeiten und scheinbare Ursachen Grund. Solange sie sich in Ungarn aufhielt, bekundete sie keine strenge Abneigung gegen den neuen Glauben. Unter ihren Höflingen duldete sie nicht nur die heimlichen und aufrichtigen Bekenner des neuen Glaubens, ja, sie ver-

<sup>5)</sup> So den 12. April 1527 und den 19. April 1527 am Charfreitage. Hormayr: Archiv für Geographie, Historie usw. im Jännerhefte 1810. Außerdem: Briefwechsel bei Bucholtz, IX. Band. Ranke: Deutsche Gesch. im Zeitalter der Ref. II. 341. Knauz: Magyar Sion II, 99—100.

<sup>6)</sup> Si j'avais á cet égard le moindre soupçon, non seulement je ne vous confierais point le gouvernement de Peys-Bas, mais je ne sais si je saurais ou pourrais encore vous aimer d'un amour fraternel.

<sup>7)</sup> Magyar Sion II, 106—107.

<sup>8)</sup> Ebenda.

kehrte ohne jede Zurückhaltung mit ihnen. In Preßburg erzählte man allerorts, daß sowohl in des Königs wie der Königin Hofhaltung mehrere Personen «Lutheraner» seien und diese sich besonderer Liebe erfreuen<sup>9)</sup>. Dasselbe betont als seine eigene Meinung auch der päpstliche Nuntius Burgio<sup>10)</sup>. Ein Paragraph des Gesetzes vom Jahre 1523 fordert, wahrscheinlich auf Grund dessen, die Entfernung der deutschen Höflinge. Die Verfasser dieses Gesetzes begründeten ihren Wunsch damit, daß «diese Deutschen Lutheraner sind, mit denen wir uns nicht vermengen wollen; wir wollen treu zu Gott und dem apostolischen Stuhl bleiben»<sup>11)</sup>. Maria stand sowohl mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg als auch mit seinen Brüdern Albrecht, Kasimir und Wilhelm in mündlichem wie brieflichem Verkehr<sup>12)</sup>. Ein vom 5. Jänner 1523 datierter, an Luther gerichteter Brief stellt zweifellos klar, daß sich zwischen Graf Georg und Luther schon viel früher ein inniges Verhältnis entwickelt hatte und fortbestand<sup>13)</sup>. Er bemühte sich, dem neuen Glauben in je größeren Kreisen Propaganda zu machen, und dieses sein Bestreben war um so gefährlicher, da er trotz seiner lasziven Lebensweise ein Heiligtuer und Augenverdreher war und damit viele bestach<sup>14)</sup>. Im Jahre 1521 brachte er Simon Grinäus, Konrad Cordatus und Veit Windsheim nach Ofen, die im Jahre 1522 in ihrer Eigenschaft als Professoren der Ofner Schulen die Reformation verkündeten. Einen anderen eifrigen Apostel des neuen Glaubens, Johann Henckel, bestellte

<sup>9)</sup> Guidoti den 2. Jänner 1524: «Si dice de assai apertamente, perfino li predicatori ne li pergoli, che non meno ne la corte de la Regia et Reginal Maesta si atrovano lutherani... et qui si dice, che vengono favoriti et ajutati da Sua Maesta.» — Derselbe schreibt den 14. Jänner 1524 aus Preßburg: «Il Reverendissimo Legato non a potute operar tanto chel (nämlich der durch die Lutheraner eingesetzte Bischof) sia deposto, perho che il re et la raina li da favor» (bei Fraknói: Uj. M. Sion IX. 789).

<sup>10)</sup> Schreibt er den 17. August 1524 aus Ofen: «Apriso lo Re et la Regina sono molti Tuderski et principali, di li qua li credo che non sia in tutto bugio che siano alcuni lutherani» (Fraknói: Uj M. Sion IX. 789).

<sup>11)</sup> Fraknói: Uj M. Sion IX. 795. Ungarn vor der Schlacht von Mohács S. 102.

<sup>12)</sup> Seine vertraulichen, mit dem Großmeister Albrecht gewechselten Briefe siehe zitiert bei Voigt: Geschichte Preußens IX. 677. 702.

<sup>13)</sup> Vergleiche Erdmann: Luther und die Hohenzollern. Breslau, 1883. S. 120 und 208.

<sup>14)</sup> Der Burggraf Georg stand in dem Rufe eines Scheinheiligen. Den Rosenkranz, das pater noster trug er in der Hand. Auf dem Augsburger Reichstage sagte der witzige Domherr Gregor Stein sehr treffend ihm ins Gesicht: «Gnediger herr, Ewer gnaden tragen das paternoster, aber ohne zweifel nit religions oder andachtshalb, sonder vil mehr das, Sie ire hetz- und jagdhund daran zellen.» (Zimmerische Chronik III, 496. Neustadt: Markgraf Georg S. 43.)

er zu Marias Beichtvater<sup>15)</sup>. Doch auch zu dem von der Nationalpartei gehaßten deutschen kaiserlichen Gesandten, Baron Johann Schneidpeck von Schönkirchen, der seit dem Herbst des Jahres 1523 sich beständig am ungarischen Hofe aufhält und dessen reformatorische Neigungen niemand bezweifeln konnte<sup>16)</sup>, stand Maria in innigem Verhältnis. Gegen den Gesandten erhoben nicht nur die päpstlichen Gesandten Campeggio und Burgio Klage, die sich bemühten, ihn durch Vermittlung des Erzherzogs Ferdinand von Kaiser Karl zurückberufen zu lassen<sup>17)</sup>, sondern auch König Ludwig, der Ende Oktober 1524 in einem eigenhändig geschriebenen an Erzherzog Ferdinand gerichteten Briefe klagt, daß der Gesandte sich mit dem Erzbischof von Gran verbündet habe, das Land auszubeuten, und daß sie zu der Königin Diensten einen getauften Juden bestellt haben, «der der Urheber alles Bösen sei»<sup>18)</sup>. Ferdinand selbst sagte, daß Schneidpeck «ein Lutheraner und ein habgieriger Mensch sei». Deshalb versprach er auch bereitwillig, seinem Bruder, dem Kaiser in Angelegenheit der Rückberufung schreiben zu wollen<sup>19)</sup>.

Albrecht, der andere Brandenburger, stand nicht nur in dem Rufe, ein Anhänger des neuen Glaubens zu sein, sondern fiel später auch tatsächlich von dem Papste und dessen Lehren ab, machte den Deutschen Ritterorden zu einem weltlichen und gründete so das protestantische Preußen. Als er im Monate August 1525 nach Ofen kam, zögerte der päpstliche Gesandte nicht, offen zu sagen, «daß dieser Mensch in keiner guten Angelegenheit komme».

Einer der eifrigsten ungarischen Verehrer und Freunde des Protestantismus, der Schatzmeister Alexius Thurzó, war auch ein Liebling Marias<sup>20)</sup>. Dies blieb er auch später, als Maria schon als kaiserliche Statthalterin in den Niederlanden wirkte<sup>21)</sup>. Ebenfalls ein

<sup>15)</sup> Campeggio schreibt den 5. Juni 1525 von Georg von Brandenburg: «Il quale per ventura non havrebbe molta noia de la oppressione de questi ecclesiastici del Regno, et quale se non si alluntana di qua... dubito che un giorno non aiuti a partorire qui un qualche mal effetto, per il credito che ha la Reine.» (Vergl. mit Engel: Geschichte des Ung. Reiches. III. II. 242—43.)

<sup>16)</sup> Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 60.

<sup>17)</sup> Campeggios Bericht vom 27. November 1524. Derselbe in seinem Bericht desselben Jahres, in welchem er die Notwendigkeit der Rückberufung des kaiserlichen Gesandten erörtert.

<sup>18)</sup> Dies ist aus dem Bericht des Nuntius Campeggio vom 17. November 1524 ersichtlich.

<sup>19)</sup> Fraknói: Einleitung der Mon. Vat. Hung. II, I, C III.

<sup>20)</sup> Engel: Geschichte des Ung. Reiches III. II, 242.

<sup>21)</sup> Dies gibt Nikolaus Oláhs an Elek Thurzó gerichteter Brief vom 10. Februar 1533 bekannt, in welchem er sagt: Laetati sumus omnes super hac tui promotione. (Seine Korrespondenz S. 290.)

Liebling Marias war Franz Batthyány, dessen Gemahlin den Familienhauskreis reformierte<sup>22)</sup>, der Landrichter Franz Révay, der mit Luther korrespondierte<sup>23)</sup>, der königliche Sekretär Thomas Nádasdy, dessen Gemahlin eifrig bemüht war, in ihrem Familienkreise die neue Glaubenslehre zu verbreiten und die in späteren Jahren von Melanchthon aufgefordert wurde, das Evangelium reiner zu lehren<sup>24)</sup>, der Stuhlweißenburger Domherr und Höfling Emerich Bebek, der allgemein als Anhänger des neuen Glaubens bekannt war<sup>25)</sup>. Auffällig bevorzugte Maria noch einen anderen Anhänger des Protestantismus, den sächsischen Grafen Markus Pempflinger, dessen Tochter Katharine, die Gemahlin des berühmten Valentin Török von Enying, Hofdame der Königin war<sup>26)</sup>. Maria protegierte ebenso den oben erwähnten Johann Henckel und Konrad Cordatus; den ersteren stellte sie, wie wir sagten, auf Empfehlung des Landgrafen Georg Brandenburg als Hofpredikator an und entließ ihn auch später aus ihren Diensten, als er von seinen Anhängern zum Pfarrer von Leutschau gewählt wurde<sup>27)</sup>. Sie blieb auch später seine Protektorin und sorgte dafür, daß er eine Pension bekam<sup>28)</sup>. Daß sie auch als Statthalterin der Niederlande ihm gnädig gesinnt war, bezeugt zweifellos der Umstand, daß Henckel von ihr nicht nur materielle Unterstützung für sich<sup>29)</sup>, sondern auch die Ausbildung seines Neffen Johann Henckel des jüngeren erbat, den er

<sup>22)</sup> Ribiny: Memorabilia II, 43.

<sup>23)</sup> Thallóczy: Franz Zay S. 30. Károlyi und Szalay: Familienbriefwechsel des Palatin Thomas Nádasdy. Akad. Ausg. 1882.

<sup>24)</sup> Magyar Sion II. 97.

<sup>25)</sup> S. Abhandlung von Karl L. Fabritius: Aus dem Leben des sächsischen Grafen Markus Pempflinger, 1875. (Akad. Ausw.) und Századok (Jahrhunderte) 1875. IX. 425.

<sup>26)</sup> <sup>27)</sup> In seiner Chronik ad an 1529 schreibt Hain: Eodem Anno die wurde in Leutschau Herr Doktor Johann Henckel einstimmig zum Pfarrer gewählt, pro tunc Regis Ludovici relictæ Praedicator. Ad quem vocandum missi quidem fuerunt Dominus Bernardus Henckel et Thomas Sartor Lintzium usque, sed quia Regina Maria ipsum dimittere noluit, propterea Electio haec inanis fuit et sumtus florerorum 125 inutiliter facty. (S. 44.)

<sup>28)</sup> Dies ist aus einem vom 24. Sept. 1532 aus Schweidnitz datierten Brief Johann Henckels ersichtlich, welchen er an Nikolaus Oláh schrieb, in welchem er sagt: Pensio etiam illa, qua mihi reginalis Maiestas, domina mea gratiosissima ex Hungaria prouidit, ad proximum diui Michaelis diem, de integro anno soluta et propter praesentium temporum difficultatem repraesentata non sit. (Briefwechsel Oláhs, S. 251.)

<sup>29)</sup> Caeterum cum secundum Deum omnes spes opesque meae in serenissima principe domina Maria regina, utpote fidelis ministri et clientis maiestatis suae, sint positae, D. V. pro mutuo inter nos et veteri amore, summo studio oro atque obsecro, ut me sacrae suae maiestati fideliter ac diligenter commendet, qua

zu der Königin Diensten bestimmt habe<sup>30)</sup>. Was den anderen, Cordatus anbelangt, erklärte die Königin, daß sie ihn auch dann nicht entlasse, wenn der Staatsrat ihn verbannen sollte<sup>31)</sup>. Tatsächlich entließ sie ihn erst, als die erboßten ungarischen Herren vor dem königlichen Paar erschienen und erklärten: «daß sie denjenigen, welcher sich erdreiste, gegen den heiligen Stuhl zu reden, niedermetzeln werden, wenn auch in Gegenwart der Majestäten»<sup>32)</sup>. Maria stand auch später in Verbindung mit ihm, und lud ihn Anfang 1528 wieder an ihren Hof, obwohl er inzwischen eine rege Tätigkeit in Verbreitung des neuen Glaubens ausgeübt hatte; auf Luthers Rat jedoch nahm er die Einladung nicht an<sup>34)</sup>.

Zu diesen scheinbaren Beweisen kamen noch andere Tatsachen.

Als in Ofen im Sommer 1525 der Stadtrat einen der Ketzerei beschuldigten Geistlichen zu Kerker und Folter verurteilte und dieser auch noch andere der Ketzerei anklagte, auf welche viele die Untersuchung auszudehnen gewillt waren, zögerte Maria nicht, zu vermitteln, damit die Sache nicht weiter verfolgt werde<sup>35)</sup>. Als die Lutheraner in Brünn den Abt eines Klosters verjagten, wurde Maria, die die Oberaufsicht über das Kloster hatte, angeklagt, daß sie zu dessen Kurator den Unterpräsidenten der böhmischen Kammer, einen solchen Lutheraner ernannte, der früher der Sekte der Pikardisten angehörte und die Klöster zum Schauplatze skandalöser Ereignisse gemacht habe<sup>36)</sup>.

Weiter wurde Maria zum Vorwurf gemacht, daß sie die Fasttage nicht halte, und keine Spur vorhanden sei, daß sie vor der Schlacht von Mohács Spenden für die Kirche gegeben und kirchliche Stiftungen gemacht hätte<sup>37)</sup>. Im Gegenteil habe sie eher Anteil daran,

---

maiestas sua, pro innata sibi reginali munificentia et liberalitate, mihi aliunde gratiose providere dignetur. Id quod Maiestas sua non difficulter aut incommode meo iudicio ex Antwerpia per procuratores seu factores mercatorum Vratislaviensium facere posset. (Ebenda.)

<sup>30)</sup> Cum isto ad reginalem maiestatem mittendum putavi, ut maiestatis suae liberalitate ac patrocinio Louanii aut Coloniae, sub bonis praeceptoribus inchoata coeptaque sua studia absoluat, quo commodius rectiusque deinde maiestati suae seruire valeat. Nam famulicio eius plane a me est destinatus. (Ebenda.)

<sup>31)</sup> Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 120.

<sup>32)</sup> Burgios Bericht vom 17. Aug. 1524.

<sup>33)</sup> Luther in seinem Brief vom 6. März 1528 an Cordatus: spe ac promissione Reginae tuae in valle morari. (De Welte III, 288. Fraknói IX, 798.)

<sup>34)</sup> Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács S. 125—26. Derselbe: Uj M. Sion IX., 799.

<sup>35)</sup> Burgios Bericht vom 9. und 30. August 1525.

<sup>36)</sup> Burgios Bericht vom 30. November 1525.

<sup>37)</sup> Fraknói: Uj M. Sion IX, 786.

daß die alten Stiftungen, die Kirchenschätze und die zu heiligen Handlungen dienenden Gefäße eingezogen und zu weltlichen Zwecken verwendet wurden, woran sogar laut Szerémi der türkische Sultan selbst Anstoß nahm<sup>38)</sup>. Einige wollen sogar wissen, daß Maria in ihrem den 2. Juni 1523 an die Markgrafen von Brandenburg gerichteten Brief auf frivole Art einzelne katholische Institutionen bespöttelte<sup>39)</sup>. Auch daß Martin Luther einige Psalmen der Bibelübersetzung ihr widmete<sup>40)</sup>, und daß dieser Führer des Protestantismus nur ihr anlässlich der Niederlage bei Mohács und des Todes des Königs ein Beileidschreiben sandte, wurde ihr zum Vorwurf gemacht<sup>41)</sup>. Es wird ihr auch zur Sünde angerechnet, daß sie gegen einen anderen Führer der Reformation, gegen Erasmus von Rotterdam, Sympathie zeigte, die Verbindung mit ihm aufrechterhielt<sup>42)</sup> und ihn, als er sich in der Schweiz aufhielt, zu wiederholten Malen zur Rückkehr in die Niederlande aufforderte<sup>43)</sup>, so daß sich Erasmus berechtigt glaubte, materielle Unterstützung von Maria zu erbitten<sup>44)</sup>. Auch darin sahen sie eine Sünde, daß Erasmus für die

<sup>38)</sup> Quum hec audisset Cesar Turcarum ecclesias suas taxassent Hungari, dicebat: «Vere Deum suorum eciam Christum, qui Deum et hominem fatent et credent, jam inimicum deputauerunt et statuerunt contra se ipos.» (Epist. de perd. Regni Hungarorum cap. XXXV. pp. 118—119.)

<sup>39)</sup> Das Original dieses Briefes befindet sich im Münchner Staatsarchiv. Mitg. von Fraknoi: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 119.

<sup>40)</sup> Vier tröstliche Psalmen an die Königin zu Ungarn. Ausgelegt durch Martin Luther. Wittenberg, 1526. Engel: Gesch. d. Ungr. Reichs III. II, 242.

<sup>41)</sup> Sacher-Masoch: Ung. Untergang S. 71.

<sup>42)</sup> In einem aus Bergen (Mons) den 26. Nov. 1532 von Oláh an Erasmus Rotterdam geschriebenen Brief lesen wir: Quirinus tuus, qui negotiorum tuorum peragendorum causa ad reginam venerit... (Briefwechsel S. 265.)

<sup>43)</sup> Nikolaus Oláh schreibt aus Brüssel von der Umgebung der Königin den 12. Feb. 1532 an Erasmus Rotterdam, ihn zur Rückkehr aus Freiburg anfeuernd: non iudico esse consentaneum te diutius abesse, praesertim cum serenissimam reginam meam habeas tuae et virtutis doctrinae, ut ego intelligo, amantem at omni erga te affectam benevolentia (Briefwechsel S. 196.) Erasmus vernahm voll Freude diese Nachricht, ließ der Königin für ihre Gnade seinen Dank aussprechen und bat Oláh, er möge diese Neigung der Königin auch weiterhin nähren. Oláh schreibt: Reginae Mariae, tum singularis prudentia, tum pietas praedicatur ab omnibus, nec me clam est illam benevolo esse animo, quo sana namine plurimam illi deo gratiam. Weiter unten hingegen: Obsecro, ut illustriossimae reginae favorem ita ut soles, pergas alere. (Oláhs Briefwechsel S. 202.)

<sup>44)</sup> Das ist offenbar, damit wir uns nur auf ein Beispiel berufen, aus den Worten des Briefes aus Freiburg, welchen Erasmus den 3. Mai 1532 an Oláh richtete: Non video, qua in re Serenissimae reginae possim esse usui. At vereor ne, si rediero, per aulam mihi non liceat huius plus quam vitris corpusculi rationem habere. Studiis immori non grauabor; et tamen sub tali damina liberet, quod superest aevi transigere, cuius vix superest. (Briefwechsel S. 211—212.)

geistreichste Frau seines Zeitalters, ein «Von der Witwe» betiteltes Buch schrieb<sup>46)</sup>, und daß Maria, als sie in Begleitung Philipps II. in Rotterdam war, es nicht verabsäumte, das Haus des Reformators aufzusuchen<sup>47)</sup>.

Endlich wird Maria zur argen Sünde angerechnet, daß sie, als sie von dem Plan des gegen Karl V. gerichteten Bündnisses zwischen Papst Klemens VII. und dem französischen König Franz Kenntnis erhielt, in solche Erregung kam, daß sowohl sie als auch ihre Höflinge drohten, Lutheraner zu werden, wenn dieses Bündnis tatsächlich zustande kommen sollte<sup>48)</sup>.

---

In einem vom 26. Juli 1532 datierten Brief Oláhs aus Brüssel an Erasmus finden wir hingegen in bezug auf die Rückberufung den besten Beweis. Oláh verspricht ihm in demselben volle Freiheit, in der königlichen Aula zu dienen, wie er wolle. Si redieris, a nemine cogaris, nisi tua sponte id facere velis, ad subeundam aulicam seruitutem. Es stehe ihm frei, bei der Königin oder wo anders zu wohnen. Siue hic, ubi regina est, siue alibi malis, licebit tibi deligere locum ad habitandum; meo tamen iudicio hic apud reginam locus est tibi futurus multas ob causas commodior, et dare operam, ut nunc isthic facis, litteris remque christianum tuis eurare augereque uigiliis. Wenn er nach Hause kommt, könne er ruhig von dem ihm im Namen der Königin zuerkannten Gelde leben. Interea tuam habiturus esses in patria pensionem sub nomine reginali in quite, in otio. Er werde nur von der Königin abhängig sein. Dumque tibi placeret, aut reginae esset voluntas, eam inuiseres a nemine alio, quam ab ea penderes. Er verspricht sogar gute Weine. Habebis hic non modo vinum Burgundiacum, cuius te usus istic detinet. Sed omnia alia vina, quibus antea es usus, et tuam nutriuisti olim aetatem. Wenn er durch den Verkauf seines Hauses in Freiburg Schaden erleidet, werde er dafür reichlich entschädigt, id cum foenore recompensabimus. (Briefwechsel S. 227—228.) In einem späteren, vom 31. Jänner 1533 datierten Brief, treibt Oláh Erasmus wieder zur Rückkehr an und will mit den guten Burgunder- und ungarischen Weinen der Königin auf ihn wirken: Ut ex meis prioribus intellexisse potuisti, hic et Burgundiacum et Hungaricum ex penu reginae habere potuisses, quo aetatem tuam foueres. (Briefwechsel S. 276.)

<sup>45)</sup> Den 7. Feber 1533 schreibt Erasmus aus Freiburg an Nikolaus Oláh: Velim imprimis hoc abs te curari, ut huc veniret epistola vel domini cancellarii, vel reginae nomine scripta, quae me reuocaret, ut habeam hic honestam occasionem vertendi solum, ne videar odio cuiusquam discedere. Deinde mitteretur aliquod viaticum honestum. Debetur mihi iam pensio decem annis, aut eo amplius. Nihil magni facerent si unius anni pensio mitteretur. Quodsi non putas sollicitandos financiaros, posset munus mitti reginae nomine... Quodsi litterae per hunc nuncium Friburgensem expediri non possunt, mittentur nundinis vernis per Erasmus Schaetum ad Hieronymum Frobenium, eodem mittatur munus reginae, si dabitur. (Briefwechsel Oláhs S. 278.)

<sup>46)</sup> Dasselbst Sacher-Masoch S. 71—72.

<sup>47)</sup> Juste: Königin Maria S. 143.

<sup>48)</sup> Cardinal Campeggio schreibt den 8. Mai 1525 aus Ofen: «Tutto el contrario la fatto la Regina con li suoi Tudeschi, cum dire: se nostro Signore e contra Cesare, che voglione farsi Lutherani.»

## III.

Ihres Gemahls, König Ludwigs Gleichgültigkeit gegen den katholischen Glauben und einige seiner auffallenden Handlungen schrieb man, auch als Folge ihrer protestantischen Gesinnung, Maria zu. Es ist nicht zu leugnen, daß durch ein Vierteljahrhundert hindurch unter Maria und Ludwig das katholisch-religiöse Gefühl in Ungarn sehr abnahm. Darüber beklagt sich auch der päpstliche Nuntius Burzio<sup>49)</sup>. Tatsache ist, daß bei Gelegenheit des durch Papst Klemens VII. verkündeten Jubiläums in die Jubiläumskassen nur verschwindend kleine Beträge flossen, obwohl das Geld für den Türkenkrieg zu verwenden war. Die treuen Katholiken nahmen argen Anstoß daran, daß zwischen dem Gelde in der Almosenbüchse viel Spottschriften, Glas- und Kupferstücke waren<sup>50)</sup>. Es fiel auf, daß der König die christlichen Übungen vernachlässigte. Bei der Konferenz zu Wiener-Neustadt im Herbst 1523 wurden dieserhalb viele Klagen laut<sup>51)</sup>. Der König rief an katholischen Feiertagen und an Festtagen der Jungfrau Maria die Herren zur Beratung zusammen. Diese erklärten, daß sie nicht erscheinen werden, «da sie, Gott sei gedankt, noch nicht Lutheraner seien und den Feiertag der Schutzfrau Ungarns andächtig begehen wollen»<sup>52)</sup>. Zum Vorwurf wurde Ludwig gemacht, daß er anlässlich seines Prager Aufenthaltes 1522—23 nicht versuchte, die Verbreitung der lutherischen Lehren zu verhindern, und daß er unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Ungarn zu den größten Beamten und Stadträten des Landes zumeist solche Männer ernannte, die Anhänger des neuen Glaubens waren<sup>53)</sup>.

Doch gab es noch andere Tatsachen und Ereignisse, die zu allgemeiner Klage Grund gaben. Als die Gesandten des Breslauer Bischofs und des Domkapitels Ludwig in Preßburg baten, er möge, da die Breslauer Lutheraner die katholischen Geistlichen verschiedentlich angreifen und sogar den katholischen Bischof vertrieben, mit Gewalt gegen sie auftreten, verzögerte Ludwig, trotzdem ihn der polnische Gesandte Schidlowieczki, der päpstliche Legat und die ungarischen Räte zur Erfüllung der Bitte aneiferten, die Regelung der obwaltenden katholischen Wirren bis zum Konzil<sup>54)</sup>. Weiter schrieb man seiner Gleichgültigkeit auch den Umstand zu, daß Konrad Cor-

49) Berichte des päpstlichen Gesandten vom 9. August 1525.

50) Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács S. 127—28.

51) Laut dem Tagebuche Schidlowieczkis.

52) Bericht Burgios vom 6. Feber 1525.

53) Smets: Gesch. des öster. Reichs. II, 480—81.

54) Bericht Burgios vom 17. August 1524.

datus bei Gelegenheit einer im Sommer 1524 vor dem Hofe gehaltenen deutschen Predigt heftig gegen den Papst und die Kardinäle auftreten konnte<sup>55)</sup>. Im Herbst 1525 machte König Ludwig dem Großmeister des deutschen Ritterordens solche Konzessionen, welche für die schlesischen Lutheraner von Vorteil, für die dortige katholische Geistlichkeit hingegen von Nachteil waren. Diese Konzessionen schrieb der Nuntius Burgio dem Einflusse Marias zu<sup>56)</sup>. Als in Preußen ein Aufstand losbrach, scheute sich König Ludwig nicht, einige Hundert Fußtruppen Albrecht von Brandenburg zu Hilfe zu senden<sup>57)</sup>. Dem protestantischen Alexius Thurzó schenkte er 1524 Galgócz<sup>58)</sup>.

Alle diese Tatsachen und Umstände stellten Maria sowohl in der Vergangenheit<sup>59)</sup> wie auch in der Gegenwart<sup>60)</sup> so dar, als ob sie mit dem neuen Glauben nicht nur sympathisiert hätte, sondern auch eine begeisterte Anhängerin desselben gewesen wäre. Nur daß all diese Verdächtigungen, die gegen ihre Rechtgläubigkeit erhoben wurden, nicht genug Grund liefern, um sowohl ihre als auch des durch sie beeinflussten Ludwigs Orthodoxie ernstlich in Zweifel zu ziehen oder zu verdächtigen in jenem Sinne, als wenn sie in

<sup>55)</sup> Fraknoi: Új M. Sion IX, 788.

<sup>56)</sup> Bericht Burgios vom 6. Febr. 1525. Derselbe schreibt den 19. September 1525: «Ho discoperto che la venute del gran maestro di Prussia fu, insieme cum un cittadino di Vratislavia... per obtinere, che in Slezia si fazi un Camerlengo, como e in Boemia et Moravia... Et non dubito che, per essere quel cittadino Lutherano, non tenda a mal fine questa novità. Sopra questo have concesso la Maesta sua una instructione, ove si dicono, che espressamente si tratta dis cose contra il Cléro, et che la concesso, non so che, contra li Cavalieri di Rhodo... et tutto sie fatto per mezzo di la Regina, secondo mi dicono.»

<sup>57)</sup> Bericht Burgios vom Jahre 1525 und 1526.

<sup>58)</sup> Engel: Gesch. d. Ungr. Reichs. III. II., 246.

<sup>59)</sup> Johann Henckel schreibt den 28. Aug. 1528 an Anton Erdélyi dem Predikator von Kaschau, daß die Königin Maria dem Evangelium sehr geneigt sei. (Kirchengeschichtliche Andenken I. 397.)

<sup>60)</sup> Ranke schreibt: Königin Maria, um welche sich die österr. Partei sammelte, galt für eine Freundin der neuen Meinungen; sie hielt die Fasten nicht, las lutherische Schriften, hatte Anhänger Luthers an ihrem Hof; im November 1526 widmete ihr Luther vier Psalmen zum Trost in ihrem Unglück. Dagegen nahmen die Szapolyaner eine streng altgläubige Miene an; die Lutheraner wurden zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Verböczi wurde von den Deutschen für einen großen Heuchler gehalten, er ließ von seinem Hause einen Holzgang zu dem nahegelegenen Kloster der Barfüßler bauen, damit er mit ihnen in ununterbrochenem Verkehr sein könne. (Turnschwand bei Engel I, 197. «Stephanus Verbocz amicus S.» Relatio Actorum bei Engel II, 55. Ranke II, S. 340—41. Dazu siehe Jahrbuch d. kunsthistorischen Sammlungen d. allerh. Kaiserhauses. Wien, 1893. XIV. Bd. S. 157. Josef Schrödl: Gesch. der Preßburger ev. Kirchengemeinde I, 43—44.)

ihren Herzen sich von der Kirche und ihren Lehren losgesagt hätten. Wir dürfen nicht vergessen, daß das XVI. Jahrhundert «das Zeitalter der vagen Gerüchte und Verdächtigungen von seiten des Pöbels» war<sup>61)</sup>. Maria selbst verwahrte sich am energischsten gegen diese Verdächtigung und Anklage. In ihrem an ihren Bruder Ferdinand den 15. April 1527 gerichteten Brief verteidigt sie sich deutlich, sicher, demütig und dennoch selbstbewußt.

Sie schreibt: «Ew. Majestät von 12. April datiertes Schreiben habe ich sammt dem von Luther mir gewidmeten Buche erhalten. Ich habe Ew. Majestät Ermahnung verstanden und danke für die mir bewiesene Liebe, mit welcher Ew. Majestät mich aufmerksam machen auf das, was Ihnen nicht gefällt. Bitte dies auch in Zukunft zu tun, doch Sie werden einsehen, daß ich Luther nicht verbieten kann, zu schreiben, was er will, sei es gleich zu meinem Vor- oder Nachteil. Ähnliches tat er auch mit anderen christlichen Herrschern, die es dulden mußten, und was weder der Kaiser noch Ew. Majestät verhindern könnten. Doch kann ich Ew. Majestät versichern, daß ich von Luthers Absicht nicht die geringste Ahnung hatte, und daß er seine Dedikation ohne meine Erlaubniß schrieb, was auch aus dem Vorworte ersichtlich ist. Aus diesem Grunde bitte ich Ew. Majestät, mich als gerechtfertigt zu betrachten. Was Ihre diesbezügliche Ermahnung anbelangt: achtzuhaben, daß ich und unser Haus in gutem Rufe bleibe und unsere Ehre kein Makel treffe, versichere ich Sie, daß ich mich hüten werde, etwas zu tun, was den guten Ruf unseres Hauses schmälern könnte, und was ich auch bis jetzt nicht getan zu haben glaube. Ich hoffe, der allmächtige Gott wird mich auch in Zukunft vor dergleichen beschützen. Mit seiner Hilfe hoffe ich bis zu meinem Tode in dem christlichen Glauben zu verbleiben. Gott gebe Ew. Majestät ein langes und gesundes Leben»<sup>62)</sup>.

Wie es scheint, wurde Ferdinand durch dieses Verteidigungsschreiben Marias nur zum Teil beruhigt. Am Charfreitag, den 19. April 1527, schreibt er aus Olmütz einen neuerlichen Brief, in welchem er sagt: «Ihr Schreiben, welches Sie mir als Antwort auf meinen Ihnen mit Luthers Buch gesandten Brief gaben, habe ich erhalten und daraus ersehen, daß weder Sie noch ich Luther verbieten können, zu schreiben, was ihm gefällt. Nur denke ich, daß Luther mir nie ein mit Lob gefülltes Buch schreiben könnte, wenn ich seine

<sup>61)</sup> Botka. Magy Sion II, 98.

<sup>62)</sup> Den französischen Brief teilt im Original Gévay mit: Urk. und Aktenstücke. I, 61.

Lehren, die er Evangelium nennt, nicht als die meinigen bekenne. Trotzdem zweifle ich nicht, daß Sie als kluge und christliche Fürstin tun werden, was Sie tun müssen. Aus diesem Grunde lasse ich den Gegenstand fallen und bitte Sie, nur auf zwei Dinge Acht zu haben, auf welche ich keine Antwort erhielt: nämlich, daß Sie Luthers verdamnte Bücher nicht lesen und acht geben, daß das Benehmen Ihrer Umgebung ein solches sei, daß Sie nicht in den Ruf einer wahren Lutheranerin kommen, wovon die Leute schon reden und was sie auch befürchten. Verzeihen Sie, wenn ich Sie mit dieser Angelegenheit langweile, ich erfülle nur meine geschwisterliche Liebe, und Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen anderen Zweck verfolge. Der Schöpfer gebe Ihnen, liebe Schwester, ein langes und zufriedenes Leben»<sup>63</sup>).

Maria schrieb hierauf den 29. April 1527 aus Preßburg ihrem Bruder einen zweiten Verteidigungsbrief, in welchem sie der Hoffnung Ausdruck gibt, daß er ihren früheren Brief, in welchem sie erklärte, mit Gottes Hilfe eine gute Christin zu bleiben und in diesem Glauben zu sterben, erhalten habe. «Was die beiden anderen Angelegenheiten betrifft, sagt sie, welche Sie mir ans Herz legen, erkläre ich, daß ich Luthers Bücher schon lange nicht mehr lese und Ew. Majestät Mahnung zufolge mich noch mehr hüten werde, sie zu lesen. Was meine Diener und Dienerinnen anbelangt, kann ich sagen, wer immer Ew. Majestät davon benachrichtigte, unwahres sagte; denn ich möchte den- oder diejenigen sehen, welche zu behaupten wagen, daß mein Hofgesinde mit meiner Einwilligung etwas gegen unseren Glauben getan hätte. Und wenn es wirklich jemand gäbe, der mich in dieser Hinsicht anklagt, bitte, machen Sie mich aufmerksam, damit ich mich verteidigen könne. Übrigens, wenn meine Höflinge ohne mein Wissen etwas taten, kann ich keine Verantwortung übernehmen. Ich bitte Ew. Majestät, benachrichtigen Sie mich, damit sich jene, wenn sie unschuldig sind, rechtfertigen können. Auch das kann ich nicht mit Schweigen übergehen, daß einige um mein Seelenheil besorgt sind oder fürchten, ich sei lutheranisch geworden. Ich bitte Ew. Majestät, fragen Sie dieselben, gegen welche Gesetze der katholischen Kirche ich mich vergangen habe; ausgenommen, daß ich an Fasttagen Fleisch esse? Ich glaube nicht, die Kirchengesetze damit verletzt zu haben, denn meine Umgebung kann beweisen, daß ich gezwungen war, es zu tun, um größeren

---

<sup>63</sup>) Diesen Brief teilt eben Gévy mit. Laut ihm hat Maria eigenhändig auf diesen Brief geschrieben: Suter anno 1527 in April.

Krankheiten vorzubeugen, obwohl ich nicht weiß, ob ich damit der größeren Gefahr vorgebeugt habe oder nicht. Ich glaube, daß unsere Feinde den Hader zwischen uns nur deshalb schüren, damit sie unsere geschwisterliche Liebe untergraben und durch Anwendung solcher Mittel sich als eifrige Diener bezeigen möchten. Doch hoffe ich zu Gott, daß ihr Plan nicht gelingen wird, und ich setze voraus, daß Ew. Majestät den bösen Zungen keinen Glauben schenken. Meinesteils verspreche ich, bis zu meinem Tode Ihre treue Schwester zu bleiben. Auch bitte ich Ew. Majestät, nicht zu glauben, daß ich Ihnen Ihren Brief verübelt hätte. Ja ich kann nicht genug dafür danken. Ich bitte auch in Zukunft mir immer den Grund Ihrer Unzufriedenheit bekannt zu geben, damit ich mich rechtfertigen kann und keinen Grund zur Klage gebe. Auch bitte ich Ew. Majestät, geben Sie nicht leicht Glauben dem, was man von mir sagt; denn Sie sehen, wie sehr ich mich bemühe, Ihnen zu Diensten und zu Gefallen zu sein, und nicht umhin kann, Ihnen alles zu schreiben, was mir am Herzen liegt, da ich glaube, daß zwischen Geschwistern keine Verstellung am Platze sei. Ew. Majestät ergebene, folgsame Schwester Maria»<sup>64</sup>).

Nach dieser zweifachen Verteidigung Marias, über deren Aufrichtigkeit und Wahrheit wir keinen Grund zu zweifeln haben, hörten Ferdinands Besorgnisse auf. Er konnte der Bitte der Königin nicht gerecht werden, da er weder die Ankläger mit Namen nennen, noch die Verdächtigungsgründe angeben konnte. Über all dies beobachtete er tiefes Stillschweigen, obwohl über andere Angelegenheiten ein reger Briefwechsel zwischen ihnen war. Erst den 21. Mai 1527 beantwortete er Marias zweiten Brief, und aus dessen versöhnlichem Tone war ersichtlich, daß seine Beunruhigungen Marias halber verschwunden waren. Er schreibt: «Ich bin mit Ihnen vollkommen zufrieden und glaube fest, daß Ihr Benehmen Ihrem Versprechen gemäß sein wird, da ich Ihnen vollständig vertraue und keinen Zweifel hege. Bitte glauben Sie mir, daß die ganze Welt nicht imstande wäre, Sie bei mir zu verdächtigen, so wie ich nie einen Zweifel Ihnen gegenüber hegte und überzeugt bin, daß auch Sie mir gegenüber so fühlen. Deshalb bitte ich Sie, meine Schwester, mir zu glauben, daß ich, was ich geschrieben, aus aufrichtiger geschwisterlicher Liebe tat, wie auch Sie erklärten, dies nur aus gleicher Liebe getan zu haben, da zwischen Geschwistern keine Verstellung

<sup>64</sup>) Diesen Brief teilt daselbst ebenfalls Gévay mit laut dem Konzept des Sekretärs vom kais. Hofarchiv. Auf dem Konzepte befindet sich die eigenhändige Notiz der Königin: Copie a Monsr. Actum Poso. vingne le 29. dauril anno etc. La seconde touchant laffaire de Lutter.

am Platze ist. Demzufolge ist kein Grund zu weiterer Befürchtung vorhanden, da wir beide versichert sein können, daß alles, was wir tun, zu unserem gegenseitigen Wohle ist und jeder seine Pflicht erfüllt, wie es zwischen Geschwistern üblich ist»<sup>65</sup>).

#### IV.

Daß Marias anderer Bruder, Kaiser Karl, auch so fühlte, ist aus seinen an seine Schwester gerichteten Briefen ersichtlich, hauptsächlich jedoch aus dem Kölner Briefe vom 3. Jänner 1531, den wir oben erwähnten.

Ein begeisterter ungarischer Verteidiger der Rechtgläubigkeit Marias sagt: «Konnte es denn einen schöneren Triumph geben als den, welchen die berufensten Richter, ihre eigenen Geschwister, ihr sicherten, die entschieden gegen den Protestantismus auftraten und denen die Verdächtigung Marias am ungelegensten kam, und welche ihre Rechtfertigung am nächsten interessieren mußte? Zerstiebt nicht dem Verdikt dieser Geschwisterliebe gegenüber der Verdacht Luthers, der nach der ersten frechen Provokation für immer verstummte, zum Zeichen, daß der Reformator sich alsbald überzeugte, die Türe verfehlt zu haben, an welche er geklopft, und welche sich nie vor ihm öffnen werde?»<sup>67</sup>).

Doch entfällt auch mit Marias Selbstverteidigung jeder andere Verdacht und jede Anklage. Hauptsächlich entfällt der Grund der Anklage des Primas Szalkay. Wir können Szalkays Behauptung nur als Straßenklatsch und Wichtigtuerei bezeichnen; nirgends finden wir die Begründung, wo und worin denn Szalkay eine Spur der Verbindung Marias mit Luther sieht? Daß Maria mit Cordatus in Verbindung stand, der sich bemühte, den Vermittler zwischen Maria und Luther zu spielen, beweist noch nichts, da es nicht erwiesen ist, daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Die aus der Dedikation Luthers geschöpften Beweise verlieren auch ihre überzeugende Kraft, wenn wir bedenken, daß Luther auch Karl V. gegenüber so handelte, dessen Rechtgläubigkeit nicht zu bezweifeln

---

<sup>65</sup>) Einer unserer hervorragenden Geschichtsschreiber sagt: «Wir haben keinen Grund die Aufrichtigkeit dieser Erklärung zu bezweifeln.» (Fraknoi: Új M. Sion IX. Bd.)

<sup>66</sup>) Dieser Brief Ferdinands ist aus Schweidnitz datiert. Diesen, sowie die übrigen zwischen Ferdinand und Maria gewechselten Briefe werden von Theodor Botka in ungarischer Übersetzung mitgeteilt: Sieg der ung. Königin Maria über die Glaubensverdächtigungen. Ung. Sion II. Bd.

<sup>67</sup>) Theodor Botka: Sieg der Königin Maria über die Glaubensverdächtigungen II, 107—108.

ist, obwohl einige auch dies taten<sup>68)</sup>. Im allgemeinen wurde in diesem Jahrhundert Mißbrauch und Handel mit den Dedikationen getrieben. Wie wir sehen, entschuldigte Maria das Nichthalten der Fasttage mit ihrer fortwährenden Kränklichkeit und damit, daß ihr aus Gesundheitsrücksichten Fleischessen erlaubt war<sup>69)</sup>. Übrigens wissen wir, daß das Fleischessen in der Fastenzeit damals allgemein Sitte war<sup>70)</sup>. Daß Maria in der Zeit vor der Schlacht von Mohács keine kirchlichen Stiftungen machte, ist leicht verständlich aus der nachweisbaren unglaublichen Armut, in welcher das königliche Paar leben mußte. Ebenso grundlos ist die Anklage wegen der Einziehung der früheren Stiftungen, was ja mit päpstlicher Erlaubnis geschah, und zwar nicht zu Privatzwecken, sondern zum allgemeinen Wohle, zur Rettung des Vaterlandes und bei Sicherung und Verpflichtung der Zurückstellung<sup>71)</sup>, so daß die Einziehung der kirchlichen Werte nur als provisorische Verfügung gelten konnte. Daß Maria als hochfliegendes Kind der Renaissance den hochwogenden Ereignissen ihres Zeitalters gegenüber nicht gleichgültig blieb, ist natürlich. Daß sie die Geburtsstätte von Erasmus von Rotterdam, des Schülers des hochgebildeten und geistreichen Lehrers Adrian von Utrecht, des späteren Papstes Adriann VI.<sup>72)</sup>, zu sehen

<sup>68)</sup> So Böhme: *De Caroli V. erga rem Evangelium praecipue in Saxonia lenitate*. Lipsiae, 1779. Remers Bemerkung zu dem Werke Robertson: *Gesch. d. Regierung Kaiser Karl des Fünften*. Wien, 1819. V, 329—30. Von Karl wissen wir ohnedies, daß der Papst ihm seiner großen Glaubenstreue zufolge, den Titel «katholischer König» gab. (Siehe Block: *Gesch. d. Niederlande II*, 392.)

<sup>69)</sup> In seinem oben erwähnten Brief an Ferdinand. Außerdem siehe Sacher-Masoch o. c. S. 89.

<sup>70)</sup> Georg Kirchmair schreibt: *Fleisch Essen in der Vasten war gemain*. *Denkwürdigkeiten seiner Zeit 1519—1553*. *Fontes Rex Austr. Scriptorum I*, 465.

<sup>71)</sup> Den 21. Juni 1526 anerkennt Ludwig II. daß er mit päpstlicher Erlaubnis die Schätze der Pester und Ofner Kirchen und Klöster für den gegen die Türken zu führenden Krieg sammeln ließ unter der Bedingung, daß er dieselben nach dem Kriege von den Preßburger Dreißigsten zurückerstatte. (Kopie in der Budapester Manuskriptsammlung der Unvers. Bibliothek. *Coll. Kaprinayana XX*, 121—122. *Coll. Heveneschiana XX. IX*, 354—55. *Katona: Hist. Cri. XX*, 623. *Luksics: Mon. Rom. Eppat. Vespr. IV*, 302.) In seinem aus Ofen den 20. Juli 1526 datierten Brief sagt Ludwig II, daß *nos ad restitutionem et refusionem argenteriorum, de ecclesiis regni nostri summa necessitate cogente ex ceptorum*, die sämtlichen Preßburger Dreißigsten nahm er für diese Zeit in Beschlag, *quo ecclesiis eidem de argentiriis huiusnodi satis fieri posset* und daß sein Wille sei, von den Dreißigsten niemanden nichts geben, *donec omnibus ecclesiis de exceptis argenteriiis plenaria satisfaccio non fierit*. (Hatvani: *Brüsseler Dokumentensammlung I*, 36. Friss: *Ung. Jüdische Dks. I*, 333.)

<sup>72)</sup> Mit welchen auch Karl V. in Briefwechsel stand. S. Gachard: *Correspondence des Charles V. et d'Adrian VI.*

wünschte, beweist nur, daß sie lebhaftes geschichtliches Gefühl und Interesse für die leitenden Persönlichkeiten ihres Zeitalters und die Führer der neuen Weltanschauung bekundete. Ihr Benehmen gegen Erasmus wird der rigorosen katholischen Auffassung gegenüber durch die Tatsache gemildert, daß ihr seine Rückberufung aus der Schweiz Männer wie Nikoalus Oláh und der Erzbischof von Panormien rieten<sup>73)</sup>, und daß sie sich außerdem noch die Erlaubnis hiezu von ihrem Bruder, dem Kaiser, erbat<sup>74)</sup>. Auch den vertraulichen Verkehr mit den Verwandten kann man Maria nicht verübeln, um so weniger, da sie als Königin des Landes schon infolge ihrer Stellung mit ihnen in Berührung kommen mußte, hauptsächlich mit Georg, welcher zur Zeit der Minderjährigkeit ihres Mannes, des Königs, dessen Vormund und Lehrer war. Auch ist ihre Anhänglichkeit zu Albrecht von Brandenburg erklärlich, da wir wissen, daß dieser Ludwig das römische Königreich in Aussicht stellte<sup>75)</sup>. Doch ist auch verständlich, weshalb Maria an ihrem Hofe außer ihren Verwandten noch andere glaubensverdächtige Personen duldete. An Alexius Thurzó und einige Mitglieder der ungarischen Regierung war sie durch Bande der Anerkennung und der Dankbarkeit, an andere wieder durch die Notwendigkeit gebunden. Alexius Thurzo nahm die Königin in ihren verlassensten Tagen, bei ihrer Flucht nach der Schlacht von Mohács in Schutz und sorgte für die Sicherheit ihrer Person und die Rettung ihres Vermögens. Ihre treu ergebenen Anhänger und Vertrauten waren noch Pempflinger, Révai, Thomas Nádasdy, Graf Franz Batthyány, die sie energisch in ihrem politischen Bestreben unterstützten, zur Zeit, als sie sich bemühte, den verwaisten Thron Ungarns für ihre Familie zu retten. Von den übrigen glaubensverdächtigen Personen hatte sie keine Ursache, sich zu hüten, da sie keinen für den katholischen Glauben gefährlich hielt. Dachte doch niemand damals an Abfall. Maria und alle jene, die mit

---

<sup>73)</sup> Sollicitauimus, schreibt den 27. März 1533 der Kardinal von Panormitanien Erasmus, apud serenissimam reginam patriarum citeriorum regentem, ut D. T. a tumulto Germanico huc in quietem et solum natale reuocaret, excoluendo deinceps stipendium olim addictum cum aliquot denariis promptis pro transferenda huc suppellectili et viatico. (Briefwechsel S. 325.)

<sup>74)</sup> Quod etsi sua Serenitas vehementer cupiat, non tamen id factum vult praeter consensum sacrae caesarae maiestatis; itaque iussus a serenitate sua scribo in praesentiarum ea de re Granuellano, ut maiestatem suam caesaream desuper conueniat, et animum eius nobis renunciaret quam diligentissime. Interim non grauetur D. T. responsum maiestatis suae nobiscum pacienter expectare. (Derselbe ebenda S. 325.)

<sup>75)</sup> Fraknói Mon. Vat. Hung. II. I, Einleitung S. CX.

ihr einer Meinung waren, dachten immer nur an Sitten und Ordnung verbessernde, nie an dogmatische Neuerungen.

Was Maria tat, tat auch der katholische Herrscher Ferdinand. Die päpstlichen Gesandten können den eifrigen Katholizismus dieses Herrschers nicht genug loben<sup>76)</sup>, und trotzdem duldet er in seiner Umgebung auch viele Anhänger des neuen Glaubens. Seine Gattin Anna umgab er mit Deutschen, die ausnahmslos Lutheraner waren<sup>77)</sup>. Der päpstliche Nuntius Morone klagt in seinem vom 6. März 1537 datierten Brief an Riculcati, daß die Ratgeber Ferdinands nicht vertrauenswürdige Personen seien, den Lutheranern nahe stehen, auch die niederen Räte und Diener Feinde der Geistlichkeit seien<sup>78)</sup>. Derselbe sagt in seiner Meldung vom 13. Juni 1537, daß unter den Räten Ferdinands Johann Hoffmann ein notorischer Lutheraner sei, und Leonhard Fels, der Anführer des ungarischen Heeres, ebenfalls lutherisch gesinnt und ein Priesterfeind sei<sup>79)</sup>. Und wissen wir denn nicht, daß derselbe Ferdinand trotz seines starken katholischen Gefühles die weltlichen Rechte des Klerus nicht im geringsten liebte, und daß durch seine Vermittlung die deutsche Reichsversammlung zweideutige Beschlüsse brachte? Aus rein politischer Berechnung übernahm er es, die Ansprüche der Utraquisten in Böhmen nicht nur zu unterstützen, sondern zu neuerer Anerkennung zu bringen, was ihm wirklich (sein politisch Rom feindliches, religiös jedoch gemäßigtes Benehmen) den Gehorsam in den böhmischen Ländern sicherte<sup>80)</sup>. Auch er nahm den Priester- und Kirchenbesitz in Beschlag<sup>81)</sup>.

In einer solchen Zwangslage waren auch Maria und Ludwig, als sie nach ihrer Vereinigung in Böhmen, Mähren, Brünn und Prag

<sup>76)</sup> Nuntius Morone in seinem den 13. Juni 1537 im Ricalcati nach Rom gerichteten Schreiben (Nuntiaturnberichte II., 183.) im Berichte des päpstlichen Legaten Alexander vom 13. Oktober 1538. (Nuntiaturnberichte III, 208.) Der Fünfkirchner Probst Stefan Brodarics unterstützt auch die Erklärungen der beiden Nuntius, indem er in dem an den Papst geschriebenen Brief über Ferdinand I. sagt: *Sermus Princeps Ferdinandus mirabilem devotionem et affectum ostendit in Vestram Sanctitatem et in S. Sedem. Qua de re multa mecum est hodie locutus, asserens, se eam religionem, in qua natus ipse sit, in qua maiores sui mortui, non solum constantissime servare, verum et cum omni eciam vitae discrimine tueri perpetuo velle.* Wien, 21. Aug. 1524. (Theiner: *Vet. Mon.* II, 639.)

<sup>77)</sup> Dies erwähnt Nuntius Morone in seinem Brief vom 6. März 1537. (Nuntiaturnberichte II, 123.)

<sup>78)</sup> *Dedit ei Germanos qui omnes fuerunt Lutherani.* (Diarium in Comitii Pesthanis. Bei Engel: II, 51. Bei Katona *Hist. Crit.* XIX, 515. Bei Ranke II, S. 341.)

<sup>79)</sup> Ranke: *Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Reformation.* II, 338—340.

<sup>80)</sup> Nuntiaturnberichte. II, 123.

<sup>81)</sup> Nuntiaturnberichte II, 182—183.

waren und sich im Interesse ihrer politischen Angelegenheiten der herrschenden allgemeinen Stimmung akkomodieren mußten. Endlich in dem Briefe, in welchem einige Glaubensfrivolitäten zu sehen vermeinten, brachte Maria nur den ihr eigenen Spott und Sarkasmus zum Ausdruck. Das ist mehr eine Tändelei, eine Persiflage, als Frivolität<sup>82)</sup>. Es ist dieselbe Ironie, welche sie liebte, in ihren Briefen einzelnen geschichtlichen Persönlichkeiten gegenüber zu gebrauchen, so gegen Anna Boleyn, Heinrich VIII., ihre Bewerber<sup>83)</sup>, doch auch gelegentlich gegen Mitglieder ihrer Familie, so auch gegen Ferdinand<sup>84)</sup>.

## V.

Der scharf beobachtenden und mit ihrem Zeitalter lebenden Persönlichkeit Marias war es unmöglich, die Auswüchse, Mißbräuche, die skandalöse Vernachlässigung der allgemeinen Sitten nicht zu bemerken. Sie wünschte deshalb, daß zur Rettung des Glaubensidealismus diese Auswüchse und Mißbräuche aufhören und die Reinheit der Sitten wieder hergestellt werde. Dies wünschten auch die hervorragendsten Katholiken dieser Zeit. So auch die päpstlichen Legaten Campeggio und Burgio. Burgio, welcher mit so viel Bitterkeit und Haß von der Lutherbewegung spricht, wünscht dennoch seinem sittlichen Gefühl zufolge eine Reform. Zur Heilung «der den Körper der Kirche bedeckenden Wunden» kennt er nur ein Mittel: «die Restauration der Glaubensangelegenheiten und der kirchlichen Würde.» Die unantastbare Reinheit des Privatlebens stand bei ihm in hohem Ansehen. Er geißelte den Verfall der Sitten. Er entrüstet sich, daß Balbi Ludwigs II. Lehrer ist<sup>85)</sup>. Ebenso viele Balken waren in den Augen eines der hervorragendsten Päpste, Klemens VII., die überhand nehmende Simonie, der Nepotismus, die Disziplinlosigkeit, der Mißbrauch mit den Ablässen und das Bestreben nach weltlichem Wohlsein<sup>86)</sup>. Marias Weltanschauung und ihr sittliches Gefühl waren schon in ihren Kinderjahren ausgebildet, als sie noch unter der Erziehung ihrer Tante, der Erzherzogin Margarete, stand, von welcher wir wissen, daß sie das schlechte sittliche Benehmen der Geistlichkeit verurteilte und dies

<sup>82)</sup> Auch Fraknói nennt diesen Brief frivol, später jedoch reduziert er ihn auf einen in «scherzendem Tone geschriebenen Brief von keiner Bedeutung». (Ungarn vor der Schlacht von Mohács S. 76 und 119.)

<sup>83)</sup> Fraknói: Georg von Brandenburg an z. St. S. 347.

<sup>84)</sup> S. Sacher-Masach z. W. S. 86.

<sup>85)</sup> Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács S. 20 u. f. S.

<sup>86)</sup> Mon. Vat. Hung. II, I, Einleitung S. XCVI—XCVII.

als Hauptgrund für die Religionsreform betrachtete<sup>87)</sup>. Es ist deshalb zu entschuldigen und eben nicht zu leugnen, daß Maria mit dieser Glaubensbewegung sympathisierte, da sie die in der Kirchengemeinde überhand nehmenden Mißbräuche eingestellt sehen wollte, und schon dieserhalb keinen starren Widerstand der Reformation gegenüber bekundete. Ein illustrierter vaterländischer Forscher sagt sehr treffend: «Es kam ihr wahrscheinlich nie in den Sinn, sich von dem Glauben ihrer Ahnen und Verwandten loszureißen; doch wird sie mit Vergnügen bemerkt haben, daß der kecke, wittenbergische Redner gegen die Mängel und Mißbräuche in der Kirche wettete. Niemand erhoffte hievon eine ständige Lostrennung, große politische Erschütterungen; doch hofften viele, daß dies einen vorteilhaften Druck auf die römische Kurie üben werde. Maria interessierte sich deshalb für Luther und seine Lehren, nahm ihre Höflinge in Schutz, jedoch ohne sich der neuen Konfession anzuschließen oder den ernstlichen Willen zum Anschluß zu haben»<sup>88)</sup>. Deshalb kann man auch ihre Drohung, im Falle eines französisch-päpstlichen Bündnisses mit ihren deutschen Höflingen Lutheraner zu werden, als momentanen Ausbruch der Überraschung und des Ärgernisses nicht ernst nehmen. Selbst der päpstliche Gesandte nahm dies nicht ernst, da er die diesbezügliche Drohung Marias in seiner Meldung auf ihr gehöriges Maß reduzierte. Er sagt in seinem nach Rom gesandten Bericht: «Man muß keinen großen Wert darauf legen. Denn abgesehen davon, daß Ungarn ein natürlicher Feind Deutschlands sei, so daß, wenn der eine etwas will, der andere sicher dagegen sein werde, ist es zweifellos, daß die Ungarn aufrichtige Anhänglichkeit für den heiligen Stuhl und die katholische Kirche hegen, demzufolge man ihnen unbedingt vertrauen könne»<sup>89)</sup>. Der Nuntius Burgio erklärt uns auch Marias Dazwischentreten, als sie in Ofen die Verhandlung eines wegen Ketzerei zu Tode Verurteilten, welcher durch seine Enthüllungen zahlreiche Bürger kompromittierte, niederschlagen wollte. Maria mit den ihr Gleichgesinnten fürchtete, daß die Stadt, in der schon so viele Bekenner des neuen Glaubens

<sup>87)</sup> Blok: *Gesch. d. Niederlande II*, 574. De Hoop Scheffer: *Gesch. der Kerkhervoorming*. Amsterdam, 1873. S. 25.

<sup>88)</sup> Fraknói: *Új M. Sion IX.*, 794. Und derselbe: *Ungarn vor der Schlacht von Mohács*. S. 118—119.

<sup>89)</sup> Burgio schreibt in seinem Bericht vom 8. Mai 1525: *De quibus non est curandum. Perche oltre che Ungarie e natural nemice d'Almagna, ne uno vuole quel che l'altro vole; sono anche talmente inclinati a nostro Signore et alla fede che non e da dubitare.* (Vergl. mit Fraknói: *Új M. Sion IX.* 794.)

waren, im Falle einer gesetzlichen Verhandlung ihre reichsten Bürger verlieren und zum Dorfe herabsinken werde<sup>90)</sup>. Doch wissen wir von Burgio selbst, daß Maria in Angelegenheit des Brünner Klosters den Abt desselben der Klage des Primas Szalkay zufolge wieder einsetzen ließ<sup>91)</sup>.

Daß Maria tatsächlich weit davon entfernt war, sich in die Verwirrungen dogmatischer Meinungsverschiedenheiten einzulassen, sich auf den schlüpfrigen Pfad der theologischen Haarspalterei zu wagen, beweist am besten der Umstand, daß sie sich mit Theologie überhaupt nicht befaßte. Sie nahm wirklich nur den Standpunkt ein, den in dieser Zeit die meisten Priester und weltlichen Personen, welche sich als eifrige Bekenner des Papstes und des römischen Glaubens gerirten, innehatten, und welche sich nicht im geringsten in ihrem Gewissen beunruhigt fühlten, wenn sie Luthers und Melanchthons Lehren lasen. Die vom Geiste der Renaissance Berührten suchten beim Lesen dieser Werke nur Seelenwonne, nicht aber kirchliche Wahrheit. Sie wollten sich nur an den Schönheiten des Geistes und der Sprache ergötzen, nicht aber Haeresie treiben. Sie standen jeder Absicht eines positiven Angriffes der Kirchenlehren fern. Sie fanden an der Erneuerung der klassischen Form Vergnügen, ahnten nicht einmal, daß das wissenschaftliche Prüfen zu Ketzerei und Lostrennung führen könnte. Selbst die öffentlichen Bekenner des neuen Glaubens hatten keine Einwendung gegen die hundertjährigen Gewohnheiten des katholischen Glaubens. Sie hörten Messen, ließen ihre Häuser weihen, hielten die Feiertage und wollten sich nicht von der allgemeinen Kirche losreißen, der sie seit ihrer Geburt angehörten<sup>92)</sup>. Als frappantes Beispiel können wir Franz Zay nennen, der bis zu seinem Ende Katholik blieb, jedoch als Reformfreund die Gebote Melanchthons las, obwohl er um alles in der Welt sein Brevier zu beten nicht verabsäumt hätte<sup>93)</sup>. Ähnlich ihm handelten viele.

Daß Maria sich tatsächlich nicht mit Theologie befaßte, sondern nur an eine Kirchenreform dachte, beweist auch authentisch ihre Bi-

---

<sup>90)</sup> Burgio: Hic vero in Ungaria nulla est civitas, que Germanis vicina sit, que vel in cordibus hominum secreto, vel in concionibus publice non det huic secte fomentum. Sed ut reliqua taciám, in Civitate Regia Budensi, quantum hec labes vigeat, vel fassiones unius, qui morto damnatus est, liquido possunt ostendere. In quibus fassionibus tot cives vocantur et citantur, ut fuerit his dominis consultius visum, ut supprimerentur potius quam in lucem venirent; verentes, ut aiunt, ne civitas ditissimis civibus privata, in oppidum evaderet.

<sup>91)</sup> Burgios Bericht vom 30. Nov. 1525 und s. Fraknói, Új M. Sion IX, 797.

<sup>92)</sup> Thallóczy: Franz Zay von Csömör. S. 30.

<sup>93)</sup> Ebenda.

liothek. Wir wissen, daß ihre reichhaltige Bibliothek sich auf viele Wissenschaften bezog: auf Geschichte, Philosophie, Sittenlehre, klassische Literatur, schöne Literatur usw., doch enthielt sie keine Werke, die sich auf eigentliche Glaubenserklärungen (Exegetik), Glaubensdisputationen (Polemik) oder im strengen Sinne auf philosophisch-theologischen Inhalt bezogen hätten. Die in ihrer Bibliothek befindlichen Glaubenswerke waren eher glaubensstärkende, glaubentröstende, pietistische Werke, deren Studium die Beruhigung der Gemüter, der Leidenschaften, das Aufleben der Hoffnung und das Wachsen der Liebe erhoffen ließen. Ein tiefes religiöses Gefühl mußte in der Brust einer Frau wurzeln, die seelische Zerstreung und seelische Erbauung suchte und fand in folgenden Werken: Das Leben Jesu<sup>94</sup>), Betrachtungen über das Leben Jesu<sup>95</sup>), der ewige Trost<sup>96</sup>), das Buch der Andacht<sup>97</sup>), Betrachtungen über die vier letzten Dinge<sup>98</sup>), die Stütze der Hoffnung<sup>99</sup>), Buch der zehn Gebote Jesu<sup>100</sup>). Sie fühlte das Bedürfnis, Trost und seelische Erleichterung zu finden, indem sie folgende Bücher las: die heilige Schrift und die Evangelien<sup>101</sup>), das Leben der Heiligen und Legenden der Heiligen<sup>102</sup>), Schriften der Kirchenväter<sup>103</sup>), Lob der Jungfrau Maria<sup>104</sup>). In Marias Bibliothek waren auch glaubenssittliche, den Glauben aneifernde Bücher vertreten<sup>105</sup>). Zwischen

<sup>94</sup>) Laut dem Verzeichnis ihrer Bibliothek besaß sie folgende Werke: Vie de Jesus Christ, Vita Christi, Le grand vita Christi (französisch) Vita Christi (kleines Handbuch), Vita Christi (Kastilischer Sprache.)

<sup>95</sup>) Méditations sur la vie de Jesus-Christ.

<sup>96</sup>) Eternelle consolation.

<sup>97</sup>) Livres de devotions.

<sup>98</sup>) Quatres novissimes.

<sup>99</sup>) Forteresse de la Foy.

<sup>100</sup>) Livre de dix commandement de Notre-Sr. avec la différence d'autre pôché mortel et veniel.

<sup>101</sup>) Bible (französisch) Bible historiel, Extrait de la Bible, Vieux testament et nouveau, Evangelilles de tout année (italienisch) Epitres et evangilles de toute l'année, Le livre de l' Apocalipse Ss. Iehan, Judas Macchabeus, Expositiöns des Psaltier, Pater nostre en bloie.

<sup>102</sup>) Legende des Saints, Chapellet des Saintes vertus, Legende de Ste. Catherine de Senre (Sienne), Saint-Pierre de Luxembourg, La vie, cronique, legende et passion admirable, Saint-Gréal.

<sup>103</sup>) Dernier volume de la Cité de Dieu, (S. Augustin) Frater Ambrosius, Histoire celesiastique de Euseb.

<sup>104</sup>) Ave sanctissima Maria, Livre des miracles de Nostre-Dame, Contemplation de Nostre-Dame. (In kastilischer Sprache.)

<sup>105</sup>) Quicumque vult, Contemptus mundi, Regime du corps et de l'ame, Vie Antichrist, Modus et ratio.

ihren Gebetbüchern fehlte sogar das Brevier nicht<sup>106</sup>). Von der Leserin solcher Bücher kann man nicht voraussetzen, daß sie gewillt gewesen wäre, sich loszusagen von jenen Glaubensprinzipien und jener Glaubensüberzeugung, die in ihrem Herzen und ihrem Geiste die Erziehung, die Gewohnheit gepflanzt und gefestigt haben. So wie die ganze Familie Marias, ihre Brüder Karl und Ferdinand, ihre Schwestern Eleonore, Isabella und Katharine eine aufrichtige und von der Kraft der Überzeugung durchdrungene Religiosität besaßen<sup>107</sup>), so war auch Maria von aufrichtiger religiöser Überzeugung.

Im übrigen hat der nüchterne Gedankengang, die berechnende Politik, die im Leben dieser Frau in so auffälliger Weise bei allen Handlungen und Unternehmungen zur Geltung kamen, in ihr den Entschluß einer Lostrennung von dem Urglauben unmöglich gemacht. Sehr treffend sagt ihr deutscher Biograph in dieser Beziehung: «Daraus, daß Maria Luthers und Erasmus' Schriften gelesen<sup>108</sup>), ist noch nicht zu folgern, daß sie die reformatorischen Bemühungen in allem und gänzlich gebilligt hätte. Ihre Umgebung bestand zum Teile aus Lutheranern, das war aber noch zu einer Zeit, als diese noch nicht Protestanten waren, als noch religiöser Waffenstillstand herrschte, noch sämtliche Parteien auf dem Boden der Kirche standen, sie noch den Ausgleich suchten und die Kirchentrennung noch nicht beendet war. Luther gehörte damals noch derselben Kirche an wie Maria. Wir können nur Sympathie für die Reformation bei ihr finden, doch nur innerhalb der allgemeinen Kirche. Alles dies war noch vor der Protestation von Speier, der Konfession von Augsburg, der Konföderation von Schmalkalden. Maria stand in Glaubensangelegenheiten eher mit Erasmus als mit Luther in Verbindung. So lange Erasmus sich bemühte, die Reformation nur auf kirchlichem Grunde zu bewerkstelligen, waren sowohl Maria als Erasmus Freunde der Reformation. Als jedoch die Reformation den kirchlichen Boden verließ, die Reformation und die katholische Kirche unversöhnliche Feinde wur-

<sup>106</sup>) Breviaire (Französisch).

<sup>107</sup>) Marias Schwester Eleonore kennzeichnete große Religiosität; sie trug ihres Lebens Last ergeben in den Willen Gottes und starb fromm . . . ganz gottselig gelebt, schreibt Ganz: Österr. Frauen Zimer 107. Isabella war ebenfalls religiös. (Ebenda S. 114 und d. f. S.)

<sup>108</sup>) Daß sie wirklich eines oder das andere gelesen, beweist zweifellos ihr Eingeständnis, welches in einem an Ferdinand gerichteten Briefe enthalten ist. Doch sagt sie in eben demselben Briefe, daß sie schon lange solche Bücher nicht lese. Ihre Bibliothek bezeugt zur Genüge, daß sie später das Lesen der disput. theologischen Werke ganz aufgegeben hat.

den, bekannte auch Maria Farbe: sie blieb Katholikin. Auf der einen Seite stand ihre Familie, deren Politik, Überlieferungen, ein System: die Schöpfungen von Jahrhunderten, alles was sie liebte und hochschätzte, ihre Blutsverwandten, ihre kindlichen Träume, sämtliche Ideen ihres Lebens. Auf der anderen Seite hingegen fremde Menschen, deren Persönlichkeit sie nur nach Schriften kannte, von anderen nur so viel wußte, daß sie Feinde ihrer Familien seien. Wenn sie treu zu ihren Geschwistern hielt, hatte sie glänzende Macht zu erwarten. Wenn sie sich Luther anschloß, fällt der Herrscherstab aus ihrer Hand, und anstatt daß sie große Taten vollbringen könnte, würde sie die Bibel lesen und Psalmen singen können. War denn Luther der Apostel eines neuen Glaubens, einer neuen Welt? Kam durch ihn ein neuer Geist über die Menschheit? Er war nur Reformator und das Haupt einer Konfession; die zwischen ihm und der Kirche sich einstellende Differenz entstand eher aus theologischen Fragen denn aus religiösem Gefühl»<sup>109)</sup>.

## VI.

Nicht nur Maria war weit entfernt, sich von dem Urglauben loszutrennen, sondern auch der unter ihrem Einflusse stehende König. Dieser betonte mehr denn einmal, daß er seinem Glauben treu sei und auch treu bleiben wolle. Tatsächlich bezeugte er den Glaubenslehren und dem Oberhaupte der Kirche gegenüber eine nicht zu erschütternde Anhänglichkeit. Den 4. Februar 1524 schreibt er Papst Klemens VII. aus Preßburg, daß «er wohl nie bereuen würde, die Ratschläge der römischen Kirche befolgt zu haben und deren Befehle erfüllt zu haben. Das Wort des heiligen Stuhles falle bei ihm mehr ins Gewicht, als das Wohl seiner Länder»<sup>110)</sup>. Er wünscht in seinem den 8. März 1524 an den römischen Gesandten Brodarics gerichteten Briefe, Campeggio möge dem lutherischen Irrglauben, diesem in Deutschland überhand genommenen ansteckenden Übel ein Ende machen<sup>111)</sup>. Er erklärt in seinem den 9. März 1524 an die Stadt Hermannstadt gerichteten Briefe, daß er «unangenehm berührt wurde durch die Nachricht, daß die

<sup>109)</sup> Sacher-Masoch z. W. S. 90—91.

<sup>110)</sup> ... nunquam enim me Romanae Ecclesiae vel monitis vel praeceptis paruisse penitebit... cuius (Apostolicae Sedis) ego auctoritatem Regnorum meorum saluti praeferre non dubitaverim. (Theiner: Vet. Mon. Hist. II, 633. Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács S. 40.)

<sup>111)</sup> ...illam tabem et morbum pestilentissimum Lutheranae haeresis, qua laborat Germania, tollere ac sanare posset. (Pray: Epist. Proc. I, 180. Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács S. 121—122).

gottlosen Lehren und Schriften des von dem Papste exkommunierten Luthers unter den Bewohnern der Stadt allgemein verbreitet seien; befiehlt dem Stadtrat, Luthers Bücher überall zu sammeln und zu verbrennen und zu allgemeiner Kenntnis zu bringen, daß der Verkauf, Kauf, das Lesen und Erklären solcher Schriften mit Güterverlust bestraft werde<sup>112)</sup>. Den 14. Dezember 1525 ermahnt er die Stände der Ober-Lausitz, sich vor allen Neuerungen auf dem Gebiete des Glaubens zu hüten<sup>113)</sup>. Da sich der lutherische Glaube in Hermannstadt und Kronstadt verbreitete, schickte der König den Kämmerer Gaspar Ráskai und den Sekretär Nikolaus Gerendai dahin, welche die Bücher und Schriften der Ketzer sammelten und verbrannten und gegen die Verbreiter der lutherischen Lehren die Untersuchung einleiteten<sup>114)</sup>. Nach Ödenburg sandte er ebenfalls einen Untersuchungsrichter in der Person des Franziskanermönches Gergely und ließ durch ihn die lutherischen Bücher konfiszieren, die Verkünder des Irrglaubens öffentlich ihre Lehren zurückziehen und sie für dieselben öffentlich um Vergebung bitten. Die beschlagnahmten lutherischen Bücher ließ er zu einem Scheiterhaufen schichten und durch den Henker der Stadt verbrennen. Die Räte bevollmächtigte er, den unverbesserlichen Priestern die Einkünfte zu entziehen<sup>115)</sup>. Damit wir noch einige Beispiele anführen, so gab er dem Komitate Sáros die Weisung, daß jene Priester, die sich zu Luthers Lehren bekennen und «die katholischen Christen dem wahren Glauben Christi abtrünnig machen», nach Erlau zu senden seien, wo der Bischof die Strenge der Gesetze gegen sie anwenden werde. Auch der Stadt Bartfeld gab er bekannt, daß gegen die Verkünder und Anhänger des neuen Glaubens «alle Arten der Marter anzuwenden seien, und bedrohte die Stadträte im Falle der Nichtbefolgung des Befehles mit strenger Strafe<sup>116)</sup>. Nach Neusohl sandte

<sup>112)</sup> Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 122.

<sup>113)</sup> Eine deutsche Kopie dieses Briefes Ludwigs befindet sich im Bautzener Stadtarchiv. Herausgegeben von Paul Arras: Regestenbeiträge zur Gesch. Ludwigs II. von Ung. u. Böhmen. Ist erschienen im Programm des Bautzener Gymnasium von 1893.

<sup>114)</sup> Burgios Bericht vom 17. Aug. 1524. Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 122.

<sup>115)</sup> S. das Protokoll der in Preßburg gehaltenen Untersuchung vom 24. Okt. 1524. — S. den Brief des König Ludwig vom 15. Okt. 1524 für Vater Gregor ausgestellt. — Ludwigs Befehl vom 17. Nov. 1524. (Im Archiv zu Ödenburg. Fraknói: Das erste Ausbreiten des Protestantismus in Ödenburg. Új M. Sion, 1876. S. 801—811 und derselbe: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 123—124.

<sup>116)</sup> Die Verordnungen vom 15. Jän. und 6. Feber 1525 s. b. Katona: Hist. Crit. XIX. 494. Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 124.

der König, als der dortige Pfarrer im Frühjahr 1525 klagte, daß der katholische Glaube allgemein verachtet werde<sup>117</sup>), den Oberhofmeister Peter Korláthkövi, um die Ordnung wieder herzustellen<sup>118</sup>). Den 8. Juni desselben Jahres gibt auch die Königin der Stadt zu wissen, daß «die Anhänger solcher pösen unchristlichen Handlungen, die wider die gepot Gots sein», einzusperren seien. Und als sie sich in den ersten Tagen des März sowohl gegen die Beamten der Kammer als auch gegen die Geistlichkeit empörten und den Gehorsam versagten<sup>119</sup>), wurde der Palatin selbst gegen sie geschickt. Verböczi verurteilte die Anführer zum Tode, denjenigen aber, die durch Überredung und tödliche Drohung zum Aufstand und zur Annahme des Ketzertums verleitet wurden, verzieh er, ließ sie versprechen, dem Könige sowie seinen Beamten und der Stadtbehörde gegenüber den verpflichteten Gehorsam zu leisten, dem lutherischen Ketzerglauben zu entsagen und sich der katholisch-geistlichen Behörde zu ergeben<sup>120</sup>). Wir wissen, daß Ludwig die Breslauer Angelegenheit, wenn auch der wiederholten Mahnung des Nuntius zufolge, zum Vorteile der Katholiken erledigte; er versprach, durch den Kanzler Ladislaus Szalkay mit der größten Strenge gegen die Breslauer Lutheraner aufzutreten und solche Verordnungen zu treffen, damit die ganze Welt sehe, daß sowohl er als auch seine sämtlichen Untertanen gute Christen und folgsame Anhänger des apostolischen heiligen Stuhles seien. Später setzte er den verbannten katholischen Bischof wieder in seine Rechte ein und sicherte die gefährdeten katholischen Interessen<sup>121</sup>). Seine verspäteten Anordnungen sind nur mit seiner Gleichgültigkeit allem gegenüber zu erklären. Der Papst spricht ihm den 26. März 1524 für sein energisches Auftreten seinen Dank aus und eifert ihn zur gänzlichen Ausrottung der Lutheraner an<sup>122</sup>).

Daß Ludwig seine religiösen Verpflichtungen, wenn auch mit der ihn charakterisierenden Trägheit, nicht vernachlässigte, kann dokumentarisch bewiesen werden. Die Gesandten Venedigs, Lorenzo Orio

<sup>117</sup>) Brief des Primas Ladislaus Szalkay vom 21. Mai 1525 an den Pfarrer von Neusohl.

<sup>118</sup>) S. dessen Brief an die Stadt vom 23. Juni 1525.

<sup>119</sup>) Burgios Berichte vom 9. u. 12. März 1526.

<sup>120</sup>) Das Original des Urteilbriefes vom 13. April 1526 befindet sich im Archiv der Stadt Schemnitz. Bei Katona: Hist. Crit. XIX, 579—588. Fraknói: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 202—205.

<sup>121</sup>) Laut dem Tagebuch Schidloviczki. Außerdem s. die Berichte Guidotos vom 28. Dez. 1523. 14. und 31. Jänner und 26. März 1524. Vergl. mit Fraknói: Új M. Sion IX, 788.

<sup>122</sup>) Theiner: Mon. II, 636.

und Vinzenz Guidoto preisen Ludwig als einen Mann, der es liebt, sein Herz der göttlichen Furcht und Andacht zu weihen, der täglich eine stille Messe hört, an Festtagen aber eine gesungene große Messe und Predigt. Auch laut Massaro ist Ludwig andächtig und gnädig. Dubravszky, der Ludwig persönlich kannte, lobt auch dessen Religiosität. Doch beweisen dies noch andere konkrete Dokumente. Im Archiv zu Kér befindet sich ein Teil des Auszuges der Hofausgaben vom Jahre 1525 von Stefan Majláth, dem Rentmeister am Hofe Ludwigs II., wo unter anderen sich der Passus findet, daß der König dem Hofkaplan für das Singen der Passion ein Pint Malwaser Wein geben ließ<sup>123)</sup>. Also war der König während dem langen Gesang zugegen. Wir wissen, daß er beichtete und die heilige Kommunion empfing, so auch vor der Schlacht von Mohács den 16. August<sup>124)</sup>.

Außerdem ist es bekannt, daß dieser König seine Mithilfe bei Förderung der katholischen Interessen nicht versagte. Den 8. August 1525 empfiehlt er dem Papst Klemens VII. die Angelegenheit des Graner Kapitels<sup>125)</sup>. Den 18. September desselben Jahres empfiehlt er den Preßburger Probst und das Kapitel dem Comes von Preßburg und Ofner Burghauptmann Johann Bornemissa von Berzencze, so auch dem Preßburger Schloßhauptmann Stefan Aczél<sup>126)</sup>. Den 6. Juni 1526 befiehlt er dem oben erwähnten Preßburger Schloßhauptmann Stefan Aczél, das Preßburger Kapitel in seinem Fischerrechte zu beschützen<sup>127)</sup>. Mehrere solche die Kirche protegierende Verordnungen sind dokumentarisch beglaubigt. Aber auch die vielen Bittschriften, die Ludwig und Maria, einzeln oder zusammen, an das Oberhaupt der Kirche richteten, geben Zeugnis von dem Vertrauen, der Ehrfurcht und der Anhänglichkeit, welche sie dem Papste gegenüber bekundeten und auch davon, daß sie gegen die katholischen Glaubensangelegenheiten weder Antipathie noch Haß fühlten. Auf ihre Bitte erneuerte Papst Leo X. die Verordnung Papst Sixtus IV., daß das Vermögen der ohne Testament verstorbenen Mitglieder des

---

<sup>123)</sup> Eodem die Stephano Capellano Regiae Majestatis, qui hoc die Passionem Evangelicam cantavit, iussu suae Majestatis, pro una pinta malmatici dedi — den 23. (Századok. 1869. III, 636.)

<sup>124)</sup> Szerémi sagt: Cumque venisset rursum ad Batam, Rex fecit confessionem puram et eucaristiam summssit deuocione magna. (Epist. de perd. cap. XXXV. p. 118.)

<sup>125)</sup> Theiner: Vet. Mon. Hung. II, 652.

<sup>126)</sup> Knauz: Magy. Sion, IV, 171.

<sup>127)</sup> Ebenda 171.

Weißburger Kapitels dem Kapitel anheim falle<sup>128</sup>). Ebenfalls auf Ludwigs Bitte bekräftigt und erweitert der Papst die Rechte des Weißburger Propstes<sup>129</sup>). Auf Ludwigs Bitte erneuert Leo X. den von Papst Vinzenz VIII. gegebenen Ablaß zu Ehren der seligen Jungfrau Maria zu Stuhlweißburg<sup>130</sup>). Auf besondere Bitte Ludwigs bekräftigt derselbe Papst sämtliche Privilegien des Weißburger Kapitels<sup>131</sup>). Auf Marias Bitte verspricht Papst Klemens VII. einen vollkommenen Ablaß allen jenen, welche an der ersten heiligen Messe des Bischofs Elias von Ippon teilnehmen<sup>132</sup>).

König Ludwig wußte sehr gut, daß mit dem Papste zu brechen so viel hieße, als seine eigene Macht schwächen, seine Regierung der stärksten ausländischen Stütze zu berauben. In einem Briefe vom Jahre 1524 (ohne Datum) erklärt er, daß er die Bitte des Papstes, für ihn zu beten, um so lieber erfülle, da er nur von ihm Heil für sein Land erwarten könne<sup>133</sup>). In einem den 4. Februar 1524 an Papst Klemens VII. gerichteten Briefe erklärt er, daß er ganz von dem Ansehen des heiligen Stuhles abhängig sei<sup>134</sup>). In einem den 24. März 1526 an Papst Klemens geschriebenen Briefe sagt er, daß er nach Gott nur vom Papste Hilfe bei eventueller Gefahr hoffen könne<sup>135</sup>). Mit dem Papste zu brechen, wäre der größte politische Fehler gewesen, der nicht nur die Entziehung der päpstlichen Hilfe zur Folge gehabt hätte, sondern den Kaiser und seine Partei auch dem Volke gegenüber in einen schweren Konflikt gebracht hätte, denn das Volk wußte, daß er nur von dem Papste Hilfe erwarten könne<sup>136</sup>).

<sup>128</sup>) Kopie in der Manuskriptensammlung der Budapester Universität. Herausgegeben im Mon. Rom. Eppat. Vespr. IV, 270.

<sup>129</sup>) Kopie in der Bibliothek der Budapester Universität. Herausgegeben in Mon. Rom. Eppat. Vespr. IV, 269.

<sup>130</sup>) Kopie ebenda. Herausgegeben in Mon. Rom. Eppat. Vespr. IV, 266—268.

<sup>131</sup>) Kopie ebenda. Herausgegeben in Mon. Rom. Eppat. Vespr. IV, 262—66.

<sup>132</sup>) Bei Theiner: Vet. Mon. Hung. II, 638.

<sup>133</sup>) Quod autem me hortatur, ut pro se et quiete christiani populi preces solennes curarem porrigere, id profecto feci et faciam eo libentius, quod incolumitate Vestrae Sanctitatis ac pace christianorum, nec alio remedio, mea regna videam posse retineri. (Original in der Vatic. Bibliothek. Fraknoi: Mon. Vet. Hung. II, I, XCIV.)

<sup>134</sup>) Nam totus ab Apostolicae Sedis auctoritate pendeo. (Bei Theiner: Vet. Mon. Hist. II, 633.)

<sup>135</sup>) ... nullam esse nobis post Deum spem salutis, nisi in Vestra Sanctitate et eius in rebus nostris curandis singulari diligentia, schreibt der König den 24. März 1526 an Klemens VII. (Bei Theiner: Vet. Mon. II, 665.) Ebenso etwas später den 13. April 1526. (Ebenda II, 669.)

<sup>136</sup>) Der Graner Erzbischof Ladislaus Szalkay äußert sich so den 24. Feb. 1525 in seinem an den Papst gerichteten Briefe, in welchem er sagt: ... omnia in

VII.

Daß Maria und Ludwig eine nicht nur aus politischer Opportunität, sondern dem persönlichen Gefühl entspringende treue Anhänglichkeit dem Oberhaupte der Kirche, dem Papste gegenüber bewiesen, bezeugen die eigenhändigen Briefe Ludwigs an den Papst, in welchen er der Erklärung Ausdruck gibt, daß er großes Gewicht auf die Worte und Ratschläge des heiligen Vaters lege<sup>137</sup>). Wir wissen dies auch aus dem Berichte des Nuntius Campeggio vom 5. Juni 1525, laut welchem Maria und Ludwig die größte Ehrfurcht für den heiligen Vater hegen<sup>138</sup>), und auch aus einem Bericht Brodarics, welchen er den 13. September 1525 aus Ofen an Papst Klemens VII. richtet. Er sagt hier, daß der König und die Königin ihn bei seiner Ankunft in Ofen sehr gnädig empfangen und dankbaren Gemütes gehört haben, daß der heilige Vater mit so viel väterlicher Liebe für sie und ihr Land erfüllt sei<sup>139</sup>). So hätten sie sich wirklich nicht geäußert, wenn sie im Sinne gehabt hätten, sich von dem Papste und dem Glauben, welchen er personifizierte, loszusagen. Wenn nur der geringste annehmbare Beweis vorhanden gewesen wäre, daß das königliche Paar mit Rom brechen wolle, würde Papst Klemens VII. sicherlich nicht in seinem an Ludwig gerichteten Briefe gesagt haben, daß er seine Liebe und väterlichen Gefühle ihm gegenüber bewahre, als wenn er sein erzeugter Sohn wäre<sup>140</sup>).

---

summo posita esse discrimine, nec ullam insuper esse spem salutis, nisi in Christo Jesu et eius Sanctissimo in terris Vicario. (Bei Teiner: Vet. Mon. Hung. II, 648.) Tomori, der Erzbischof von Kalocsa sagt in seinem dem päpstlichen Gesandten Baron Burgio geschriebenen Brief vom 27. März 1526: nemo est preter Sanctissimum Dominum nostrum, qui huic Regno periclitandi succurrat. (Theiner: Vet. Mon. II, 666.)

<sup>137</sup>) Papst Klemens VII. schreibt den 8. August 1525 an König Ludwig: Magna letitia nos affecerunt tuae Serenitatis litterae manu propria scriptae: significarunt enim nobis et commendationes nostras pro homine prudente et proba interpositas magni momenti apud te fuisse, et spem in nobis excitarunt, te optimis posthac consultoribus utentem, quae a magno Rege expectanda sunt, et regno populisque tuis et toti Christianae reipublicae prestituturum. (Theiner: Vet. Mon. II, 651.)

<sup>138</sup>) . . . . . questa Maesta (er meint Ludwig und Maria) et Signori tullì portino grandissima reverentia al nome di Nostro Signore (meint den Papst).

<sup>139</sup>) . . . . . illic Maiestatem suam et Serenissimam Dnam meam Reginam conveni, benigne ab iis exceptus. Quibus cum mandata Vertrae Sanctitatis exposuissem, gratissimo animo omnia audivere, presertim Vestrae erga se Sanctitatis tantum et tam paternum amorem et de rebus huius Regni curam. (Theiner: Vet. Mon. II, 654.)

<sup>140</sup>) Nos veterem et perpetuum nostrum amorem erga te prosequemur, patriumque affectum, ac si filius noster esses ex nobis natus, conservabimus. (Theiner: Vet. Mon. Hung. II. 651.)

Daß Maria und Ludwig nicht nur aus opportunistischen Rücksichten, sondern einer aus individuellem Gefühl entspringenden Überzeugung zufolge Katholiken waren und blieben, bezeugt zur Genüge der Umstand, daß sie sich in Gesellschaft solcher Männer wohl fühlten, die durch ihre reine und tiefe katholische Überzeugung hervorragten. Solche waren Campeggio und Baron Pulleono Burgio. Beide hatten eine so feste Überzeugung von der einzig seligmachenden Kraft unseres Glaubens und dem göttlichen Ursprung der Glaubensartikel, und hielten so treu zu der hierarchischen Stellung der Päpste, wie vor einem Jahrtausend die Augustiner und Ambrosius<sup>141)</sup>. Das königliche Paar fand ein Vergnügen daran, daß diese beiden Männer, von welchen den einen, Burgio, Papst Klemens VII. selbst als einen homo prudentissimus et vigilantissimus bezeichnete<sup>142)</sup>, der sich allgemeiner Liebe erfreute und den man trotz seines italienischen Ursprunges für einen echten Ungarn hielt<sup>143)</sup>, Vertreter des heiligen Stuhles in Ungarn waren.

Auf Grund dieser Beweise können wir der Wahrheit gemäß erklären, daß die des Protestantismus verdächtige und angeklagte Königin und ihr Gemahl, solange sie in Ungarn sich aufhielt und mit ihr ihr Gemahl, bis zu ihrem Ende treue Katholiken blieben.

Für die treue Katholizität Marias spricht auch ihre Tätigkeit in den Niederlanden, wo sie nach dem Tode Ludwigs ein Vierteljahrhundert regierte<sup>144)</sup>. Die Erhaltung des Katholizismus wurde von

<sup>141)</sup> Fraknoi: Mon. Vat. Hung. II. I, S. XCVI.

<sup>142)</sup> In seinem Schreiben vom 9. Feb. 1526 an Kaiser Karl V. (Theiner: Vet Mon. II. 660.)

<sup>143)</sup> Der Fünfkirchner Probst Stefan Brodaries schreibt von Baron Burgio Papst Klemens VII: I. Baro ita a nostris omnibus amatur, ut cum non in illa Sicilia, quae pars Italiae esse censetur, sed in hac, quae pars Hungariae est, quam et ipsam eodem nomine appellamus, natum esse reputemus, et provero ac puro Hungaro habeamus. (Wien, 21. Aug. 1524. Theiner: Vet. Mon. II, 639.)

<sup>144)</sup> Botka: Magy. Sion. II, 108—109. Während ihres Aufenthaltes in den Niederlanden betrachtete Maria die Bekenner des neuen Glaubens nicht mehr als auf dem Boden der Kirche stehend, da sie damals schon nicht den Ausgleich mit Rom suchten. Die Protestation von Speier geschah im Jahre 1529, die Konfession von Augsburg im Jahre 1530, die Konföderation zu Schmalkaden im Jahre 1537, und deshalb kann ich die Aussage eines unserer hervorragenden Geschichtschreiber nicht anerkennen, daß «Maria, als sie sich in den Niederlanden ansässig machte, ihrer Sympatie für den Protestantismus entsagte und sich mit treuer, innerlicher Liebe der kath. Kirche und ihren Lehren zuwandte.» (Fraknoi: Új M. Sion. IX. 799. Derselbe: Ungarn vor der Schlacht von Mohács. S. 207.) Denn diese Worte klingen so als ob Maria früher, als sie noch in Ungarn war und Sympatie für die Reformation bekundete, nicht mit aufrichtiger, treuer Liebe gegen die Lehren und Verordnungen der kath. Kirche erfüllt gewesen wäre.

ihr aus rein politischen Rücksichten unter ihre wichtigsten Regierungsangelegenheiten gereiht. Als im Jahre 1550 zwischen ihren Geschwistern, dem Kaiser und Ferdinand, wegen der Krone des deutschen Reiches ein hartnäckiger Wettstreit begann, wählten die Brüder Maria als Schiedsrichterin, welche bei Erledigung dieser schweren Angelegenheit nicht nur die Interessen ihrer Familie, sondern auch diejenigen der katholischen Kirche vor Augen hielt. Wenn, wie sie sagte, eins der französischen oder englischen Häuser die kaiserliche Würde erringen oder einer der deutschen Herzöge in ihren Besitz gelange, könnte in diesem Falle sowohl die Tyrannei des Hauses Valois, die Ketzerei der Tudors, als auch die Genossenschaft der Herzöge gefährlich werden. Deshalb ist es unbedingt notwendig, daß für die kaiserliche Würde ein solches Mitglied des österreichischen Hauses gewählt werde, welches fähig wäre, den katholischen Glauben zu erhalten und die Zukunft des heiligen Reiches zu sichern<sup>145</sup>).

Auch bei den kriegerischen Kämpfen leiteten sie die Interessen des Katholizismus, und in den langen Kämpfen, welche sie gegen die holländischen Anabaptisten führte, gab sie ebenfalls ihren katholischen Gefühlen kräftigen, imponierenden Ausdruck. Ein bekannter Geschichtsschreiber sagt: «In den Niederlanden ist die Geschichte der Reformation seit 1530 ein Menschenalter hindurch nichts als eine Geschichte des Kampfes der Täufer, oder wie sie sich selbst nannten, der «Bundesgenossen» gegen die katholische Kirche und gegen Karl V.<sup>146</sup>). Die gegen den neuen Glauben und deren Bekenner herausgegebenen Verordnungen lauteten nicht nur im Namen Karls, sondern auch im Namen Marias<sup>147</sup>). Maria war sehr eifrig in diesen Kämpfen als Hauptvertreterin der Glaubensprinzipien. Ihre Wachsamkeit und nie erlahmende Energie errangen den Sieg. Und daß nicht nur politische Interessen sie zu dieser Machtentfaltung aneiferten, sondern auch die Überzeugung, das beweisen ihre glau-

<sup>145</sup>) Sacher-Masoch a. g. St.

<sup>146</sup>) Die Geschichte der Reformation in den Niederlanden von 1530 ab ist ein Menschenalter lang die Geschichte vom Kampf der Täufer oder, wie sie sich dort nannten, der «Bundesgenossen» gegen die römische Kirche und Karl V. Regierung. (Engelhart Gottlob: Deutsche Geschichte im XVI. Jahrhundert II. 45.)

<sup>147</sup>) So haben wir mit zeitigem, wohlbedachtem Rath, auch mit rath ond bewilligung vnser lieben Schwester fraw Maria Königin Douagiere von Vngern vnd Böhmen ect. Regent vnd Gubernant in vnsern Landen heriverts... geordenirt vnd statuirr. (S. Ordnung, Statuten vnd Edict, Keiser Carols des fünfften, publicirt in der namhaften Stat Brüssel, in beysein irer Mayestet Schwester und Königin, Gubernant vnd Regent seiner Niederlend, den 4. Octobris, anno Christi 1540.

benseifrigen Handlungen zur Genüge. Zur Zeit der Türkengefahr hielt sie im ganzen Lande allgemeine Andachtübungen. Sie besuchte häufig die in der Nähe von Brüssel und Mecheln befindlichen Klöster und Kirchen. Mit Vorliebe suchte sie die romantisch gelegene und zur Pflege der andächtigen Bußübungen ungemein geeignete Abtei von Villier, die Greenendael Sept. Fontaines auf, die in ihren großartigen Ruinen auch noch jetzt den Vorübergehenden zu übernatürlicher Betrachtung hinreißt<sup>148)</sup>. Als Grund ihres Wunsches, von der Regierung zurückzutreten, galt auch dieser, daß sie ihre noch übrige Lebenszeit Gott weihen und für ihr Seelenheil Sorge tragen wolle. In ihrer Denkschrift, die sie ihrem kaiserlichen Bruder sandte, ihn bittend, sie von ihrem Posten zu entheben, sagt sie unter anderem: «Eine fünfzigjährige Frau, welche schon 24 Jahre gedient hat, ist verpflichtet, ihre noch übrige Lebenszeit Gott dem Herrn zu weihen.» In ihrer Abschiedsrede von den niederländischen Ständen sagt sie folgendes: «Mein zunehmendes Alter macht mich darauf aufmerksam, daß es Zeit sei, einen so mühsamen und schweren Platz zu verlassen, damit ich mit mehr Ruhe Gott dienen könne.» Als Philipp II. sie bat, die Regierung der Niederlande wieder zu übernehmen, antwortete sie: «Verzeihen Sie, wenn ich eine Sache nicht annehme, deren Annahme mir mein Gewissen und mein Seelenheil nicht erlauben, da jedermann, hauptsächlich jedoch unseresgleichen verpflichtet ist, Gott für unsere Taten Rechenschaft zu geben»<sup>149)</sup>. Ein schönes Beispiel ihres lebendigen katholischen Glaubens verkündet die Kirche St. Gudule in Brüssel. Sie ist auch eine Gründerin der Kapelle Chapelle du St. Sacrament des Miracles. Hier erscheint sie mit ihren Brüdern und Schwestern, mit Karl V. und Ferdinand I., mit Eleonore und deren Gemahl, dem Könige von Frankreich, Franz I., mit Katharine und deren Gemahl, dem Könige von Portugal, als Bekennerin des katholischen Glaubens. Als solche ließ sie von Künstlerhänden eines dieser farbenprächtigen Fenster malen, beim östlichen Eingange links das zweite Fenster. Ein verstorbener vaterländischer Gelehrter, der über die ungarischen Denkmäler in Brüssel schrieb, erwähnt dieses Fenster gar nicht, weil er wahrscheinlich dessen historische Bedeutung nicht erkannte. Auf dem farbigen Bilde des Fensters ist die Königin Maria in schwarzem Kleide, mit einer Krone auf dem Haupte dargestellt. Rechts von ihr, gleichsam auf dem vornehmen Platze, steht König Ludwig II., ebenfalls mit einer Krone auf dem Haupte, in ein Kleid aus

<sup>148)</sup> Botka: Magy. Sion. II, 108.

<sup>149)</sup> Botka: Das. II, 110—111.

rotem Brokat gehüllt, mit einem langen von der Schulter herabhängenden Mantel. Beide, sowohl der König als auch die Königin, sind in knieender Stellung mit gefalteten, zum Gebet erhobenen Händen dargestellt. Zwischen ihnen steht, sie beschützend, segnend ihr Schutzpatron. Dieses prachtvolle, in sanfter Farbenpracht prangende Fenster ist nach einem Karton des Michael Coxie von Jan Hacek verfertigt. Ein zweites mächtiges Fenster befindet sich außerhalb der Kapelle im südlichen Kreuzschiffe, und das darauf dargestellte Bild ist von Bernard Orley. Der oben erwähnte vaterländische Gelehrte beschreibt dieses Fenster, jedoch ist seine Beschreibung ebenso lücken- als fehlerhaft. In der oberen Rosette des in drei Felder geteilten Fensters befindet sich in einem Kleeblattkranz die ungarische Krone. Unter derselben in einem vierteiligen Felde das Wappen Ungarns. Unterhalb desselben ebenfalls in einem Kleeblattkranz zweimal das Monogramm LM — LM, d. h. Ludovicus-Maria. Weiter unten längs der ganzen Breite des Fensters einzeln je vier Wappen. Unter diesen in der Mitte des Fensters befindet sich ein triumphbogenartiges, gewölbtes Gebäude, dessen Tympanon rechts und links von je einem zwei Menschenköpfe darstellenden Medaillon geschmückt ist. Im Toreingange sind drei Gestalten sichtbar: eine davon ist Ludwig II. mit einer Krone auf dem Haupte, einem rotbrokat Kleide mit darauf gesticktem Landeswappen und einem von seinen Schultern lang herabwallenden gelben Mantel mit Hermelin verbrämt, auf demselben eine goldene Halskette. Die schwarzbärtige Gestalt ist in knieender Stellung mit zum Gebet gefalteten Händen. Vor ihm ein Betstuhl und auf diesem ein offenes Buch. Die zweite Gestalt hinter Ludwig am anderen Ende des Fensters, ist Maria in einem schwarzen Kleide mit einer Krone auf dem Haupte, ebenfalls mit gefalteten Händen und ausgestreckten Armen. Zwischen beiden, gleichsam auf dem Ehrenplatze, steht eine gekrönte, in einen langen Hermelinmantel gehüllte Gestalt, der Patron, mit beiden Händen, gleichsam schützend, einen Stab oder ein Szepter haltend. Auf derselben wagerechten Fläche links halten geflügelte Engel den gekreuzigten Heiland, gleichsam Trost spendend, vor König Ludwig. Rechts hinter Maria befindet sich die Jungfrau Maria mit dem Kindlein Jesu. Endlich im unteren geschlossenen Teile des Fensters ist ein Wappen, ein Figurenbild, eine Inschrift auf einem Kreisblatt, dann wieder ein Figurenbild und ein Wappen sichtbar. Die unterhalb des Bildes auf einer Tafel befindliche Inschrift sagt, daß das Bild ein Andenken des im Verteidigen des Glaubens gegen die Barbaren heldenhaft kämpfenden und im Kampfe gefallenen Ludwigs, Königs von Ungarn, Dalmatien, Kroatien und

Böhmen, sowie dessen Gemahlin Maria, Schwester des Kaisers, sei<sup>150)</sup>. Es ist meine Ansicht, daß die Gründung zweier so monumentaler Andenken in einer Kirche nur in der Verschiedenheit der Bedeutung der Andenken zu suchen sei. Das Fenster in der Kapelle ließ Maria als Gründerin der Kapelle, das zweite Fenster hingegen als die trauernde Witwe des für den katholischen Glauben gefallenen Königs malen. In Wirklichkeit sind jedoch beide Fenster eine Bezeugung andachtvoller Pietät des lebendigen Andenkens an ihren Gemahl der ihn bis zu ihrem Tode betrauernden Witwe. Wir können ganz getrost diese beiden Fenster als Konfession Marias gelten lassen, da sie die hehrsten Glaubensdoctrinen des katholischen Glaubens zum Ausdruck bringen. Die heilige Dreifaltigkeit, die Menschwerdung, die Erlösung durch das Kreuz, die Jungfrau Maria, die Verherrlichung der Engel und Heiligen.

Doch viel stärker beweist Marias bis zu ihrem Tode bewahrte Rechtgläubigkeit ihr Testament und ihr Tod. Testamentarisch bestimmte sie für ihr Seelenheil Andachten und gibt dem Wunsche Ausdruck, neben ihrer Schwester Eleonore in dem St. Benedikt-Kloster zu Cigales zur ewigen Ruhe bestattet zu werden. Ihr Tod war der einer Heiligen. Donna Johanna, die Tochter des Kaisers, welche bei dem Tode Marias zugegen war, schreibt Philipp II: «Ich glaube, daß die Königin im Himmel ist, weil sie sehr christlich gestorben ist»<sup>151)</sup>.

Als treuer Katholikin erfüllte man ihren letzten Wunsch: sie wurde in der St. Benedikt-Kirche zu Cigales begraben. Und als treue Katholikin bekam sie später von Philipp II. einen Platz in dem unter dem Sanktuarium des Eskorial befindlichen Familienmausoleums, wo sie auch jetzt noch ruht.

<sup>150)</sup> Ebenda.

<sup>151)</sup>

Ludo	vico
Dalmatiae	Croatiae
Bohemiae Hun	gariae Regi
qui pro fidei ca	tholicae defensione
in bello contra	barbaros fortiter
pugnando	occubuit
Et Mariae	ejus uxori
Caesaris	semper
Augusti	sorori
15	38.

<sup>152)</sup> Je crois, que la reine est aussi dans le ciel, car elle a fini très chretien-  
nement.

## Österreich und Ungarn.

Von Universitätsprofessor **Michael von Réz.**

Im Mai-Heft der Preußischen Jahrbücher gelangt eine deutsche und eine ungarische Flugschrift, die sich beide mit der Zukunft der österreichisch-ungarischen Monarchie beschäftigen, zur Besprechung.

Die richtige und sachliche Beurteilung dieser Frage ist ohne die Berücksichtigung ihrer Vorgeschichte, welche die Grundlage der gegenwärtigen Situation bildet, unmöglich. Auf dieselbe kurz hinzuweisen und aus ihr die Schlüsse zu ziehen, bildet die Aufgabe dieses Artikels.

Der Grundgedanke des Ausgleiches von 1867 ist die Parität. Es ist dieser Ausgleich ein Bündnis zweier selbständiger, gleichberechtigter Staaten zur gemeinsamen Leitung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten.

Die Forderung der Parität folgt notwendigerweise aus der staatsrechtlichen Unabhängigkeit der beiden Länder; jedoch kann dieses staatsrechtliche Prinzip in der Praxis nicht immer zur Geltung gelangen. Die beiden Staaten können zwar die gleichen Rechte haben, aber der tatsächliche Einfluß, den sie auf Grund dieser Rechte zur Geltung bringen, kann nicht immer der gleiche sein.

Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten bedarf laut den Gesetzen der Zustimmung der beiden Ministerpräsidenten<sup>1)</sup>. Beide haben die gleichen Rechte; aber im Falle einer Meinungsverschiedenheit wird der Wille beider nicht gleichmäßig zur Geltung gelangen können.

Auch in Fragen der Wehrmacht stellen sich unsere Gesetze auf den Standpunkt der Parität. Aber von den gleichberechtigten Einflüssen kann sich im Falle eines Gegensatzes auch hier nur der eine behaupten. Und ganz dasselbe wie von diesen «gemeinsamen Angelegenheiten» gilt auch von den sogenannten «im Einvernehmen zu führenden Angelegenheiten», namentlich von den Zoll- und Bankfragen.

Aus alldem ergibt sich notwendigerweise ein gewisses Übergewicht des Monarchen, während das Prinzip der parlamentarischen Regierung durch die Kräfteverhältnisse, auf denen der Dualismus beruht, gewissermaßen beeinträchtigt wird. Die gemeinsamen Minister können überhaupt keine parlamentarischen sein; aber auch die ungarische Regierung kann dem Monarchen gegenüber nicht diejenige Kraft entfalten, die sie ihm gegenüber hätte, wenn er sich nicht auf die Macht Österreichs stützen könnte. Und diese Macht ist nicht nur eine bloß tatsächliche, sondern sie findet im Dualismus auch ihren rechtlichen Ausdruck; denn auf Grund des Prinzips der Parität hat Österreich dem Willen Ungarns eine durch die Natur der Sache gegebene notwendige Grenze gezogen.

Infolge dieser Verhältnisse, welche der Struktur der Monarchie zugrunde liegen, mußte das Vertrauen des Monarchen sowohl für die ungarische, wie für die österreichische Regierung an Bedeutung gewinnen. Dieses Vertrauen ist Macht, und es hat gewisse, historisch bedingte objektive Voraussetzungen.

Die Dynastie Habsburg besitzt keine nationalen Traditionen; sie herrscht über ein sich von Westen nach Osten verschiebendes Reich, das zu Zeiten

<sup>1)</sup> Nicht etwa nur der Befragung derselben, sondern ausdrücklich ihrer Zustimmung.

aus verschiedenen Staaten und Provinzen bestand. Das Grundmotiv ihrer gesamten Politik bildete das dynastische Interesse, und den Geist ihrer Armee durchdrang das dynastische Gefühl. Die oberste Forderung dieses dynastischen Interesses bildet in der auswärtigen Politik die Stellung einer Großmacht; darin erblickt sie auch heutigen Tages ihr oberstes Prinzip, welches auch mit den Interessen ihrer Länder im Einklang steht.

Franz v. Deák, der Schöpfer des Ausgleiches, erkannte eben darin die Aufgabe, daß er die staatliche Selbständigkeit Ungarns mit den Anforderungen der Großmachtstellung der Monarchie in Einklang zu bringen trachtete —, was im Ausgleich auch vollkommen gelungen ist.

Die Deutschen Österreichs haben diese innerpolitische Bedeutung der Sicherstellung der Großmachtposition nicht erkannt. Besonders grell zeigte sich dieser Irrtum in der Frage der Okkupation Bosniens. Sie verloren dadurch das Ruder selbst in Österreich. Mit Taaffe begann die Slavisierung der Monarchie und damit die Erschütterung eines Grundpfeilers des Ausgleiches.

Der Ausgleich beruhte einerseits auf der Idee der deutschen, anderseits auf der ungarischen Suprematie, deren Voraussetzung wieder die politische Reife des deutschen und des ungarischen Elementes war. Über die in der bosnischen Frage bekundete politische Reife der Deutsch-Österreicher übte gerade Bismarck die bitterste Kritik. Die darauf folgenden Wahlreformen ließen das Niveau des Reichsrates immer tiefer sinken. Von den im Jahre 1911 gewählten österreichischen Reichsratsabgeordneten besaß bloß die Hälfte Hochschulbildung, und ein Fünftel hatte bloß die Volksschule besucht.

Es ist klar, daß solche Elemente keine wirkliche Vertretung der hochkultivierten österreichischen Nation bilden und es ist nicht weniger klar, daß solche Elemente nicht imstande sind, neben widersprechenden Interessen und Gefühlen die ungemein hohe Bedeutung der Interessengemeinschaft der beiden Nationen zu erkennen. Solche Elemente konnten zur taktvollen Leitung eines komplizierten staatsrechtlichen Mechanismus, zur vorurteilslosen Prüfung der Forderungen einer gegebenen europäischen Situation nicht fähig sein.

Die Folge davon war eine Entwicklung der österreichischen Verhältnisse, welche Ungarn gegenüber germanisierende und zentralistische Tendenzen noch immer zuläßt.

Wer die Tatsachen unbefangen prüft, wird unmöglich verkennen können, daß die Deutschen Österreichs die Führung selbst in Österreich nicht zu behalten imstande waren. Und wenn sie dieselbe nicht einmal im eigenen Lande behalten konnten, wie sollen sie imstande sein, die Führung in Ungarn an sich zu reißen? Was ist von einem österreichischen Regierungssystem zu erwarten, welches einen großen Teil der Tschechen und Ruthenen nicht einmal durch die Preisgabe der deutschen Suprematie zu gewinnen vermochte? Die Wehrkraft der Monarchie leidet darunter, und der Bankrott dieser inneren Politik Österreichs gefährdet die Leistungsfähigkeit der ganzen Monarchie.

Was wollen denn eigentlich die Vertreter dieser unmöglichen zentralistischen Pläne? Wollen sie noch ein Böhmen? Wollen sie den festen Grund der Großmachtstellung auch in Ungarn erschüttern? Dieses Ziel ist leicht zu erreichen, jedes Blatt unserer Geschichte weist den Weg, der dahin führt.

Die gegenwärtigen Ereignisse haben bewiesen, daß die Deutschen Österreichs selbst um den Preis ihrer Suprematie nicht imstande waren, einen großen Teil des Slaventums der Monarchie treu zu erhalten. Es ist damit auch erwiesen, daß an eine Wiederherstellung der deutschen Suprematie nicht zu denken ist. Dazu hat sich der slavische Chauvinismus zu sehr verschärft, und der Krieg schädigte die zweifelhaften Elemente weniger, als die verlässlichen. Es verschlimmerte sich sowohl das Verhältnis der Nationalitäten, wie auch die öffentliche Stimmung.

Der gegenwärtige Krieg zeigte aber auch, daß, während die Deutschen Österreichs diese Lockerung des Staatswesens nicht hintanzuhalten vermochten, sich das Ungartum, das einst als eine zersetzende Kraft galt, nunmehr als eine rassenvereinigende Macht erwies. In Ungarn gab es keine unzuverlässigen Nationalitäten. Die ungarische Suprematie bewährte sich als eine reichserhaltende Kraft.

Während Österreich sowohl in nationaler wie in parlamentarischer Hinsicht eine vollständige Dissolution produzierte, zeigt Ungarn das Bild einer vollständigen nationalen Konsolidation. Jeder Versuch zur Wiederherstellung der deutschen Suprematie in Österreich käme nur den zersetzenden Kräften zugute, und jeder zentralistische Versuch gegenüber Ungarn müßte sich auch noch die Lockerung der Einheit Ungarns zum Ziele setzen.

Die Zeiten haben sich geändert. Wir stehen an einem Wendepunkt der Geschichte.

Das Ungartum, — einst ein zersetzendes Element —, ist heute eine rassenverschmelzende Kraft. Das einst reichserhaltende Deutschtum Österreichs hingegen ist heute ein lockernder und auf Zersetzung gerichteter Faktor. In Österreich könnte es seine Suprematie nur durch eine totale Entfremdung des Slaventums erreichen. Die in der Einigkeit wurzelnde Kraft der Ungarn glaubt es aber nur durch eine Zersetzung Ungarns erreichen zu können. Die Interessen seiner Suprematie sind mit den Großmachtinteressen der Monarchie in Widerspruch gekommen.

Unter solchen Umständen muß das einheitliche, sämtliche Rassen in Monarchentreue verbindende Ungarn innerhalb des Dualismus notwendigerweise zu einer größeren Bedeutung gelangen, als das Deutschtum Österreichs, welches dem reichsfeindlichen Slaventum einerseits machtlos gegenübersteht und andererseits auf eine Verwirklichung seiner zentralistischen Träume nur mittels einer Zersetzung Ungarns hoffen könnte.

Es ist demnach eine natürliche und minimale Forderung Ungarns, daß in der dem Gesetze nach gemeinsamen Armee in Zukunft wenigstens die Parität durchgeführt werde. Aber auch die militärischen Interessen der Monarchie verlangen es dringend, daß im Offizierkorps in Zukunft die unverlässlichen Elemente gemieden und die Offiziersposten mittelst Aktivierung verlässlicher ungarischer und deutscher Reserveoffiziere — selbst in gewissen tschechischen Regimentern — besetzt werden. Wenn dies das Ungartum seinen militärischen Leistungen gemäß und auch im Interesse der Wehrkraft der Monarchie einmal erreicht haben wird, und die Parität auch in der militärischen Organisation unseren Gesetzen entsprechend durchgeführt sein wird, werden auch jene spärlichen zentrifugalen Elemente verstummen, welche den Ausgleich gegenwärtig nur mehr bloß wegen der Nichterfüllung dieser Forderungen anfeinden und die ansonst gerade so dynastischer Gesinnung sind, wie das übrige Ungarn. Indem sich die ungarische Nation als die einzige verschmelzende Kraft,

als die einzige einheitlich treue Stütze der Monarchie fühlt, ist es selbstverständlich der einmütige Wunsch ganz Ungarns, daß jenen, die die Lasten der Reichserhaltung zu tragen haben, auch die Rechte der Reichserhalter nicht vorenthalten werden mögen.

Als Ungarn in vergangenen Zeiten seine Unabhängigkeit auf dem Wege der Losreißung von Österreich zu erkämpfen versuchte, bekam es vom Auslande jederzeit zu hören, daß dieses Programm mit den Interessen des europäischen Gleichgewichtes in Widerspruch steht, da diese hier im Osten Europas Rußland gegenüber eine starke Monarchie fordern.

Wir haben diese Lehre der Geschichte wohl verstanden und sind im Interesse dieses Gleichgewichtes den Anforderungen der Großmachtstellung der Monarchie gerecht geworden. Wir haben unsere Verfassung entsprechend geändert, vielen Träumen entsagt und unsere Politik mit diesen Interessen in Einklang gebracht. Generationen sind in der Überzeugung aufgewachsen, daß der Verwirklichung unserer einstigen Wünsche nur diese sachlichen Gründe im Wege stehen. Das dynastische Gefühl der ungarischen Nation ist mit diesem Glauben jederzeit eng verbunden gemacht.

Jetzt, wo sich die Zeiten geändert haben und die ungarische Nation zur reichserhaltenden Kraft, die früheren Reichserhalter aber zu zersetzenden Elementen geworden sind: verlangt Ungarn nur die gerechte Anwendung desselben Prinzips, welches es bisher verfolgt hat. Nicht irgendwelche Gefühlsmomente, nicht subjektives Begehren ist der Grund dieses Verlangens, sondern dasselbe objektive, historische Prinzip, vor dem wir uns auch bisher gebeugt und in dem wir das Lebensprinzip der Monarchie erkannt haben: Das Prinzip der Erfüllung der Forderungen unserer Großmachtstellung.

## Ein Dichteroffizier aus Altösterreich.

Von Professor Dr. Arthur Weber.

Ein Jahr vor dem Ausbruch des großen Völkerkrieges, der die Macht Napoleons endgültig erschüttern sollte, war zu Krems an der Donau ein Bändchen Gedichte von einem pensionierten österreichischen Hauptmann namens Josef Rauch erschienen<sup>1</sup>. Nirgends zeigt die leiseste Spur, daß es bei den Zeitgenossen Beachtung gefunden hätte. Kein noch so geringer Widerhall ward ihm zuteil. Rauch war samt seinen Gedichten der Vergessenheit verfallen<sup>2</sup>). Wenn wir ihn nun nach mehr als hundert Jahren dieser Vergessenheit entreißen wollen, geschieht es nicht, um vielleicht der Nachwelt ein verkanntes Talent vorzuführen. Un-

<sup>1</sup>) Militärische und vermischte Gedichte von Joseph von Rauch, Hauptmann der k. k. östr. Armee. Krems bey Anton Kugler 1812. Kl. 8<sup>o</sup>. 356 S. u. Inhalt. — Bei Goedcke (Gr. VI, S. 594.) fälschlich als «Militärische und normische (!) Gedichte Krems 1813» erwähnt.

<sup>2</sup>) Das Ungarische Nationalmuseum in Budapest besitzt die handschriftlichen Erinnerungen von Rauch, die eine detaillierte Einsicht in sein Leben und seine Entwicklung ermöglichen. Sie haben einiges kulturhistorisches Interesse und sind für die Zeit der Koalitionskriege auch von militärischem Standpunkt aus zu gebrauchen. Da dieselben demnächst in der von Gustav Gugitz herausgegebenen

sere Darstellung will keine «Rettung» sein; nicht einmal höheren ästhetischen Wert wollen wir für seine dichterischen Versuche beanspruchen. Und doch erregen sie, als Symptome jener literarischen und kulturellen Strömungen, die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in Österreich allgemein lebendig waren, vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus unser ganzes Interesse.

Dem Theresianischen Zeitalter gebührt das Verdienst, eine Literatur in Österreich geschaffen zu haben, und in diese Epoche reichen selbst die Wurzeln der franziszeischen Kultur Österreichs zurück. Aus dem gestärkten Nationalgefühl der Preußenkriege war eine junge Literatur entstanden, die obgleich noch stark unter reichsdeutschen Einflüssen, immer weitere Gesellschaftsschichten der deutschen Kunst erobern und der dann im Vormärz die klassische Literatur Österreichs entstammen sollte. In ihrem Aufkeimen war es besonders Gottsched, dessen Diktatorstellung damals draußen im Reiche schon gefährlich unterminiert gewesen, der sich um ihr Gedeihen und Fortkommen gekümmert und der dem Geistesaufschwung Österreichs nie seine tätige Unterstützung versagt hat<sup>3)</sup>. In Gottscheds Spuren tretend, mußte sich das Augenmerk der jungen Literaten naturgemäß auch den Gottsched-Erben Deutschlands, den Bremer Beiträgern zuwenden, bei denen sie ihre poetischen und ästhetischen Bedürfnisse viel fruchtbarer befriedigen konnten und, ohne sich von den Wegen des Meisters allzu weit zu verirren, auch ihrem Gemüt und ihrer nicht allzu verwöhnten Phantasie willkommene Nahrung zu bieten vermochten. Gellert vor allen erscheint in den sechziger Jahren als der gepriesene und gefeierte Dichter der gebildeten Stände<sup>4)</sup>, und demgemäß ist sein Einfluß auch in der Literatur nicht zu verkennen.

Sammlung «Denkwürdigkeiten aus Altösterreich» erscheinen werden, beschränke ich mich hier nur auf die Hauptdaten von Rauchs Lebensgange. Er war 1765 zu Wien geboren. Sein Vater war Kammerdiener bei der Erzherzogin Maria Christine, mit der die Familie dann auch nach Preßburg zog. Seine Mutter war Amme bei der Tochter von Josef II. In Preßburg besuchte er die Jesuitenschule, war nach dem Tode seines Vaters aus dem kaiserlichen Kammerbeutel erzogen und 1781 in die Wiener Ingenieurakademie eingeteilt. 1786 verließ er sie als Fähnrich und trat bei den Deutschmeistern ein; doch noch im selben Jahre nahm er eine Stellung bei der Grundaussmessungskommission in Ungarn an, wo er sich zwei Jahre lang aufhielt. 1788—90 machte er die Feldzüge gegen die Türken mit, dann nahm er am ersten Koalitionskrieg teil und war auch bei der Kapitulation von Valenciennes mit beteiligt, so daß er eine Zeitlang nicht gegen die Franzosen kämpfen durfte und deshalb zu Garnisondiensten verwendet wurde. 1799 kämpfte er in Tirol und geriet in französische Gefangenschaft; nach seiner Auslösung kam er nach Italien, war auch bei Marengo zugegen und erhielt — nachdem er einige Tage vorher Seraphine Gräfin von Lichtenberg geheiratet hatte — in der Schlacht von Borghetto am 25. Dezember 1800 eine schwere Wunde, infolge welcher er seither nicht mehr zu Felddiensten verwendet werden konnte und schon 1805 als Hauptmann pensioniert ward. Anfangs lebte er in Laibach und dann in Graz, 1809 wurde er auf kurze Zeit als Landwehrkommandant wieder angestellt, legte aber seine Majorscharge bald nieder und übersiedelte nach Krems, wo er am 14. Februar 1834 starb.

<sup>3)</sup> Eugen Wolff: Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Kiel. I. 1895. S. 32 ff.

<sup>4)</sup> H. M. Richter: Geistesströmungen. Berlin 1875, S. 123—140.

Als Gellert um die Mitte der sechziger Jahre sich zu wiederholten Malen in Karlsbad aufhielt, ward er von der Aristokratie Österreichs mit seltener Verehrung und Bewunderung umgeben. Auch die Freundschaft des Helden Laudon hatte er sich erworben und stand mit ihm in ganz vertrautem Verkehr. Wie beliebt er aber durch seine Schriften in Österreich geworden war, davon geben seine Briefe an Karoline Lucius genaue Kunde<sup>5)</sup>. Die angebahnte literarische Entwicklung bemächtigte sich bald seines Beispiels, so daß er für ein Jahrzehnt führend im Vordergrund der österreichischen Literatur steht. Denis ist vielleicht der erste, der seinem Einfluß erlegen war. In seinen «Poetischen Bildern» beruft er sich direkt auf Gellert als sein leitendes Muster<sup>6)</sup>, und tatsächlich macht sich Gellerts Art und Weise neben Gottschedschen Reminiszenzen in diesen Gedichten schon stark bemerkbar<sup>7)</sup>. In seiner für die Theresianische Akademie verfertigten Gedichtsammlung<sup>8)</sup> nimmt Gellert einen hervorragenden Platz ein, und obgleich Denis sich bald der Ossian-Klopstock-Manier zuwandte, blieb er sein ganzes Leben hindurch ein aufrichtiger Verehrer der Gellertschen Poesie<sup>9)</sup>. Als letztes Liebeszeichen sandte er ihm einen rührenden Bardengesang nach in das Grab. Auch Mastalier, der Dichtergenosse und Freund Denis', schrieb bei dem Tode des geliebten Meisters eine Ode, in der er seinen Verlust betrauert<sup>10)</sup>. Die 1761 gegründete Gelehrte Gesellschaft, der Sonnenfels und Born, die leitenden Geister der josephinischen Aufklärung angehörten, verehrte Gellert über alles<sup>11)</sup>, und Sonnenfels<sup>11a)</sup>, als auch der gelehrte Professor Popovics, der bekannte Gegner Gottscheds, verkehrte brieflich mit ihm<sup>12)</sup>. Die massenweise auftauchenden Wochenschriften und Zeitungen nennen nicht selten seinen Namen, und ebenso wie Trattner Gellerts Werke unter seinen ersten Ausgaben nachdruckt<sup>13)</sup>, so

<sup>5)</sup> Sein Briefwechsel erschien als VIII. und IX. Teil seiner gesammelten Schriften 1774. Ich gebrauchte die verbesserte Ausgabe von 1775 (Leipzig, Weldmanns Erben).

<sup>6)</sup> Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahr 1756. Wien. Kurzböck. 1760. Vorwort.

<sup>7)</sup> P. Hoffmann-Wellenhof: Michael Denis. Innsbruck 1881. S. 122 f.

<sup>8)</sup> Sammlung kürzerer Gedichte aus den neueren Dichtern Deutschlands zum Gebrauch der Jugend. 1766.

<sup>9)</sup> Der Name Gellerts kommt in seinen Gedichten, in seiner Bücherkunde und auch in seiner lateinischen Selbstbiographie öfters vor. Auch bei andern Geistlichen war Gellert noch lange beliebt. So wurde 1782 ein Kapuziner, weil er Wieland, Gellert und Rabener las, schwer mißhandelt und dann in Wien in den Kerker geworfen, aus dem er erst nach fünfmonatlicher Haft durch das unerwartete Einschreiten Josefs II. befreit wurde. (Gräffer: Josephinische Kuriosa. Wien 1848. I. S. 94.)

<sup>10)</sup> Beide Gedichte erschienen auch im X. Teil von Gellerts Schriften.

<sup>11)</sup> Jaro Pawel: Die literarischen Reformen des XVIII. Jahrhunderts in Wien. Wien 1881. S. 25.

<sup>11a)</sup> Willibald Müller: Josef von Sonnenfels. Wien 1882. S. 106.

<sup>12)</sup> Nagl-Zeidler: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Wien. 1914. II. S. 9. — Der Prager Professor Seibt wird noch 1810 als «würdiger Schüler» des «unvergeßlichen Gellert» bezeichnet (in Hägelins Nekrolog, Neuer Teutscher Merkur 1810. II. S. 81—82).

<sup>13)</sup> A. Mayer: Wiens Buchdruckergeschichte 1482—1882. Wien 1887. II. S. 111.

erscheinen auch in diesen Zeitschriften Gellertsche Werke ausländischen Quellen entnommen<sup>14)</sup>. Nachahmer treten auf: Fidlers, Ayrenhoffs<sup>15)</sup>, Eberles, Haunolds und Spielmanns Fabeln<sup>16)</sup> würden kaum ohne Gellertsche Muster entstanden sein. Meister Gluck komponiert einige seiner Lieder, die er aber leider nicht aufgezeichnet hat<sup>17)</sup>, H. I. Collin wächst bei der Lektüre Gellertscher Fabeln auf<sup>17a)</sup>, und in entlegeneren Gegenden, wie in Steiermark<sup>18)</sup> oder Ungarn<sup>19)</sup> ist sein Einfluß noch in den achtziger Jahren lebendig, während er in Wien selbst zusehends abnahm und im Wiener Musenalmanach nur schon schwach vertreten ist<sup>20)</sup>. So stark wurde das Geistesleben des thesianischen Österreichs von Gellert befruchtet, und wir können Richter recht geben, wenn er ihn als den Vermittler hinstellt, der die deutsche Kultur dem Seelenleben Österreichs wieder verknüpft und sie ihm auch näher gebracht hat.

In diesem Boden aber wurzelt auch Josef Rauch mit einem Teil seiner Gedichte. Geboren zur Zeit, als Gellert mit den Aristokraten Österreichs in Karlsbad freundschaftlich verkehrte, genoß er als Sohn eines Hoflakaien seine erste Erziehung in einer Umgebung, wo Gellerts Einfluß auch infolge des höfischen Konservativismus noch lange lebendig war. Und als später ein Umschwung in der literarischen Strömung der Zeit eintrat und die neue Richtung selbst in Hofkreisen Eingang fand, da war Rauch diesen neuen Einflüssen schon längst entzogen, in Erziehungsanstalten untergebracht, wohin der neue Zeitgeist nur mit Mühe eindringen konnte. Als Ingenieur in Ungarn und dann im Feldzuge gegen die Türkei war es ihm wieder nicht gegönnt, die seitherige Entwicklung der österreichischen Literatur mitzumachen; und erst als er als Offizier nach Wien zurückgekehrt war, konnte er auch die neueren literarischen Errungenschaften des Zeitalters in sich aufnehmen. So erklärt sich der eigentümliche Fall, daß ein österreichischer Dichter der neunziger Jahre an längst verjährte Traditionen anknüpfen konnte. Das Zurückgreifen auf Gellert zu einer Zeit, die seither schon verschiedenen neueren Beeinflussungen er-

<sup>14)</sup> So brachte schon die Zeitschrift der Gesellschaft der Unbekannten («Monatliche Auszüge alt und neugelehrter Sachen» Olmütz 1747—1748) Gellertsche Fabeln und Erzählungen im Nachdruck. (G. Waniek: Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Leipzig 1897. S. 549.) So bringt die 2. Nummer der Beilage des Wiener Diariums, die «Gelehrten Nachrichten», 1766 Gellerts Vorlesung über Moral im Auszug.

<sup>15)</sup> Die ersten Gedichte, die Ayrenhoff als junger Soldat durch die Gräfin Burghausen (geb. Marwitz) kennen lernte, waren Gellerts Fabeln. (Ayrenhoffs sämtliche Werke. Wien 1814. I. S. 34.)

<sup>16)</sup> Vgl. Goedecke, Wurzbach und Nagl-Zeidler. — In der Zusammenstellung von O. Weddigen (Das Wesen und die Theorie der Fabel und ihre Hauptvertreter in Deutschland. Leipzig 1893. S. 28 ff.) fehlen die Österreicher ganz.

<sup>17)</sup> H. M. Richter: Aus der Messias- und Wertherzeit. Wien 1882. S. 53.

<sup>17a)</sup> Collins Sämtl. Werke VI. 1814. S. 259. — Ein Jugendgedicht Collins in Gellertscher Fabel-Manier befindet sich im Archiv der Wiener Stadtbibliothek. (Frdl. Mitteilung meines Freundes Dr. M. Lederer in Wien.)

<sup>18)</sup> Nagl-Zeidler. II. S. 365.

<sup>19)</sup> Ungarische Rundschau 1914. S. 934.

<sup>20)</sup> Otto Rommel: Der Wiener Musenalmanach. 1906. VI. Ergänzungsheft des Euphorion. S. 67.

legen war, läßt sich nur durch seine geistige Abgeschlossenheit erklären, die ihm ein lebendiges Mitmachen der literarischen Evolution unmöglich machte. Rauchs Dichtung erscheint daher in ihren Anfängen — denn als Anfänge sind diese Gellertschen Produkte wohl zu betrachten — als ein Nachhall des Theresianischen Gellert-Kultes, in den sich nur hie und da Klopstocksche und Wielandsche Reminiszenzen mischen. So sehr hat sich ihm aber die moralische Manier Gellerts eingeprägt gehabt, daß er auch noch in späteren Gedichten immer wieder auf den alten Ton verfällt.

Die Erzählungen, die Rauch nach Gellertschem Muster geschrieben hat, machen einen wesentlichen Teil seines Bändchens aus. Sie sind größtenteils ziemlich langgedehnte Anekdoten mit einer recht notdürftigen epischen Handlung, aber desto reichlicher tiefender Philistermoral. Ganz wie sein Meister kann sich auch Rauch nicht zu höherem Schwunge und zu einer höheren Moralität erheben; auch seine Lehren sind bloß Alltagsregeln eines nüchternen Durchschnittsverständes, der die Gemeinplätze seiner platten Lebensauffassung seinen Mitmenschen als heiliges Gesetz vorschreiben möchte. Doch auch bei ihm wird die störende Moral durch den neckischen Ton seiner Gedichte erträglich gemacht; auch er pflegt seine Stoffe mit dem Auge des Humoristen zu betrachten; auch er hüllt oft das Didaktische seiner Muse hinter die tändelnde Maske der Satire. So, wenn er sich gegen die religiöse Unduldsamkeit wendet und statt einer entrüsteten Moralpredigt uns humoristisch-satirisch die Geschichte eines sterbenden Matrosen erzählt, der sich auf seinem Sterbebette einer einzigen guten Tat seines Lebens erinnert, da er einen Juden, ihn vor dem Ertrinken rettend, notdürftig getauft, damit er aber nicht wieder reumütig würde, ihn vollends ertränkt hat (Das gute Werk.) Auch gegen die Selbstüberhebung und Prahlucht donnert er nicht; lächelnd erzählt er die Niederlage eines eingebildeten französischen Schachspielers durch einen simplen — Affen (Der Schachritter). Satirisch beleuchtet er den stoischen Gleichmut eines Verbrechers, der, vom Galgen heruntergefallen, gleich wieder zu seinem Pfeifchen greift (Man muß keinen Augenblick das Vergnügen versäumen), die egoistischen Projekte des Junker Toby, an denen dieser durch den Tod gehindert wird (Der alte Toby), die Ohnmacht der gegen den Grundherrn klagenden Untertanen, die vom Fürsten statt Gerechtigkeit einen Verweis erhalten (Der Sieg der Lüge über die Wahrheit). Ironisch behandelt er die Frage der Keuschheit (Die Tempelhunde, nach Addison), übermütig macht er sich in seiner einzigen Tierfabel über die Fürstendiener lustig (Cerberus und der Mops des Fürsten), wobei aber auch die Fürsten selbst schlecht wegkommen, und selbst in einer ernsten Fabel (Des Teufels Dank) kommt er auf dasselbe Thema, vor Undank und Mißhandlung der Fürsten verwarnend zu sprechen. Am deutlichsten tritt aber diese seine moralische Auffassung in dem Gedichte Der betrogene Teufel hervor, in dem er einen der vielen volkstümlichen Teufelsschwänke behandelt. Als Quelle gibt Rauch selbst Lovis an, und wir sind in der glücklichen Lage, das Gedicht mit seinem prosaischen Original, das in Wielands «Teutschem Merkur» erschienen war<sup>21)</sup>, vergleichen zu können. Aus dem Vergleich ergibt sich, daß Rauch sich in der Entwicklung der Geschichte beinahe sklavisch an seine Vorlage hielt, trotzdem aber seiner Schablone gemäß einen moralischen Anstrich nicht unterlassen

<sup>21)</sup> Neuer Teutscher Merkur 1800. I. 172—180.

konnte. Meister Lips verspricht dem Teufel, der ihm in einer Nacht einen Damm aufbauen soll, dasjenige aus seinem Hause, von dessen Dasein er keine Kenntnis hat. In der Nacht, als der Teufel schon bei der Arbeit ist, erfährt er von seiner Frau, daß sie schwanger sei. Voll Schreck und Verzweiflung berichtet er ihr den Vertrag mit dem Teufel, doch weiß sich die fromme, gottesfürchtige Hausfrau geschickt zu helfen: noch vor Morgenrauen weckt sie durch Krähen sämtliche Hähne des Dorfes aus ihrem Schlaf, so daß der Teufel knapp vor Beendigung seiner übernommenen Arbeit voll Wut wieder abziehen muß. In der Erzählung von Lovis ist das Komische der Geschichte in den Vordergrund gestellt; die komische Verzweiflung des Helden, die Verschmitztheit seiner Frau, die selbst den Teufel betrügt, sind die Hauptmomente, auf die es die Erzählung abgesehen hat. Rauch konnte das Komische der Situation nicht vollständig verwischen, doch dachte er als Entschädigung dafür die Moral recht dick auftragen zu müssen, und so tritt bei ihm einesteils die Gottesfurcht und Frömmigkeit der Frau, andernteils aber die zerknirschende Reue des Mannes als gutgemeinte Warnung vor jedwedem Bündnis mit dem Teufel in den Vordergrund. Diese Änderung ist ganz entschieden eine stilwidrige Folge der eingefleischten Gellert-Manier.

Nicht immer verwebt aber Rauch seine moralische Tendenz mit dieser launischen Munterkeit; oft scheinen ihm Probleme des Lebens von einer solchen Wichtigkeit und Tragweite zu sein, daß er sie nicht satirisch-neckend zu gestalten wagt, sondern sie — wieder nach Gellertschem Muster — in ernster, belehrender Darstellung zum Ausdruck bringt. So, wenn er als Großvater die Liebe zu den Tieren predigt (*Die Winkelspinne*), oder wenn er voll Abscheu gegen das Vögelschießen der Kinder eifert (*Der Straßenräuber und sein Vater*), dann wieder, wenn er von Fürstengroßmut handelt (*Zandiar*), klingt uns aus diesen versifizierten Machwerken bloß eine öde und trockene Langweiligkeit entgegen. Manchmal weiß er — vor lauter moralischem Eifer — sich nicht in den Schranken der Mäßigung zu halten, und wird hie und da selbst zu Übertreibungen hingerissen. So tritt die Tendenz in dem Gedicht *Das Hospital* ganz aus dem Rahmen der Erzählung, und alles Poetische wird von der Moral verdrängt. Er treibt seine Verbesserungswut so weit, bis er ekelhaft und widerlich wird. Er läßt einen Vater seinen Sohn, um ihn vor Geschlechtsverirrungen zu bewahren, in ein Spital für sexuelle Krankheiten führen . . . Sapiienti sat! Diese Geschmacklosigkeit der moralischen Muse von Rauch, wenn sie nicht durch satirischen Humor gemäßigt wird, muß auf jeden gesunden Verstand abschreckend wirken.

Doch noch bis in weitere Einzelheiten läßt sich der Einfluß Gellerts und seiner Schule verfolgen. Wie bekannt<sup>22)</sup> verwendet Gellert außer eigenen Wahrnehmungen und außer reellen Begebenheiten des Lebens auch literarische Stoffe zu seinen Fabeln und Erzählungen. Besonders aber sind es die alten Klassiker und die Prosaisten der englischen Wochenschriften, die ihn mit solchem Material versehen. Rauch erweist sich auch darin als treuer Nachahmer seines Meisters: auch er bringt größtenteils prosaische Anekdoten oder Erzählungen in Verse<sup>23)</sup>, wobei er sich nicht

<sup>22)</sup> Ich verweise auf die treffliche Charakteristik Fr. Munckers in Kürschners *National-Literatur*. Bd. 43.

<sup>23)</sup> Außer den noch vorkommenden Quellenbestimmungen erwähne ich hier, daß seine Erzählung Ursprung der schwarzen Kamaschen auf eine franzö-

selten an englische Vorbilder hält. So ist *Der alte Toby* «nach dem Englischen» gearbeitet, *Die Tempelhunde* Addison entlehnt, und symptomatisch ist es eben der alte Swift, den er sich zum Helden einer kleinen sarkastisch gehaltenen Anekdote auserwählt.

Auch in dem äußeren Aufbau seiner Fabeln hat er manches von Gellert gelernt. So verwebt er Moral und Begebenheit nicht enge miteinander, sondern läßt jene sich oft ganz auffallend von der epischen Handlung ablösen, indem er sie entweder selbst dem Leser zu wissen tut, oder aber sie durch eine seiner Personen ihm ausdrücklich scharf einprägen läßt. Ein durch und durch unkünstlerisches Vorgehen, das aber durch das Ansehen Gellerts sanktioniert war.

Was den Ton dieser Gedichte anbelangt, ist er ebenfalls der Gellertsche Plauderton der ungezwungenen Umgangssprache; sein Stil aber, Sprache und Metrik sind leider dem Vorbilde nicht zu vergleichen. Während sich Gellerts Erzählungen eben durch die unendlich sorgfältige Korrektheit in Sprache und Versmaß vor den Erzeugnissen des XVIII. Jahrhunderts auszeichnen, macht sich bei Rauch in dieser Hinsicht eine gewisse Nachlässigkeit bemerkbar. Ziemlich holperige Verse, die Sprache durch grammatische Unregelmäßigkeiten und dialektische Schattierungen verunstaltet, lassen hier schon den oft schädlichen Einfluß der Blumauerschen Richtung<sup>24)</sup> erkennen.

Während Rauch noch in Gellertschen Bahnen einherschritt, mit denen ihn übrigens der von ihm so sehr bewunderte Pfeffer auch zeitlich verknüpfte, waren in Österreich neue literarische Einflüsse zum Durchbruch gelangt. Unter Klopstocks Einfluß war die Bardenpoesie entstanden, in deren Gefolge Ossiansche Sentimentalität und Rührseligkeit sozusagen zur Modekrankheit wurde<sup>25)</sup>, von Wieland aber war die Empfänglichkeit für die verschiedenen Arten des Komischen, als Parodie, Travestie, Satire, komische Erzählung, Feenmärchen usw., und in ihrem Gefolge die Vorliebe für das Rittertum auch bei dem literarisch gebildeten Publikum erweckt worden<sup>26)</sup>. Beide Strömungen waren in gewissem Grade für die Weiterentwicklung der österreichischen Literatur von Wichtigkeit, indem der eigenartig gestaltete Romantizismus Österreichs eben aus Keimen dieser zwei Richtungen erblüht war<sup>27)</sup>. Die Klopstocksche Richtung war berufen, den

sischem Ursprung entstammende prosaische Anekdote gleichen Titels (auch von G. A. Meißner bearbeitet), *Das versetzte Ehrenwort* auf eine *Die zwölf Brüder* betitelte, beide von Rauch in seinem Werke *Merkwürdige Geschichten der berühmtesten Helden und verdienstvollen Krieger* mitgeteilt, zurückgeht.

<sup>24)</sup> P. Hoffmann-Wellenhof: Alois Blumauer. Wien 1885. S. 34. — Auch stofflich wurde er von Blumauer beeinflusst: *Die Winkelspinne* und *La Tude* zeigen Anklänge an Blumauers *Graf Lauzun*. (Sämtliche Werke. Wien 1809<sup>3</sup>. V. S. 40 ff.)

<sup>25)</sup> Fr. Muncker: *Klopstock*. 1900<sup>2</sup>. S. 375 ff.

<sup>26)</sup> Auch Blumauers Dichtung entstammt zum Teil dem Einflusse Wielands. (Vgl. Grillparzer-Jahrbuch XXIV. S. 92.) — Beim Volke war Komik und Parodie schon seit langem beliebt. Vgl. Zeidler: *Die Parodie auf der Wiener Volksbühne am Ende des XVIII. und im Anfange des XIX. Jahrhunderts*. (Wiener Kommunal-Kalender 1890. S. 367 ff.)

<sup>27)</sup> Jos. Wihan: *Matthäus v. Collin und die patriotisch-nationalen Kunstbestrebungen in Österreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts*. Euphoriön. 5. Ergh. 1901.

Patriotismus der öfterreichischen Literatur zu bestimmen, hauptsächlich der Wielandschen Poesie aber entstammte der Kult des sogenannten romantischen Mittelalters, der poetischen Zeit des Rittertums und des katholischen Aberglaubens, der Drama und Roman seit Götz schon zu überfluten drohte<sup>28)</sup>.

Dieser zweifachen Strömung waren auch die «Sagen der Vorzeit» von Veit Weber entsprossen, in denen moderner Sentimentalismus im mittelalterlichen Gewande auftritt. Diese Sagen fanden beim deutschen Publikum überall günstige Aufnahme, so daß sich der Einfluß dieser mond-süchtigen Schauerromantik, der den ohnehin nicht geringen Gefühls-überfluß der deutschen Lesewelt nur zu steigern fähig war, alsbald auf einem breiten Felde der Literatur breitmachen und selbst in den humor-umflossenen Gesichtskreis Wielands und in das Phäakenland, wo das Wertherfieber übrigens ziemlich rasch gefallen war<sup>29)</sup>, eindringen konnte. Im Teutschen Merkur erschien schon 1791 eine solche «Kunde der Vorzeit», Die Gleißburg<sup>30)</sup>, die, ganz den Weberschen Sagen nachgebildet, für den Einfluß dieser Art Romantik zeugt, dem sich auch die führenden Geister nicht ganz entziehen konnten. So kann es nicht Wunder nehmen, daß auch Rauch dieser Mode erlag. Seine Erzählung Lina und Adolph ist ganz in der Manier Veit Webers geschrieben. Ein Burgfräulein, das von ihrem Geliebten getrennt wird und, während er in den Krieg muß, in ein Kloster geht, — die Mutter Adolfs, die, durch Geiz bewogen, vor Lina den Tod ihres Sohnes heuchelt, bis diese endgültig den Schleier nimmt, — der Geliebte, der nach Jahren — ein Lieblingsmotiv der Siegwart-Periode — an das Totenbett seiner Lina kommt, seine eigene Mutter tötet und nun selbst ins Kloster zieht, sind alles Motive und Personen, die wir aus den verschiedenen Sagen der Vorzeit schon zur Genüge kennen. Auch die Leidenschaft in Louise von Bardenau, wo Modena, der Ritter, aus Liebe zum Mörder und durch Gewissensbisse zum Selbstmörder wird, ferner die Briefform, in der er seiner Frau die schwarze Tat, ihren ersten Mann getötet zu haben, vor seinem Tode reumütig gesteht, sind Kennzeichen, die uns trotz der beigefügten Philistermoral, die den Leser großmäulig vor der Liebe zu warnen versucht, als Rousseausches Erbstück stark an die Epoche der romantischen Gefühlsduselei gemahnt.

Wieland aber machte sich nicht nur durch seine Rittermärchen um die Erweckung der Vorliebe für die Vergangenheit verdient, sein Teutscher Merkur brachte nicht selten historische Anekdoten und Abhandlungen, die berufen waren, dem Publikum die Kenntnis der Geschichte zu vermitteln und zugleich auch den historischen Sinn bei ihm zu befestigen. Und Rauch, der ja den Oberon und die Dichtungen Wielands so genau kannte<sup>31)</sup>, war

S. 96 ff. — Leider ist der nicht unwesentliche Einfluß Wielands auf das Aufkommen des Ritterkultes und der mittelalterlichen Geschichte außer Acht gelassen. Erwähnung desselben bei Josef Körner (Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1913 S. 20.)

<sup>28)</sup> O. Brahm: Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen Bd. 40). Straßburg 1880 und dazu R. M. Werners Rezension im Anzeiger für deutsches Altertum VII. 1881.

<sup>29)</sup> Vgl. G. Gugitz: Das Wertherfieber in Österreich. Wien 1908.

<sup>30)</sup> III. 259—277.

<sup>31)</sup> In seinen Erinnerungen werden sie zu wiederholten Malen erwähnt.

so sehr von dem Reiz der historischen Richtung bewältigt, daß sich ihm von da an alle epischen Versuche zu historischen Erzählungen gestaltet haben, wovon der zum Teil noch erhaltene literarische Nachlaß Rauchs als auch die eigenhändig geschriebene Liste seiner handschriftlichen Werke Zeugnis tut. Ich erwähnte auch vorhin absichtlich die «Kunde aus der Vorzeit» im Teutschen Merkur; denn Rauch knüpft im erzählenden Genre — die schon behandelte Fabeldichtung ausgenommen — direkt an die Wieland-Böttigersche Zeitschrift an. So fand sich schon die Quelle zu seinem Teufelsschwank im Merkur, und auch sein episches Gedicht Katharina von Schwarzburg ist nichts anderes als eine primitive Verarbeitung der geschichtlichen Erzählung Herzog von Alba bey einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547, die humoristische Anekdote Der Schachritter aber ist der spanischen Fabel Der Affe und der Puppenspieler<sup>32)</sup> nacherzählt. Seine Vorliebe für Gibbon, dem er die Erzählung Harum Alra schid entlehnt, wird auch auf dieselbe Quelle zurückzuführen sein, da dort zu wiederholten Malen Partien aus der Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches in Übersetzung veröffentlicht worden sind, und das Totengespräch zwischen Rabener, Ramler, Homer und Ossian nach Kretschmann, dem Barden Ringulph, entstammt auch Anregungen, die im Merkur vertreten waren<sup>33)</sup>. So konnte er auch die Sinngedichte gelesen haben, die damals der Zeitmode entsprechend, auf den Blättern des Teutschen Merkur häufig erschienen sind. Die farblose Nüchternheit und wässerige Moral seiner Epigramme, ihr hinkender Witz und ihre geistlose Fadheit lassen ihn mehr als Nachahmer von Haug et Consortes, denn als Schüler Lessings erscheinen. Andererseits aber wird er durch diese Epigramme auch mit den literarischen Bestrebungen seines eigenen Vaterlandes verbunden, wie diese sich auch noch in den neunziger Jahren im Wiener Musenalmanach verkörpert haben.

Er hatte nämlich im Jahre 1802 die Bekanntschaft des Mülker Geistlichen Ulrich Petrak gemacht, der als Dichter an der Almanachliteratur der Jahrhundertwende einen tätigen Anteil nahm<sup>34)</sup>. Schon im Wiener Musenalmanach ist er mit einer Reihe Gedichten vertreten, und später erscheint er auch in dem von Leon herausgegebenen «Apollonion» wieder. Durch ihn muß Rauch, der mit ihm bis zu seinem Tod (1814) freundschaftlich verkehrte, die Kenntnis der Wiener Almanachdichtung vermittelt worden sein, und so können dessen Epigramme, die sich ihrem Wesen nach von der nur zu unbedeutenden Massen-Produktion der österreichischen Musenalmanache in keiner Hinsicht unterscheiden, als unmittelbare Ausläufer dieser primitiven Taschenbuchlyrik betrachtet werden.

<sup>32)</sup> Erstere Teutscher Merkur 1788 IV. 79—84, letztere 1784 II. 248.

<sup>33)</sup> Das Gedicht macht sich eigentlich recht ungeschickt über die Bezweiflung von Homers und Ossians Existenz lustig. Erstere war im Merkur 1796 I 328 bis 336 (Einige Zweifel über die in den Wolfischen Prolegomenis zum Homer aufgestellte Hypothese), letztere (besonders von Kretschmann) mehrmals besprochen. An Kretschmanns Totengespräche schließt sich Rauch auch in der Form an.

<sup>34)</sup> Rauch rühmt ihn nicht nur als Dichter, sondern auch als Ökonom. Ganz übereinstimmend ist auch die Aussage von Jakob Glatz, der als evangelischer Konsistorialrat ihn als «einen seiner geliebtesten Freunde» bezeichnet und bemerkt, daß er «nebst seinen dichterischen Talenten auch als ein vortrefflicher Ökonom allgemein geschätzt ist». (Neuer Teutscher Merkur 1809 I. 149—150.)

Und seine lyrischen Gedichte, die das Bändchen einleiten, erheben sich auch nicht über die Höflichkeitspoesie und Gedankenlyrik, wie sie in diesen Almanachen geübt wurde. Nur in seinen militärischen Gedichten war er zu höherem Schwunge gekommen; in ihnen hat er die mächtigsten Eindrücke seines Lebens zum Ausdruck gebracht; hier hat er ein Terrain betreten, auf dem er seine ganze Lebenserfahrung von Grund auf verwerten konnte. Er selbst hielt diese militärischen Gedichte für den wertvollsten Teil seiner Sammlung und wollte selbst nur als militärischer Dichter gelten.

Schüchtern und zaghaft tritt er mit diesen Versuchen vor die Öffentlichkeit, und voller Bescheidenheit erwartet er von den Kritikern die Beurteilung seiner Leistungen. Er schickt seinem Bande eine Vorrede voraus, in der er sich gegen gewisse Vorwürfe, die er erwartet, schon im vorhinein verteidigt. Die Vorrede ist charakteristisch für seine Auffassung und auch für die Bewertung seiner Soldatenlieder maßgebend, so daß ich sie hier in ihrer ursprünglichen Gestalt wiedergeben zu müssen glaube<sup>35)</sup>: «Jahre lang nähre ich schon den Wunsch, in die kleine Zahl militärisch-vaterländischer Sänger aufgenommen zu werden, und endlich wage ich, wie wohl schüchtern durch die Bekanntmachung der Erstlinge meiner Muse diesem schönen Ziele einen Schritt näher zu treten. Nie gründlichen Unterricht in der Literatur empfangen, zu der ich mich schon als Knabe hingezogen gefühlt, legte ich den ersten Grund zur Selbstdichter-Weihe durch Lesung klassischer Werke, Nachdenken über das Gelesene und ein für alles Schöne empfängliches Herz. Diese eigenen Bildungsbehelfe ließen mich allmählich zu dem heranreifen, für was ich mich dem Leser ankünde, — zu einem der sogenannten Naturdichter, — ein bey Vielen so höchst ominöser Nahme, daß er mich für eine günstige Aufnahme meiner poetischen Erstversuche besorgt, und um so besorgter macht, als ich mir selbst nicht verhehlen kann, daß sie noch vieler Verbesserungen bedürfen, wie wohl ich mit Wahrheit wieder versichern kann, die Feile nach all meiner Einsicht so lange an sie gelegt zu haben, als es nur immer ruhige Stimmung des Gemütes zugelassen. Horazens weisem Rathe gemäß sollte ich freylich mit ihrer Herausgabe noch Jahrelang zögern, aber es scheint mir denn doch auch verzeihlich, dem Versuche zu erliegen, das öffentliche Urtheil kompetenter Richter darüber zu vernehmen, um entweder ermuntert zum Weiterstreben nach meinem geliebten Ziel neue Kräfte zu sammeln, oder davon abberathen, auf meiner kleinen Leyer zu nicht fernerer Versündigung an den geheiligten Neunen keine Saite mehr zu berühren. Krems im Jänner 1812.»

Rauch täuscht sich gewaltig, wenn er die Zahl der patriotischen Kriegsdichter für so klein erachtet; doch kann sein Ausspruch als Beweis dafür gelten, daß ihm nicht eben viele solcher Produkte bekannt gewesen. Seit Jahrhunderten lebten im Volke historische Gesänge, die geschichtliche Taten und Episoden aus den verschiedenen Kriegen verwertend, als Flugschriften verbreitet, den unteren Volksschichten zur Lieblingslektüre dienten<sup>36)</sup>. Die historischen Volkslieder der früheren Jahrhunderte hatten aber

<sup>35)</sup> Nur die Einteilung in vier Abschnitte schien mir ein wenig überflüssig.

<sup>36)</sup> Vgl. Dittfurth: Die historischen Volkslieder des österreichischen Heeres 1638 bis 1849. 1874.

neben ihrer eigentlichen Aufgabe, der Befriedigung der öffentlichen Sensationslust, auch einen Nebenzweck zu erfüllen: sie waren nämlich auch zur Entfaltung des patriotischen Gefühles berufen, denn, indem jede ihrer Zeilen die unumschränkste Begeisterung für die Helden und Heldentaten dieses Genre ausströmt, mußte dieselbe bei nationalen Stoffen unabweichlich zur nationalen Begeisterung werden. Und an diesem Punkt knüpft sich die spätere patriotische Kunstlyrik, wie sie im XVIII. Jahrhundert entstanden war und zur Zeit der Befreiungskriege ihre höchste Blüte erreicht hatte, an die frühere Volkslyrik an. Derselbe Patriotismus, dieselben Ziele, anfangs auch dieselbe Episodenbearbeitung wie bei jener.

Der Lyrik der Türkenkriege waren die Lieder der Preußenkriege gefolgt; Prinz Eugen, der edle Ritter, wurde auch in der Volkspoesie durch Laudon ersetzt<sup>37)</sup>. Den Heldentaten der Preußenkriege war aber auch eine kriegerische Kunstlyrik entsprossen, die ferne von den Gefahren der Kämpfe, aus durch die Entfernung gesicherter Ruhe in spontaner Verzückung die bewunderten Taten der Heerführer besang. In Preußen waren dieser Bewunderungswut Gleims Grenadierlieder entsprungen, in Österreich zeitigte sie die Kriegsllyrik Hafners und die Jugendverse des späteren «Oberbarden an der Donau». Denis' Poetische Bilder sind unabhängig von den Gleimschen Liedern entstanden, und doch weisen sie in der Form so wesentliche Übereinstimmungen auf, daß diese — abgesehen von den für beide charakteristischen Eigenheiten — als Kennzeichen für die ganze Gattung der Kriegspoesie gelten müssen. Auch Denis' Gedichte, die die verschiedenen Episoden des siebenjährigen Krieges in einer an die alten historischen Volkslieder gemahnenden Weise behandeln, können einfach mit dem Namen «Begeisterungsllyrik» bezeichnet werden. Auch er hält sich mehr im allgemeinen, ohne jedes Bedürfnis näher auf das Psychologische des Krieges oder der Krieger einzugehen; für ihn ist's bloß eine günstige Gelegenheit, seinem Enthusiasmus, der ihn aus der Ferne ergriffen hat, Ausdruck geben zu können, ebenso wie er später aus der Ferne Maria Theresia oder Josef II. begeisterungsvoll besungen hatte.

Die Tradition dieser Form wurde in Österreich auch durch Gleims Beispiel noch befestigt, so daß in der folgenden Kriegsllyrik der vereinigte Einfluß von Denis und Gleim zutage tritt. Rautenstrauch, Cornova, die Dichter des Wiener Musenalmanachs: Leon, Alxinger, Ratschky, Blumauer, Haschka lenken unwillkürlich in die Bahnen der Begeisterungspoesie ein, die sich dann — ein wenig auch von amtswegen geschürt und angefacht — im Kriegsjahre 1809 zu lodernden Flammen entzünden sollte<sup>38)</sup>. So sind auch Collins Wehrmannslieder nur eine Folge der von Gleim-Denis angebahnten literarischen Entwicklung.

Neben dieser kriegerischen Kunstlyrik schreitet die Soldatenpoesie unbekümmert ihre Wege weiter. Sie war durch den Erfolg der Grenadierlieder literaturfähig geworden, und so begegnen wir in der Almanach-Produktion des XVIII. Jahrhunderts auf Schritt und Tritt volkstümlich angehauchten Soldatenliedern, die als Erzeugnisse schriftstellernder Offiziere

<sup>37)</sup> Janko: Laudon im Gedicht und Lied seiner Zeitgenossen. Wien 1881.

<sup>38)</sup> Arnold-Wagner: 1809. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Wien 1909. — Dazu Nachträge: Zschrift f. öst. Gymn. 1912 und Ungarische Rundschau 1915.

auch schon literarische Absichten verfolgen<sup>39)</sup>. Den täglichen Gefahren und persönlichen Gefühlen der Streitenden selbst entwachsen, gewährt sie oft psychologische Tiefblicke in das Innere des Lagerlebens, von dessen wirklichen Eigentümlichkeiten die Kriegspoeten gar keine Ahnung hatten. Das Gefühlsleben des Dichters, nicht eines reflektierend-begeisterten Oden-sängers, sondern des in aktiver Tätigkeit befindlichen Naturmenschen, tönt uns aus dem Realismus dieser Soldatenlieder entgegen. Körner war es vorbehalten, diese zwei Formen von Kriegsliryk einigermaßen miteinander zu vereinen, indem er die formellen Errungenschaften seiner literarischen Vorgänger mit poetischer Jugendkraft in sich aufnahm und dieselben in tatsächlichem Militärdienst durch die ungezwungene Realität seiner Kriegspsychologie inhaltlich befruchtet hatte.

Hier aber tritt Rauch, dem auch in dieser Hinsicht die Bändchen des Wiener Musenalmanachs, und zwar in ihren urwüchsigsten und besten Erzeugnissen vorgearbeitet hatten<sup>40)</sup>, in die Reihe der Kriegsliryker; ja, er hat eine gewisse Verschmelzung von kriegerischer Kunst- und Volkspoesie eigentlich schon vor Körner — wenn auch nicht verwirklicht, so wenigstens angebahnt.

Rauch bietet eigentlich in den «militärischen» Gedichten ein Bild seines Standes, des Militärs am Ende des XVIII. Jahrhunderts, und läßt uns in dem Liede den Armeegeist, die Gesinnung von Gemeinen und Offizieren klar und deutlich vor Augen treten. Darin liegt der einzige Wert dieser Gedichte. Nicht durch poetische Begabung, sondern einfach durch aufrichtige und überzeugungsvolle Wiedergabe der Soldatenseele zeichnen sie sich aus, und eben darum verdienen sie eine kleine Berücksichtigung. Vergeblich werden wir in ihnen subjektive Erlebnisse oder individuelle Stimmungen suchen. Wir haben es nicht mit Gelegenheitsgedichten zu tun, zu denen einzelne Vorfälle den Dichter inspirieren konnten. Alle diese Verse sind Situationsgedichte und Rollenlieder, in denen allgemeine, dem ganzen Militärstand oder wenigstens seinen einzelnen Schichten eigene Anschauungen und Gefühle hindurchleuchten. Das Massengefühl, der Zusammengehörigkeitssinn, das Kameradenbewußtsein sind die inneren Motive, die diese Lieder zu einer strammen Einheit verbinden. Der Dichter selbst tritt nur selten in den Vordergrund; gewöhnlich wählt er sich einen Gewährsmann für seine Worte, indem er sie in den Mund eines fremden Soldaten gibt<sup>41)</sup>. Er läßt eigene Schicksale und Anschauungen an uns höchst selten vorbeiziehen, und doch fühlt man auch hinter den ihm angeblich fremden Ereignissen das wahre und warme Herz des Verfassers heraus. Überall erscheint er als ein durch und durch rechtschaffener, von Vaterlands-, Kaiser- und Gottesliebe durchdrungener Soldat, der sich seiner Aufgabe bewußt und auf sie von ganzem Herzen stolz ist.

Es ist wirklich rührend zu sehen, wie dieser brave Offizier schon als

<sup>39)</sup> Eine Liste solcher. Kriegs- und Soldatenlieder findet sich bei E. Ehrmann: Die bardische Lyrik im 18. Jahrhundert. Halle 1892. S. 5 f.

<sup>40)</sup> Zwei Soldatenlieder sind mitgeteilt bei A. Schlossar: Österreichische Kultur- und Literaturbilder. Wien 1879. S. 44 ff.

<sup>41)</sup> Wahrscheinlich unter dem Einfluß von Gleims Grenadierliedern. Nach ihrem Beispiel hat er selbst Gedichte eines österreichischen Grenadiers geschrieben, die aber verschollen sind.

erwachsener Mann auf einmal von einem heillosen Dichtertieber ergriffen wird. Er scheint nicht unbedeutende Seelenkämpfe durchgemacht zu haben, bis es ihm gelungen war, das Gleichgewicht seiner Seele wieder herzustellen. Sein verspäteter literarischer Dilettantismus schien ihn der gewohnten Lebenslaufbahn, in der ihm viele Bitternisse und Kränkungen zugestoßen waren, mit ihrem Zauber, der für unreife Jünglinge oft so gefährlich ist, entlocken zu wollen, doch rafft er sich noch zu rechter Zeit zu einem gelungenen Ausgleich zusammen und beschließt, die Dichtkunst, da sie es ihm einmal schon angetan hat, zur Verherrlichung seines militärischen Berufes zu benützen. So sich wiedergefunden, drückt er seine Gefühle, auf allen höheren Ruhm verzichtend, in einem langatmigen Epigramme aus:

### Mein Ziel.

Der Dichtkunst und der Tapferkeit  
 Zwiefachen Lorbeer zu erringen  
 Wie Kleist, und zur Unsterblichkeit  
 Als Held und Barde mich zu schwingen —  
 Zu kühner Wunsch! Es sey mein Ziel  
 Aus Lust im Saitenspiel zu singen  
 Mein ganzes Ich aus Dankgefühl  
 Dem Vaterlande darzubringen.

Noch deutlicher aber schildert er dieses sein Doppelziel in einem anderen Gedicht, dem er schon die Form des Rollenliedes leiht. Der Musquetier, durch den er zum Dolmetsch seiner eigenen Gefühle wird, ist — ganz wie der Verfasser — Dichter und Soldat; auch in seinem Auge widerstreiten sich die zwei Berufe nicht; er ist Dichter, um sein Talent dem Soldaten unterzuordnen, um es für den Soldatenstand, für seine Kameraden, für seine Untergebenen zu verwerten, sie zu erfreuen, ihre Lust und Ausdauer zu erhöhen. Dazu dient ihm die Leier, deshalb rührt er die Saiten:

Jed' rühmenswerter Tat sing ich,  
 Die ihr besteht, ein Lied.  
 Der schöne Stoff begeistre mich  
 Als eures gleichen Glied.

(Aufmunterung eines Musquetiers an seine Kameraden).

Und wirklich widmet Rauch seine Kunst in den übrigen militärischen Gedichten ganz der Schilderung der Soldatenpsyche. Schon in dem erwähnten Gedichte beginnt er die Verherrlichung seines Standes, für den er Verehrung und Schätzung verlangt. In einem nächsten (Marschlied) läßt er sich schon auf nähere Charakterisierung ein. Danach hat der einzelne Soldat immer hohe Eigenschaften; er hat einen geraden, edlen, recht-schaffenen Sinn, ein aufrichtiges, redliches Herz, gesundes Blut und frohen Mut; deshalb dürfen die Soldaten Liebe erwarten. Dann aber ist der Soldat auch stolz, stolz auf die Taten, die er vollbracht, auf seinen Ruhm, mit dem er Staat, Volk, Vaterland und Nation sich zu Dank verpflichtet. Ein echter Krieger möchte mit keinem Reichen tauschen, denn:

Alles andre mögen sie ja haben:  
Kleider, Tafel, Equipagen-Pracht;  
Mögen schwelgend sich nie satt dran laben,  
Zweifle aber, ob sie's vergnügter macht,  
Als mich ein Trunk Bier in der Kantine,  
Komm ich von der Wache, labt und erfrischt,  
Neu belebt zu Mut und frohem Sinne,  
Schlafes Müdigkeit vom Auge wischt.

(Betrachtungen einer Schildwache gegenüber einem  
Hause, wo Ball ist, um Mitternacht.)

Wir müssen Rauch die holprigen Verse, die ihm trotz allem Feilen nicht besser gelingen wollten, großmütig verzeihen und diese Gedichte bloß ihrem Gehalt nach untersuchen.

In mehreren Gedichten schildert er das Lagerleben, dem er so manches Charakteristische abgelauscht hat. Im Lager ist der Soldat guter Dinge; er erheitert sich weidlich bei Wein, Weib, Spiel und Tabak. Dieses Treiben findet nicht in allem den Beifall des philisterhaften, biedereren und rechtschaffenen Rauch. Gegen das Trinken hätte er ja nichts einzuwenden; er ist kein Antialkoholist, im Gegenteil, er schreibt dem Wein eine wichtige Rolle im Lagerleben zu; durch den Wein wird ja der Mut der Soldaten gestärkt; er meint sogar:

— — nie zeigt seine Kraft  
Feuriger der Rebensaft,  
Als im Feld, und zwar — habt Acht!  
Am Vorabend einer Schlacht.

Doch auch im langweiligen Lagerleben hat das Getränk seine günstige Wirkung, da es in dasselbe Abwechslung und Fröhlichkeit bringt (Trinklied in der Kantine). Für das höchste Gut des Soldaten hält er aber den Tabak, den er in einigen recht eigentümlichen Zeilen verherrlicht:

Bist im Vierklee echter Güter  
Mit ein Blättchen, das erfreut.  
Alle andren sind nur Zwitter  
Gen dich: Wein, Schlaf, Hoffnung, Zeit.  
(Lob des Rauchtabaks.)

Nur das Spiel ist ihm von Herzen verhaßt. Er selbst war einmal dem Spielteufel in die Hände gefallen, hatte dabei ein hübsches Sümmchen verloren, und seither hat er es sich zur Aufgabe gemacht, die Spielsucht zu bekämpfen, wo er sie antrifft. Gar oft hatte er seither versucht, andere vom Abgrund zurückzuhalten; selbst hat er die Karten nie mehr angerührt. Angesichts des Kartenspiels wird er immer wieder zum Moralisten, und selbst in einem seiner Gedichte hält er einem leichtsinnigen Kameraden eine ganz erbärmliche Predigt, die berufen sein soll, den Freund vom Abgrund zurückzuführen und — mit einem Geldgeschenk endet, das der redliche Kautz mit der großmütigsten Naivität zur Unterstützung seiner Ermahnungen dem bereuenden Sünder einhändig. Doch

bricht selbst aus der qualvollen Gezwungenheit dieses Gedichtes der Haß des Verfassers gegen den Spielteufel in aufrichtigen Worten hervor:

Trunk und Wollust sind nichts dagegen,  
Schaden sie uns gleich nicht minder sehr,  
Ihre Stürme, die sich wenigst legen,  
Sind an Ruhepunkten doch nicht leer.

Nur die Leidenschaft des Spielers führt unaufhörlich in sicheres Verderben. (Das Spiel.)

Und dann die Weiber, die im Lagerleben auch eine wichtige Rolle spielen, und denen die Herren Offiziere nur allzu gerne nachstellen! Ganz resigniert entscheidet unser guter Dichter, daß daran wohl nicht zu ändern ist; unmöglich könnte man doch von den Männern Enthaltsamkeit verlangen. Ja, wenn die Frauen sich selbst in Acht nehmen wollten und den Männern keine Gelegenheit böten, sich ihnen wollüstig zu nahen, da könnte vielleicht auch hier dem Unfug gesteuert werden. (Fritzens Brautwerbung um Rose.)

Was den Dienst anbelangt, dienen diese Leute dem Staat mit Eifer und Überzeugung (Aufruf) und stellen sich freudig dem Feinde. Während der Schlacht denken sie nie an den Tod; vor ihnen schwebt nur der Sieg und die Pflicht. Die Zeilen, in denen Rauch die Gefühle des im Feuer kämpfenden Kriegers versinnbildlicht, gehören zu den schönsten Kundgebungen seiner aufrichtigen Denkungsart:

Es ging der Tod an mir vorbei,  
Sah mir nur ins Gesicht.  
Ich ihm dann wieder sonder Scheu,  
Erfüllend meine Pflicht.

Die lag mir heiß am Herzen auch,  
Vergaß auf Weib und Kind,  
War für Gefühl im Dampf und Rauch  
Fortkämpfend taub und blind.

(Empfindungen eines Soldaten nach einer großen Schlacht.)

Ich glaube, man muß wirklich Pulver gerochen haben, um diese Zeilen niederschreiben zu können. Schwerlich würde den Begeisterungspoeten ein solcher Wurf jemals geglückt sein.

Nach der Schlacht ist es das erste, daß sich der Krieger dem Herrn eröffnet und ihm Dank für die Rettung darbringt. Das religiöse Gefühl ist ein Charakterzug des Soldaten im XVIII. Jahrhundert, und Rauch ist auch hierin Repräsentant seines Standes. Der göttlichen Allmacht vertraut er sich an, wenn er zur Ruhe geht (Abendlied), den Herrn verherrlicht er bei den ersten Strahlen der Sonne (Morgenlied), ihm dankt er nach beendeter Schlacht (Empfindungen), ihm für die Rettung aus Feindeshand (Rancionierungslied), ihm klagt er den Tod seines Kameraden (Grablied), und ihn ruft der Vater an beim Anblick seines getöteten Sohnes,

«getötet schon kaum im Entstehen,  
Verwelkt wie an der Sonn' die Blume.

(Klagen eines Vaters beim Anblick der Leiche seines auf dem Schlachtfeld getöteten Sohnes.)

Eine feine psychologische Wahrnehmung Rauchs bezieht sich auf die Stellungnahme des Kriegers dem Kriege gegenüber. Der Soldat erfüllt immer bereitwillig seine Pflicht, er kämpft gerne für Kaiser und Vaterland, doch den Krieg selbst liebt er nicht. Er zieht nicht aus Liebe zur Schlägerei oder dem Blutvergießen in den Kampf, er wird nur durch das Pflichtgefühl geleitet. Darum sehnt er sich immer wieder nach dem Frieden (Stille Betrachtungen eines Soldaten über die lange Dauer des Krieges); er möchte je früher nach Hause gelangen, um nach langer Zeit wieder einmal seine Heimat zu sehen. Dies Heimatgefühl wird immer stärker in ihm, das Heimweh zieht ihn in sein Land zurück, und doch quält ihn schon im vorhinein der fortwährend nagende Gedanke, ob er auch nicht bald wieder die Ruhe mit den Waffen vertauschen müssen. Der ewige Wechsel der Kriegsstimmungen verbittert ihn, die ewigen Streitigkeiten benehmen ihm jede Hoffnung:

— wird er mir (der Staat) die dürft'ge Rast und Ruh  
Auch gönnen, oder gönnen können?  
Jetzt ist es Fried' und wieder Krieg im Nu,  
Und so stets unerhört mein Sehnen.

Ich ahnd', ich kehr' nie in die Gegend mehr,  
Die mich in ihrem Schoß getragen,  
Und der Verzicht darauf fällt mir so schwer,  
Daß ich darüber laut möcht' klagen.

(Sehnsucht nach der Heimat.)

Nach langwierigen Strapazen sehnt auch er sich wieder nach Ruhe, und er ist imstande, sich selbst voll sarkastisch-bitterem Spott die Grabschrift zu setzen:

Wohl froh ich hier die Augen schloß:  
Ward doch einmal des Exerzierens los.

Die Klagen der letzthin besprochenen Verse leiten uns zu einer weiteren kleinen Gruppe hinüber, in denen er die Schattenseiten des Soldatenstandes behandelt. Hier erst öffnet sich eigentlich die Kluft, die unseren Rauch — nicht zu seinem Nachteil — hauptsächlich von den Begeisterungspoeten trennt. Er schwärmt nicht in weltvergessener Verzückerung für Kampf und Krieg, für Schlagen und Balgen, Morden und Töten, auch eifert er nicht in blinder Raserei gegen den eigentlich ganz unschuldigen Feind, und ebensowenig verdingt er sich zum effektvollen Marktschreier des Feldherrnruhmes<sup>42)</sup>. Er hat auch die Glanzseiten seines Standes nicht ver-

<sup>42)</sup> Von der bardenmäßigen Kriegssyrik der Jahrhundertwende trennt ihn auch der auffällige Mangel an baroken Huldigungs- und Verherrlichungsgedichten, wie sie damals gang und gäbe waren. Ein einziges Gedicht (Freudenlied eines ge-

schwiegen; doch sieht er in der Tiefe große Fehler und Schäden, ohne die jedwede Schilderung unvollkommen bliebe. Er sieht, wie der lange, beschwerliche Dienst die Geduld und Ausdauer der Mannschaft allmählich aufreibt, wie die Unbestimmtheit ihres Schicksals ihr Gemüt verfinstert, wie die Schikanen und Intriguen der Vorgesetzten selbst die Existenz des Einzelnen bedrohen. Freilich sind dies keine erfreulichen Erscheinungen, auch werfen sie auf das Soldatenleben einen ziemlich düsteren und unerquicklichen Schein, doch um so mehr gereicht der kühne Realismus, mit dem er selbst diese Aferseiten des Militärlebens, und zwar eben in seinen gelungensten Gedichten, zum Ausdruck bringt, dem Dichter zur Ehre.

Der ganze Schmerz eines unnütz verbrachten, verfehlten Lebens kommt in den Worten eines alten Invaliden zum Ausbruch; er sollte mit Stolz auf die Heldentaten seines Soldatenlebens zurückblicken können, und doch bleibt ihm nur die größte Erbitterung übrig. Rührend sind seine Klagen:

O lieber Herr! es peinlich drücket  
Wohl manchen Kriegermann,  
Wenn ihm jedweder Schritt mißglücket,  
Den er zum Ruhm getan.

Wenn für ruhmvoll durchlebte Jahre,  
Für Wunden, Blut und Schweiß  
Der Rock dahier bei grauem Haare  
Wird seiner Taten Preis.

Es ist ihm mißglückt, etwas zu erreichen, doch trägt daran nicht er die Schuld; er hat Heldentaten vollbracht, gerechterweise hätte er ein günstigeres Schicksal verdient; er hatte aber einmal einen feindlichen General gefangen, und — sein Oberst mißgönnte ihm seinen Fang. Darum mußte seine Karriere entgleisen, und so hat er wirklich Ursache, verbittert zu sein (Der Invalide oder die Wasserfahrt).

Als Invalide hat er vom Leben nichts mehr zu erwarten; seine allerletzte Hoffnung ist der Tod. Und dieses Todesgefühl kleidet sich in einige stimmungsvolle Strophen, die den Höhepunkt von Rauchs ganzem poetischen Wirken bedeuten. Darum mögen sie hier eine Stelle finden:

#### Abendbetrachtungen eines Invaliden beim Untergange der Sonne.

Da schwand sie hin, die Königin der Sterne,  
Mit stiller Wehmut sah ich zu.  
So, dacht' ich leis, ist auch dein End' nicht ferne,  
So sinkt dein Körper bald zur Ruh.

Ich zage nicht, ich seh' vor jedem Tritte  
Im Geist mein aufgeworfnes Grab.  
Ja, läg's bei mir, ich kürzte das Paar Schritte  
Durch einen raschen Sprung hinab.

---

fangenen Soldaten über die Fortschritte der kaiserlichen Heere im Jahre 1799) enthält Zeilen, aus denen die unumschränkste Bewunderung Erzherzog Karls ausströmt.

Mein Tagewerk ist lange schon zustande,  
Jetzt liegen meine Kräfte brach,  
Es reißen halb schon jeder Nerve Bande,  
Denn Greisenalter machet schwach.

Und dann — was nützt mein Dasein mehr dem Staate?  
Gleich einem Schatten schleich' ich her,  
Ich hindre nur; mir scheint, daß ich's errate:  
Ein jeder wünscht, wär' er nicht mehr.

In Feindes Mitt', in dem Gewirr der Schlachten  
Und manches Helden Angesicht  
Lernt' ich so oft mit Trotz den Tod verachten,  
Sucht' ihn beherzt, und fand ihn nicht.

Jetzt liegt vor mir mein kleiner Ruhm begraben,  
Kein Mitgefährte kennt mich mehr,  
Man wähnt allein den Greis vor sich zu haben,  
Und ach! das fällt dem Krieger schwer.

Was für ein Trost bleibt mir auf dieser Erde,  
Der noch in Fassung mich erhält?  
Der heitre Trost, daß bald mich rufen werde  
Der Herr, der meine Jahr' gezählt.

\* \* \*

Die Gedichte waren nicht das erste Werk, das Rauch durch Druck der Öffentlichkeit übergeben hatte. Schon 1803, also noch während seiner aktiven Dienstzeit hatte er einen Band historischer Anekdoten unter dem Titel *Charakterzüge aus dem Feldleben verdienstvoller Krieger*<sup>43)</sup> veröffentlicht, und diesem folgte im nächsten Jahre eine Geschichte der merkwürdigsten Kriegsvorfälle am Schlusse des 18. Jahrhunderts, die angeblich bei Doll in Wien gedruckt worden ist, auf dem Titelblatt aber fälschlich Straßburg als Druckort führen soll<sup>44)</sup>. Es sollte davon auch ein zweiter Band erscheinen, der die Zensur schon passiert hatte, doch änderte der Verfasser mittlerweile diese seine Absicht, wie es scheint, wegen Schwierigkeiten, die ihm die Zensur gemacht hatte. Wie aus einem handschriftlichen Verzeichnisse seiner Werke, das ich zu benutzen Gelegenheit hatte<sup>45)</sup>, hervorgeht, hat er seine historischen und militärischen Kompilationen öfters der Zensur vorgelegt, die sie aber ihrerseits

<sup>43)</sup> Herausgegeben von Rauch, k. k. Hauptmann von Großherzog Toskana. Wien, bey Johann Georg Edlen v. Mössle. 1803. 298 S. u. 5 Bl. Inh. 8<sup>o</sup>. (Im Besitze des Herrn von Portheim in Wien.) — 1805 erschien eine neue Titelaufgabe: *Merkwürdige Geschichten der berühmtesten Helden und verdienstvollen Krieger*. Neue Auflage. Wien. Mössle. 1805. 298 S. u. 5 Bl. Inh. 8<sup>o</sup>. (Auch in der Wiener Hofbibl.)

<sup>44)</sup> Es ist mir davon kein Exemplar bekannt.

<sup>45)</sup> Im Besitze des Herrn Béla v. Rauch in Debreczen.

mehrmals abgewiesen hat. So wurde ihm die Drucklegung eines Lesebuches zum Nutzen und Vergnügen für Unteroffiziere der k. k. Armee 1814 nur unter der Bedingung, sich nicht als Offizier zu nennen, gestattet, 1818 seinem Praktischen Fürsten-Taschenspiegel das Imprimatur nicht bewilligt, und auch 1825 scheint er mit seinen Interessanten Anekdoten, kleinen Erzählungen und Charakterzügen aus dem Feld- und Friedensleben ausgezeichneten Feldherren, Generale, Stabs- und Oberoffiziere des In- und Auslandes kein besonderes Glück gehabt zu haben. Seinem eigenen Geständnis nach war er freiwillig von der Veröffentlichung zurückgetreten; doch läßt das im Ung. Nationalmuseum vorhandene Zensurexemplar den Grund dieses Entschlusses wenigstens vermuten. Sämtliche Beiträge, die von namentlich genannten Verfassern nachgedruckt werden sollten, sind vom Zensor gestrichen und nebst einer scharfen Verwarnung nur die anonymen Kleinigkeiten belassen worden. Dies Vorgehen empörte den biederen Rauch, der von Autoren-Rechten keine Ahnung gehabt haben mochte, so sehr, daß er von da an keines seiner Werke zum Druck befördert hat. Wenn man nach den Gründen der Zensur forscht, die die Stellungnahme gegen die so harmlosen Geistesprodukte dieses pensionierten Offiziers motivieren könnten, muß man nicht gleich auf persönlichen Antagonismus oder politische Ursachen, oder sogar — wie es Rauch selber getan haben wird — auf militärische Intriguen schließen, sondern bloß die Zensurvorschriften in Betracht nehmen, nach denen der Zensor an sich wertlose Bücher, wenn sie auch sonst nichts Anstößiges enthielten, nicht zuzulassen brauchte. Rauchs Werke aber waren Kompilationen im schlechtesten Sinne des Wortes, aus Zeitungen, Kalendern, Taschenbüchern und Lexika zusammengeklautes Zeug, das auf irgendwelchen literarischen Wert wirklich keinen Anspruch machen konnte. So hatte der Standpunkt der Zensur seine volle Berechtigung, was aber Rauch nicht einsehen wollte und voll komischen Grolls beschloß er, «weit entfernt vom Geiste der so gang und gäben geldspekulierenden Autorschaft, seinen Talenten leicht zu sehr mißtrauend und ein geschworener Feind aller Bücherverleger- und Rezensenten-Intriguen und Prellereien.... so lange er lebt, durchaus nichts mehr von seinen vielen Schriften in die Lesewelt ausgehen zu lassen.»

Dem erwähnten Verzeichnis gemäß müssen seine Werke über 70 Bände ausgemacht haben. Es sind von ihnen außer den vier Bänden autobiographischer Erinnerungen die erwähnten Interessanten Anekdoten und sieben weitere Bände<sup>46)</sup> erhalten geblieben, von denen ein Band unbedeutende Gedichte und einer prosaische Übersetzungen aus dem Französischen enthält. Alle übrigen, auch seine Dramen, ein Epos (Die Tapferkeitsmedaille) und die Gedichte eines österreichischen Grenadiers, die von ihm 1826 zusammengestellt wurden, sind derzeit verschollen.

Obgleich Rauch keine Hoffnung auf literarischen Ruhm hegen konnte, setzte er seine schriftstellerische Tätigkeit noch bis in sein Greisenalter unermüdlich fort. Bloß das Milieu veränderte sich mit der Zeit, für das zu wirken er bestrebt war. Wenn er früher seine Erzeugnisse dem aktiven Militär zugedacht hatte, so wandte er sich seit dem 1816 erfolgten Tode

<sup>46)</sup> Im Besitze des Herrn Ingenieur Árpád Rauch in Debreczen.

seiner Frau immer mehr der militärischen Jugend zu und versorgte das Erziehungsinstitut des Infanterie-Regiments Erzherzog Karl in Krems Jahre hindurch mit Manuskripten, die bei dem Unterricht vielleicht nicht ohne allen Nutzen verwendet werden konnten und dem alternden Infanterie-offizier für seine freien Stunden doch etwas zu tun gaben.

Mit seinen literarischen Marotten war er ein Original geworden und gehörte mit zu den Merkwürdigkeiten des Pensionistenstädtchens an der Donau. Da er von seiner Frau eine kleine Summe geerbt hatte und als Pensionist steuerfrei war, konnte er in seinem Alter ein ziemlich sorgenfreies Leben führen und an der Geselligkeit des Städtchens, der er während der langwierigen Krankheit seiner Frau vollends entsagt hatte, wieder teilnehmen. So wurde er zur stadtbekanntem Persönlichkeit, die sich in dem alltäglichen Verkehr des Provinzlebens ihrer Wichtigkeit vollauf bewußt war, und auch die Aufmerksamkeit dahin verschlagener Fremder auf sich zu lenken wußte. Sebastian Brunner, der später bekannte Gegner aller Aufklärungsbestrebungen, studierte zu Anfang der dreißiger Jahre am Piaristenlyzeum zu Krems. Auch ihm war Rauch mit seinen literarischen Liebhabereien aufgefallen, so daß er von ihm ein — wenn auch barockes, dennoch nicht unwahres Bild hinterlassen konnte. «Was gab es da in Krems» — erzählte Brunner später<sup>47)</sup> — «besonders unter den älteren Leuten für höchst sonderbare, komische Käuze! Man könnte ein ganzes Buch schreiben, wenn man dieselbigen mit ihren Eigenschaften und Lächerlichkeiten schildern wollte. Nur beispielsweise sollen hier ein paar aufspazieren. Es war da ein pensionierter alter Hauptmann; diesem schien es nicht unangenehm, wenn man sich laut in die Ohren raunte: er sei des Kaisers Joseph natürlicher Sohn. Bei jeder Gelegenheit, auf die auch nur ein Schatten von Poesie fallen konnte, machte der gute Mann seine Courbetten auf dem Pegasus. Seine Gedichte waren unvermeidlich; natürlich wurden sie nie gedruckt, und er war froh, wenn er sie abends in der Gaststube einigen Beamten und Spießbürgern vordeklamieren konnte. Es ist sehr gut, daß die deutsche Sprache an sich keine Person ist; sie hätte sonst gewiß gegen Hauptmann R. wegen mutwilliger Beschädigung unzählige Male Klage eingereicht. Einmal war in Krems ein großes Militärfest dem Helden Erzherzog Carl zu Ehren. Was konnte da gewisser sein als ein unausweichliches Gedicht von Hauptmann R. Er beschrieb die Festlichkeit in Versen auf mehreren Bogen; unter anderem hieß es:

Da sah man Liebeshändel an  
Soldaten und Mädchen — spinnen.

Das hätte eigentlich auf Deutsch heißen sollen: man sah Soldaten mit Mädchen Liebeshändel anspinnen. In ähnlicher Weise pflegte dieser grausame Tyrann und Kriegsheld in dem Gebiete der deutschen Wortfügung zu sengen und brennen, zu verwüsten und brandschatzen. Abgesehen von der Blutgierde, mit welcher er Wortleiber auf dem Schlachtfelde der Reimeri mit scharfem Schwert vom Schädel durch den ganzen Rumpf unbarmherzig in echt türkischer Grausamkeit spaltete, war Hauptmann R. der beste, gemütlichste Mensch von der Welt, der sein Leben zwischen

<sup>47)</sup> Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Von Sebastian Brunner. I<sup>3</sup>. Regensburg 1891. S. 313—314.

Dichtgeschäften, Spaziergehen und abends im Wirtshaussitzen höchst symmetrisch eingeteilt hatte; auch in diesem seinem Unterhaltungsleben pflegte militärische Accuratesse und gewissenhafte Genauigkeit als Grundlage zu dienen.»

Sein Lebensabend wurde nur durch ein immer mehr zunehmendes Augenübel verbittert, und auch diesem machte dann eine Lungenentzündung in seinem siebzigsten Jahre ein rasches Ende<sup>48)</sup>.

\* \* \*

Dies wäre die literarische Karriere eines österreichischen Offiziers, der sich mit mehr Ambition als Talent auf die dornigen Pfade der Dichtkunst gewagt hatte. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Leben und Schicksal des größten österreichischen Dichteroffiziers, Ferdinand v. Saar, läßt sich trotzdem nicht ganz verkennen. Die frühe Verwaisung, die Erziehung in der geistlichen Latein-Schule bis zum sechzehnten Lebensjahr, und dann das unfreiwillige Betreten der Militärlaufbahn haben beide gemein. Mit diesen Äußerlichkeiten aber waren die gleichen Verhältnisse verbunden und demzufolge die gleichen Möglichkeiten für die weitere Entwicklung geboten. Die 60—70 Jahre, die beide zeitlich voneinander trennen, hatten in der österreichischen Armee keine so großen Veränderungen herbeigeführt, daß aus den Ähnlichkeiten der gegebenen Situation allzu divergierende Lebensumstände hätten hervorgehen können. Derselbe Geist in dem Heer, dieselbe Vernachlässigung aller inneren Kultur, dieselben Ausschweifungen und Liebeleien im Garnisonleben, dieselben Widerwärtigkeiten im Dienste, dieselbe Protektionswirtschaft — und dann dasselbe Erwachen zu geistig höherem Leben, derselbe Durst nach ästhetischem Erkennen und literarischer Vervollkommnung, derselbe Drang nach dichterischem Ruhm, dieselbe Verständnislosigkeit ihrem Streben gegenüber, und endlich dieselbe Erbitterung gegen die Welt, die den einen in das Wirtshausleben eines Provinzstädtchens geführt, dem andern aber die Pistole in die Hand gedrückt hat. Freilich ist es Saar gelungen, wenigstens nach seinem Tode durchzudringen, während ein literarischer Erfolg dem ziemlich geringfügigen Talente Rauchs gar nicht beschieden sein konnte. Und doch lassen ihn die Lichtblicke, die hie und da in seinen militärischen Gedichten emportauchen und uns in seinen Erinnerungen anheimelnd an die Saarschen Novellen erinnern, als nicht ganz unwürdigen Vorläufer des größten österreichischen Novellendichters erscheinen.

<sup>48)</sup> Todesbücher der Stadtpfarre zu Krems.

---

## **Lenaus Liebesgedichte. Ihre Entstehung und Beziehung.**

Von **Heinrich Bischoff**, Professor an der Universität Lüttich.

### I.

#### **An ein Mädchen in Preßburg.**

1822.

Ganz übereinstimmend mit einem Berichte von Lenaus Jugendfreund Joseph Klemm an Schurz, den dieser in «Lenaus Leben» (I, 63) wiedergibt, erzählt ein Freund und Mitschüler Lenaus an der wirtschaftlichen

Akademie in Ungarisch-Altenburg, Ladislaus Veszely, das Erlebnis, welches Lenaus erstes Liebesgedicht veranlaßte. Bei einem ihrer Spaziergänge in der schönen Umgebung Preßburgs, — so lautet der uns von E. von Rodiczky<sup>1)</sup> überlieferte Bericht — sahen Lenau und Klemm ein kleines Häuschen mit grünen Schiebeladen, hinter welchen ein wunderschönes Mädchen ihre Aufmerksamkeit erregte, das nunmehr den Anlaß zu öfteren Spaziergängen in die Umgebung ihrer Wohnung bot. Lenau kam der Gedanke, bei der insgeheim Angebeteten eine politische Epistel zwischen den Fensterläden hineingleiten zu lassen. Zu diesem Zwecke schnitten die Freunde eine lange Gerte und steckten an deren Spitze das Gedicht Unmögliches. Der Zauberstab erwies sich als zu kurz, um das Fenster des Halbstockes zu erreichen, und die kühnen Ritter erkletterten das am unteren Fenster befindliche Eisengitter. Da erschien plötzlich der Hausmeister, der die Hunde auf sie hetzte. Ein Sprung über des Nachbarns Zaun rettete vor weiterer Verfolgung.

In der erwähnten Mitteilung an Schurz deutet Klemm an, daß, wenn er nicht irre, auch die Liebesgedichte Frage (Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen) und Ghasel während des Preßburger Aufenthaltes, der das Schuljahr 1821—1822 umfaßt, entstanden. Nichts widerspricht mittelbar dieser Angabe, wie sehr man sich auch sträuben mag, ein so formvollendetes Gedicht wie Frage in die ersten Anfänge von Lenaus Schaffen rücken zu müssen. Die drei Gedichte passen ihrem Inhalte nach vorzüglich auf die von Klemm geschilderte Sachlage und weisen einen inneren Zusammenhang auf, der auf einen und denselben äußeren Anlaß hindeutet. Der in Unmögliches erwähnte Freund ist Klemm, der dem Dichter die Schönheit des Mädchens gepriesen. Der Dichter sieht sie nun selbst und wird von ihrer Schönheit bezwungen: Frage. Diese «schöne Stunde» des ersten Anblicks sehnt er immer wieder herbei: Ghasel.

Da die ersten Mitteilungen Lenaus über Beschäftigung mit der Dichtkunst in den Briefen an seine Mutter vom 8. Mai und 1. Juni 1821 dem Preßburger Aufenthalt kaum um ein halbes Jahr vorausgehen, so gehören die Gedichte an die aus der Ferne verehrte Preßburgerin zweifellos zu den Erstlingen seiner Muse. Vielleicht sind ihnen nur ein paar Oden wie An Seneca und In der Nacht voranzustellen. Das Erlebnis mit der schönen Unbekannten bietet nur Anlaß zu poetischen Übungen in den Versformen des Sonetts und des Ghasels; aus dergleichen Formübungen, wobei die Ode am meisten berücksichtigt wird, besteht fast die gesamte Jugenddichtung Lenaus. Sie trägt das Merkmal der Nachahmung nicht der antiken Dichter, auch nicht Platens oder Hölderlins, wie vielfach behauptet wurde, sondern fast ausschließlich Klopstocks und Hölty's.

Eine Lieblingswendung Hölty's, um einen großen Genuß anzudeuten, ist Himmel oder Taumel trinken. Ähnlich lautet gleich der erste Vers des Gedichtes Unmögliches<sup>2)</sup>:

<sup>1)</sup> Lenau Gazdasági Gyakornok Korából in Fővárosi Lapok. Pest. Athenäum 1871.

<sup>2)</sup> Die eigentlichen Liebesgedichte sind zum Unterschiede von den Gedichten, die sich irgendwie auf Liebesverhältnisse beziehen, durch Fettdruck der Überschrift angedeutet.

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken.

Charakteristisch für den Sprachgebrauch Hölty's ist das Wort Purpur, das er viel häufiger anwendet als Klopstock. Lenau läßt

Des Berges Haupt in Purpur prangen (Vs 5).

Er sieht (Vs 6—7), wie:

Dämmerung den Hain umflort.

Gern wandelt Hölty durch den dämmernden Hain; auch er sieht, wie Dämmerung den Hain in ihr graues Gewand kleidet, wie ein düsterer Flor Tal und Höh'n bedeckt, wie halbe Dämmerung die Hügel umzieht. Auch Klopstock, wie die Hainbündler überhaupt, liebt den Hain und die Dämmerung; er bringt sie jedoch nicht in Verbindung miteinander, sondern verwendet sie durchgängig einzeln. — Göttlich, eine Göttergestalt nennt Hölty seine Lilla, wie Lenau die Preßburgerin die göttliche Gestalt (Vs 17).

Nicht so handgreiflich erscheint die Anlehnung an Hölty in dem schönen Sonette **Frage**. Man fühlt sie heraus in Wendungen wie in die Seele brechen (Vs 4), die den vielfachen Hölty'schen Zusammensetzungen mit Seele, wie: durch die Seele beben, gießen, strahlen, schauern entspricht. Die bange Frage, ob Erhöhung oder Verstoßung seiner warte, stellt sich auch Hölty in der vorletzten Strophe von Sehnsucht nach Liebe:

Soll mich, welchen umsonst heilige Lieb entflammt,  
Kein jungfräulicher Kuß heben zur Seligkeit?  
Soll in schmachtender Sehnsucht  
Mein frühwelkender Lenz verblühen?

In **Ghasel** sieht Lenau das «Angesicht der schönen Stunde»:

erglühn im Rosenscheine noch.

So schaut auch Hölty mit Vorliebe seine Mädchen unter Rosen. Im Rosenglanz schwebt ihm seine Laura daher, sie sitzt ihm gegenüber, überschattet von Rosen. Das Bild des lächelnden Engels:

So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenrot  
Im Paradiese lächelnd nahn der Mensch....

hat Lenau aus Klopstock:

...ich sah den Göttlichen wandeln,  
Und ihn gegen mich lächelnd einhergehn.

(Salem, Vs 3—4.)

Diesen drei Gedichten an die Preßburger Unbekannte möchte ich ein viertes: **Rezept** hinzufügen. Der Herausgeber, Prof. E. Castle, fußend auf die Überschrift in der Handschrift: «Rp. Von diesem romantischen Unsinn alle 2 Stund 2 Eßlöffel voll», glaubt dies Nachlesegedicht in die Zeit versetzen zu müssen, wo Lenau an der Wiener Universität Medizin studierte, folglich in die Jahre 1826—1830<sup>3)</sup>. Um diese Zeit kannte Lenau jedoch schon längst seine Geliebte, Berta Hauer; im Jahre 1826

<sup>3)</sup> Österreichische Rundschau VIII, 398 f.

erfolgte bereits die grausame Enttäuschung über diese Liebschaft, die dem Dichter so schmerzdurchtränkte Klagelieder entlockte. Das Gedicht müßte folglich in die Gruppe der Berta-Lieder eingereiht werden, was der Inhalt ausschließt. Dem Motive nach ist es vielmehr eng verwandt mit den oben genannten Gedichten und besingt wieder in der Form des Sonetts den «Engelblick» der Geliebten. Auch weisen der seufzende Zephir (Vs 10) und das himmlische Entzücken (Vs 14) deutlich genug auf Lenaus Vorbilder hin. Die ironische Überschrift mag spätere Zutat sein.

## II.

**An die «künftige Geliebte».**

1822—1823.

Die Gedichte an die Preßburgerin haben einen wenn auch schwachen Untergrund in der Wirklichkeit. Dieser geht den Lenauschen Versen, die das herkömmliche Thema der «künftigen Geliebten» besingen, vollständig ab. Ausschließlich bestimmend wirkte hier das Vorbild der Dichter des Göttinger Hainbundes, bewirkte die auffällige Erscheinung, daß Lenau eine ideale, wesenlose Geliebte besingt, nachdem er ein wirkliches Wesen angedichtet. Dem von Klopstock, Hölty, Voß und Miller behandelten Thema der zukünftigen Geliebten huldigt der junge Niembsch in den Gedichten **An Mathilde**, **An die Ersehnte**, **An der Bahre der Geliebten**.

Das Gedicht **An Mathilde** atmet die Klopstocksche Mischung von Metaphysik und Leidenschaft, die in der Liebe einen unerschöpflichen Born geistiger Freuden sieht. Von Vers zu Vers ist Klopstocks Einwirkung, verbunden mit der Hölty's, zu verfolgen. Die sanftere Seele (Vs 1) finden wir bei Klopstock in der Ode Klage wieder. Sänftigend (Vs 2) ist ein Klopstockisches adverbiales Partizip; der West (Vs 3) sein ständiger Ausdruck für sanfter Wind. Das Kosen des Windes um eine Frauengestalt (Vs 4) findet sich bei Hölty. Die summende, von Blüte zu Blüte wandelnde Biene (Vs 5—6) ist eins von Hölty's Lieblingsbildern. Der Unendliche (Vs 8) und der Ewige (Vs 12) sind die bekannten Bezeichnungen Klopstocks für Gott. Die Welten (Vs 9) sind ein Klopstockischer Plural, liebender, göttlicher (Vs 10) Klopstockische Komparative. Die sich den Sternen zuschwingende Seele (Vs 14) besingt Hölty als eine Wirkung der Liebe. Die verhüllende, ewige Nacht (Vs 15) liebt auch Klopstock sehr, sowie die bebende Seele (Vs 19). Auf die hyperbolischen Beiwörter: himmlisch, göttlich, wonnig, strahlend, entzückend, die sich hier so häufen, braucht nur hingewiesen zu werden.

Steht Lenau hier eher unter der Gewalt Klopstocks, so zahlt er diesem und Hölty einen gleichmäßigen Tribut in dem Gedichte **An die Ersehnte**. Die Sehnsucht nach der einstigen Geliebten berührt Klopstock schon im vierten Liede von Wingolf, dessen zweite Strophe kennzeichnend genug lautet:

Und du, o Freundin, die du mich lieben wirst,  
 Wo bist du? Dich sucht, beste, mein einsames  
 Mein fühlend Herz, in dunkler Zukunft,  
 Durch Labyrinth der Nacht hin suchts dich!

Diese Sehnsucht führt Klopstock weiter aus in der Elegie Die künftige Geliebte. In der Ode An Ebert denkt er sich den schrecklichen Fall, daß die ihm einst zuteil werdende Geliebte vor ihm sterbe; mit wankendem Fuße will er auf ihr Grab gehen, eine Zypresse pflanzen. Den Ausdruck schmerzlicher Entsagung bringt die Ode An Fanny, zugleich mit der Betonung, daß die Natur beide, den Dichter und die Geliebte, für einander bestimmt habe. Die Zypresse wird hier als Symbol des Grabes verwandt:

Sie kommt gewiß,  
Die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft!

So lockt auch bei Lenau eine Stunde die Geliebte zur Kühle von Zypressen (Vs 18).

Die Gestalt der künftigen Geliebten durchzieht die ganze Lyrik Hölty's. Sie ist bei dem schwindsüchtigen, todesumschatteten Jüngling mit der ungestillten Sehnsucht nach Liebe im Herzen trauervolle Wirklichkeit, während sie bei Klopstock und Lenau nicht viel mehr als ein Spiel der Phantasie war. Das Hölty'sche Gedicht, das Voß An die Ersehnte überschrieb, hieß ursprünglich Die künftige Geliebte. Bereits früher hatte Hölty in Das Traumbild, Die Mainacht und Die Geliebte das Thema angeschlagen. Ein Jahr vor seinem Tode behandelt er es mit Vorliebe, phantasiert wie Lenau die Geliebte an sein Grab in An den Mond, und schreibt wieder ein Gedicht Die künftige Geliebte, das von den vielen am stärksten auf Lenau eingewirkt hat. Hölty wünscht hier, daß die Tugenden wie eine Schar von Schwesterengeln die Geliebte durch die Pfade des Erdenlebens geleiten mögen. Lenau ersehnt für sie selige Stunden, die mit ihren frohen Wandersängen das Mädchen einst durchs Erdental geleiten sollen. Überraschend ist die Ähnlichkeit des Bildes, scharf kennzeichnend hingegen für den Unterschied der Auffassung die Umwandlung der Tugenden in Stunden. Bei aller Abhängigkeit von Klopstock und Hölty vermeidet Lenau die Überschwenglichkeit seiner Vorbilder und ergreift uns deshalb viel mächtiger, vielleicht auch, weil er die Zuversicht auf eine diesseitige oder jenseitige Verwirklichung des Traumes nicht teilt und hierin schon seine Eigenart, «die schwarzen Federn des Raben Nikolaus» verrät.

Die engelgleiche, zukünftige Geliebte ist zu schön für diese Erde; ihre Reize locken den Tod, er holt sie, und zerschmettert steht der Jüngling **An der Bahre der Geliebten**. Vorbildlich wirkten bei dieser Ode im Klopstockisch-sapphischen Versmaße Hölty's Gedichte An Minnas Geist und Der arme Wilhelm. Wie glücklich war der Liebende; seine Minna starb, was soll er noch länger auf Erden! (An Minnas Geist.) Wilhelms Braut stirbt; der arme Verlassne wünscht und ersehnt nichts mehr als den Tod (Der arme Wilhelm). Eine junge Braut auf der Bahre führt Hölty auch im Gedichte Lebenspflichten ein. Ein Lieblingswort Hölty's und Klopstocks, der Göttinger Dichter überhaupt, übernehmend, gedenkt Lenau der Kühlung leiser Abendwinde (Vs 5), bei der er aus zitternder Seele den Liebeschwur sprach (Vs 7). Bei Hölty zittert des Jünglings Seele, wenn die Liebe naht, und ein süßes Zittern zittert durch sein Gebein, wenn ihm das Bild der künftigen Geliebten lächelnd entgegentanz. Stumm hingestreckt liegt die Lenausche Geliebte, wie die Klopstockischen Leichname stumm ausgestreckt.

## III.

## An Berta Hauer.

1823—1828.

Fast unmittelbar schließt sich die Berta-Dichtung an diejenige an, welche das Thema der zukünftigen Geliebten behandelt. Die wirkliche Geliebte bringt zunächst der Dichtung Lenaus keinen Wirklichkeitsgehalt; dies geschieht erst viel später, nachdem diese Liebschaft eine schlimme Wendung genommen und das Verhältnis gelöst war. Das Glück reizt Lenaus Muse nicht, nur das Unglück weckt sie, und das Erlebnis wirkt nur ausnahmsweise unmittelbar bei ihm. So ist denn zunächst Berta für seine Muse nicht mehr als die ideale Geliebte. Das Verhältnis gibt nur den Stoff zu Formübungen und Nachahmungen ab.

Ein «Herbstlied an meine Berta» erwähnt Lenau als fertig in einem Briefe an seinen Freund Fritz Kleyle aus dem Jahresende 1823. Vielleicht ist dies Gedicht **Das Rosenmädchen**, dessen allgemeiner Inhalt jedoch eine unmittelbare Beziehung ausschließt. Vorbildlich ist hier wiederum Hölty. Man wird unwillkürlich an Höltys *Der Anger* erinnert, wenn auch nicht eben dies Gedicht wörtliche Übereinstimmungen bringt, die jedoch zahlreich genug in anderen Dichtungen Höltys zerstreut sind. Das Bild des blumepflegenden Mädchens, des Mädchens unter Rosen, die Verbindung von welchen Rosen mit traurigen Gedanken sind Höltys Lyrik geläufig. Als engelrein und unschuldsvoll besingt Hölty seine Mädchen, die im Blumengarten, begrüßt von der Nachtigall, der Frühlingsblumen warten. Auch Klopstock zeichnet in der Ode **Der Bach** ein Mädchenbild, das am Schattenbach des bardischen Quells Blumen des Hains sorgsam erzieht. Wie Lenau sein Mädchen, «das Auge naß, die Wange blaß», sieht, so schaut der Mond den Dichter Hölty, «die Wange blaß, das Auge tränennaß».

Als «eine kleine Ode an meine Berta» bezeichnet Lenau im Briefe an Kleyle vom 13. Januar 1824 das Gedicht **Erinnerung** (Selige Stunde . . .). Es vertritt die erste Stufe der Entwicklung des Verhältnisses zu Berta, die des ersten Liebesglückes, die in den Briefen an Kleyle aus dem November 1823, vom 13. Januar 1824 und 13. Februar 1825 ihren Widerhall findet, nahezu drei Jahre dauerte und sich in der Dichtung nur in dieser einen Ode widerspiegelt. So wenig schürt das Glück der Liebe das poetische Feuer, daß der Dichter nichts besseres weiß, als es in einem künstlichen Versmaße und unter starker Anlehnung an seine bekannten Vorbilder zu besingen. Mächtig ergriffen von der Liebe Sehnen, ist Berta an den bewegten Busen des Dichters gesunken, ganz ähnlich, wie Klopstock von der künftigen Geliebten träumt:

Sinkt sie, von süßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,  
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust?

Eine selige Stunde nennt Lenau diese, gleich Klopstocks seliger Stunde der ersten Umarmung, oder seiner fast zu seligen Stunde, die ihm sagt, daß er geliebt wird. In mehreren Gedichten feiert auch Hölty die Stunde der ersten Umarmung, besingt das Sinken an den Busen, den offenen, klopfenden usw.

Erst die zweite Stufe in der Entwicklung des Liebesverhältnisses, die der Mißverständnisse, wird fruchtbar für die Dichtung. Ein solches Mißverständnis erwähnt Lenau im Briefe an Kleyle vom 6. März 1826 und be-

zeichnet als poetische Frucht desselben das Gedicht **Dahin**. Wie irrig die Meinung ist, mit der Liebe zu Berta habe Lenaus Poesie sich von der Nachahmung befreit und einen selbständigen Flug genommen, zeigt diese antikisierende Ode, die schon allein in dem sehr bezeichnenden Ausdruck ich weinte Dank die Abhängigkeit von Klopstock und Hölty verrät. Das zielende Weinen gebraucht Klopstock öfters, die dankweïnenden Frommen erscheinen in der Messiade; auch Hölty genießt die Wonne, daß sein Mädchen ihm Dank weinet. Ist es nun gerade auch noch der ewige Gott (Vs 4), dem Lenau Dank weinet, so wird die Übereinstimmung schlagend. Nachbildung Hölty's sind die Verse 5—6:

Und sie pflückte mit Küssen mir die  
Blüte der Wonne von der Wang'.

Die erste Spannung mit Berta gibt eben nur den Anlaß zu einer neuen Übung in der Odenform.

Die Geburt eines Kindes, das am 13. März 1826 getauft wurde, führt Lenau auf das literarische Thema: Die Mutter und ihr Kind. Man durfte erwarten, daß dies doch nicht alltägliche Erlebnis den inzwischen zur Selbständigkeit emporgereiften Dichter — die Ende 1825 gedichteten Verse In der Krankheit legen ein beredtes Zeugnis davon ab — zu ursprünglichen Dichtungen befruchten werde. Das Erlebnis zeitigt wieder eine Ode im klopstockisch-sapphischen Versmaße: Am Bette eines Kindes, die voll von Lieblingsausdrücken Klopstocks und Hölty's ist und namentlich an Klopstocks Ode Der Abschied erinnert:

Stirb sanft! . . . .  
. . . . Schlummer' in die Ewigkeit  
Mit Ruh hinüber, wie Gott dich schuf,  
Als er dich machte voll schöner Unschuld.

— Das zweite, das überlieferte Thema von Mutter und Kind behandelnde Gedicht Die Mutter am Grabe ihres Kindes ist von Bürgers Lenore beeinflußt, und Hölty kommt auch zur Geltung in Versen wie:

Der Wangen schöne Röselein  
Zerknickte der grause Tod so bald!

Die Mißhelligkeiten vielerlei Art, welche die Geburt des Kindes mit sich brachte, entlocken dem Dichter, wahrscheinlich im Frühling 1826, den Seufzer, den er in der sapphischen Ode Sehnsucht nach Vergessen ausstößt, wobei Hölty's Schale der Vergessenheit vorbildlich war, und die auch Erinnerungen an Klopstocks Ode An Cramer, den Franken aufweist.

Wäre die Idylle Das Veilchen und der Schmetterling nicht in der Handschrift 13. April 1826 datiert, so würde man sie in die Umgebung des verwandten Rosenmädchens rücken, sie den Gedichten beigesellen, die das erste Liebesglück ausstrahlen, und aus den Worten des Schäfers den jungen Niembsch heraushören, der im Briefe an Kleyle vom Ende 1823 sein Glück preist, ein so hübsches, liebenswürdiges, gefühlvolles Mädchen wie Berta gefunden zu haben. Stimmt das in der Handschrift verzeichnete Datum, so fällt eine Beziehung auf das sich damals in so ernster Lage befindende Liebesverhältnis schwer, und man kann in dem harmlosen Liede

nur, inmitten schwerer Odendichtung, eine Erholung des Dichters am Einfach-Volkstümlichen sehen.

Am 9. Juni 1826 meldet Lenau Kleyle, daß das schöne Gewebe seiner Freuden einen gewaltigen Riß bekommen und daß dieser Riß ihm da einen nackten Fels zeige, wo die güldene Phantasie ein Blumenbeet sah. Den unmittelbaren Eindruck dieses Risses hält Lenau fest in dem Gedichte Die Jugendträume, das er im genannten Briefe an Kleyle sendet. Dem «nackten Fels» des Briefes entspricht im Gedichte die «mit eisern schwerem Gange nahende Wirklichkeit», das «Blumenbeet der güldenen Phantasie» ist in den zwei ersten Strophen ausgemalt. Der Brief an den Freund schließt mit dem Lobe der Phantasie. Auch das Gedicht preist die Jugendträume als das Beste, was dem Jüngling für diese Welt beschieden ist.

Einen Widerklang von Lenaus Liebesschmerzen dieser Zeit bringen vielleicht auch die Strophen 9 und 10 des Gedichtes An die Hoffnung:

Nach der Liebe treuem Glücke,  
Das er nirgends finden soll,  
Kehrt ein andrer seine Blicke,  
Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühte  
Hält sie wonnevoll umstrickt;  
Doch der Liebe zarte Blüte  
Wird im Rausche bald zerknickt!

Jedenfalls stimmen die zwei letzten Verse mit einer Stelle im Briefe an Kleyle vom 9. Juni 1826 überein, welche die «unersättliche Bestie Sinneslust» anklagt, daß sie Freundschaft und Liebe darben läßt.

Über die Abnahme der Herzenswärme des Bundes mit Berta klagt auch das herbstliche Liebeslied **Sommerfäden**:

Deine Worte, leicht und munter,  
Flattern in die kühle Luft;  
Keines mehr, wie sonst, hinunter  
In des Herzens Tiefe ruft.

Man müßte dies erste ursprüngliche Liebeslied Lenaus aller Wirklichkeitsunterlage entkleiden, um es anderswo als in die Berta-Gruppe einzureihen. Der äußere Umstand des späten Druckes, erst in der zweiten Auflage von 1834, deutet allerdings auf Lenaus Liebe zu Lotte Gmelin hin. Jedoch ist der Inhalt des Gedichtes keineswegs in Einklang zu bringen mit der Natur und dem Verlauf dieses Verhältnisses. Auch paßt die Charakteristik der «leichten<sup>4)</sup>, munteren» Geliebten, die im Gedichte Das tote Glück wiederkehrt, nur auf Berta. Immerhin ist eine spätere Umarbeitung nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich.

Am 9. Juli 1827 schreibt Lenau seiner Mutter, daß er vorgestern der Berta geschrieben und ihr seinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältnis zu erneuern, eröffnet hat. An der Festigkeit dieses Entschlusses läßt der Umstand zweifeln, daß er die Mutter zu der Geliebten hinschickt,

<sup>4)</sup> Die Lesart laut statt leicht findet sich erst in der Auflage von 1840.

um zu erfahren, wie der Brief gewirkt habe und was die Entlassene (?) nunmehr zu unternehmen gedenke. Verschiedene Umstände sprechen für die Andeutung von Schurz, daß die Verbindung mit Berta erst im Sommer 1828 endgültig abgebrochen wurde. Erst dann, in einem Briefe an Kleyle vom 6. Juni 1828, bricht auch Lenaus Schmerz erschütternd hervor.

Reichlich ist die dritte Stufe der Entwicklung des Liebesverhältnisses, die des Risses, des Bruches, in Lenaus Dichtung vertreten. Eine genauere Datierung dieser Klagelieder über Bertas Treulosigkeit und Verlust ist nicht möglich. Einige mögen bereits in das Jahr 1827, wohl die Mehrzahl in das Jahr 1828 fallen, das eigentlich das Jahr des tiefen Schmerzes war.

Sicher in das Jahr 1827 fällt das Gedicht *Vergänglichkeit*, das Lenau nach Schurzens Bericht im September dieses Jahres während seines zweiten Ausfluges ins österreichische Hochgebirge beim Anblicke «eines stillen Friedhofes mit geneigten, vom Monde übersilberten Kreuzen» empfing. Mögen wir schon in den «verlassenen Herzen» (Vs 10) eine Anspielung auf des Dichters damalige Gemütslage entdecken, so sehen wir deutlichere Hinweise in dem Herzen, das «vergebens seinen Himmel festzuhalten» sucht, und in der Schlußstrophe, die klagt, daß

Der Liebe Zauberlied sich still verlor.

Als ein Herbstlied, das vielleicht auch in das Jahr 1827 zu versetzen, kennzeichnet sich das Gedicht *Erinnerung* (Erinnerungsvoller Baum), das der Verfasser bereits in der zweiten Ausgabe von 1834 wegließ. Wehmütig gedenkt der Dichter seines Glückes:

Wie selig hielt das Mädchen ich umfassen,  
Und horchte ihrem leisen Liebesschwur.

Die unmittelbare Einwirkung der Entfremdung scheint hier festgehalten zu sein, jedoch in ganz herkömmlicher Weise. Ein alter Bekannter ist der erinnerungsvolle Baum, der Zeuge des Liebesglücks zu zweien gewesen und nun den Liebenden allein empfängt, dessen Herz ebenso welk ist wie die Blätter, dessen Tage in stiller Klage dahinschleichen:

Der toten Liebe finstren Leichenzug.

Ein Nachklang der Dichter des Hainbundes ist auch die «süße Kühle des Hains» (Vs 15).

Ein Seitenstück zu der Ode Sehnsucht nach Vergessen, zugleich ein beredtes Zeugnis von Lenaus Fortschritt zu ursprünglicher Eigenart sind die Verse Nebel:

Nimm fort in deine graue Nacht  
Die Erde weit und breit!  
Nimm fort, was mich so traurig macht,  
Auch die Vergangenheit!

Mit dem Ausdruck «traurige Vergangenheit» bezeichnete Lenau gerne das Verhältnis zu Berta.

In weiteren Gedichten, die wahrscheinlicher in das Jahr 1828 gehören, treten an Stelle milder Klagen scharfe Anklagen gegen Berta. **Das tote Glück** schildert sie als das leichte, muntere Mädchen mit dem zauberischen Blick, dem wonnereichen Mund und dem kalten Herzen, welches das

Lebensglück des Dichters, das sich einem Kinde gleich naiv, vertrauensvoll an sie angeschmiegt, still und kaltbesonnen, ruhig lächelnd getödet. Hier greift Lenau also wieder zum früheren Motiv der Kindsmörderin.

Auch im Gedichte *Unmut* wird ein Kind erschlagen, der Mörder ist diesmal der Dichter selbst. Er erschlägt das «süße Kind», die Hoffnung, die sein junges Leben um sein Glück bestohlen,

Als ihr Betrug ins Herz mir schnitt.

Bertas Betrug erzeugt eine Erbitterung, die sich zur Todessehnsucht steigert. Diese drückt eine vierte Strophe aus, die der Dichter in der Ausgabe letzter Hand wegließ.

Mit vollster Deutlichkeit ist auch das Heidebild *An die Wolke* auf Berta zugespitzt. Die «Ungetreue», das «falsche Weib» wird Berta hier genannt. Auch hier ein bekanntes Motiv verwendend, beschwört der Dichter die Wolke, stillzustehen bei seinem Weh, zur Geliebten die Kunde zu tragen von seiner blutenden Wunde, ihr eine Mahnerin an die gebrochenen Schwüre zu sein in der sich steigernden Gestalt des Regens, des Donners, des Blitzes. *An die Wolke* ist ein förmliches Rachelied und hat ein merkwürdiges Seitenstück in der Aufforderung an den Tiger im *Nachtgesang der Albigenser*:

Und kommen klagende Erinnerungen,  
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!  
Auf eine aber stürze dich vor allen,  
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,  
Verschling auf immer du in deinen Rachen  
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen!

Zwölf Jahre nach dem Bruche entflammt Bertas unverlöschliches Bild den Dichter noch zu solchen Versen, wie er sich auch in dem Sonette *Palliativ* aus dem Jahre 1838 die Frage stellt, ob er sich ihr gegenüber keiner Schuld anzuklagen habe.

Einer sanfteren Klage weicht das Rachegefühl im Gedicht *Der Baum der Erinnerung*, dessen 13. Vers:

Treulos hat sie mich verlassen

senon für sich allein genügt, um die Beziehung auf Berta klarzustellen. Inhaltlich schließt das Gedicht sich eng an *Erinnerung* an. Es ist derselbe Baum, der nun im Schmucke des Frühlings prangt, der vor einem Jahre die Seligkeit der Liebe mit seinen Blütenzweigen überschattete und dem sich der Dichter nun einsam nähert, ihm sein Leid zu klagen. Eine Jahreszeit liegt zwischen den beiden Gedichten, vorausgesetzt, daß ihr Charakter als Herbst- und Frühlingslied eine Begründung in der Wirklichkeit hat, was bei der ganz herkömmlichen Ausführung derselben nicht schlechthin als sicher anzunehmen ist.

Die «Nebellieder alter Kränkung» im Gedichte *Leichte Trübung* weisen auch auf Berta hin. Der blaue Berg, der «Felsen in die Lüfte hebt», ist der Schneeberg. Mit Bezug auf die Besteigung im September 1827, bemerkt Schurz, dichtete Lenau «später» diese Verse. Eine genau entsprechende Prosafassung bringt der Brief an Kleyle vom 6. Juni 1828. «Einmal bis ins Mark verletzte Seelen bleiben empfindlich auf immer; — eine flüchtige

Erinnerung, und die Brust ist in Aufruhr. Solche Seelen sind wie die Luft auf sehr hohen Bergen. Man darf da, wie die Bergbewohner sagen, kein Steinchen hinabwerfen, sonst steigen sogleich Nebel auf. So leicht erschüttert ist die Gebirgsluft.»

Die starke Mischung von Phantasie und Wirklichkeit, die einen Grundzug der Berta-Gedichte bildet, findet ihre höchste Steigerung in **Nächtliche Wanderung**. Auch die Reihe der Grundgedanken dieser Gedichte: Verlust der Ruhe, Ringen von Schmerz und Groll, Tod des Glückes, Tod der Liebe findet einen Abschluß in der hier nicht vereinzelt auftretenden, sondern das ganze Gedicht beherrschenden Todessehnsucht. Die «tote Braut» (Vs 8) ist die dem Dichter durch ihren Treubruch gestorbene Berta. Das Motiv hatte Lenau bereits in der Ode An der Bahre der Geliebten bearbeitet, und eng verwandt ist es auch mit dem des toten Kindes. Die «zärtliche, feierliche» Bitte der Geliebten in «ihrer Sterbestund» (Vs 13 ff.) gleicht sehr der Ottilies an Eduard in Goethes Wahlverwandtschaften. Eine Sonderstellung nimmt dieses Gedicht innerhalb der Klagelieder ein durch seinen ganz eigentümlichen Zug der Idealisierung Bertas, der auf den Abschluß dieser Liebesdichtung hinweist.

Die Stimmung, aus der diese Gedichte entstanden sind, schildert ergreifend Lenaus Brief an Kleyle vom 6. Juni 1828, worin er dem Freunde mitteilt, daß er seit dem Sommer 1827 dank seinem Geschicke keine Stunde ruhig gewesen, daß sein Feind in seiner erregten Phantasie einen uner-schöpflichen Vorrat von Dolchen und Pfeilen findet. «Wie ein angeschos-senes Wild durchirr ich den Wald des Lebens, je stärker mein Lauf, desto heftiger bluten meine Wunden.» Dieser Brief bringt auch die Erklärung des Gedichtes An Fr. Kleyle, den ein ähnliches Schicksal wie Lenau traf. Die Verse an den Freund sind voll Anspielungen auf des Dichters eigenes Leid und bilden somit einen Nachklang zum Berta-Erlebnis. Ein Gleiches gilt für das Lied An meine Gitarre, das als eine der Ursachen der Schwermut die tote Liebe (Berta) erwähnt, auch für das Gedicht Ver-gangenheit, dessen Begriffe von vergangen und tot der Berta-Dich-tung geläufig sind.

Drei epische Gedichte, die wahrscheinlich sämtlich in das Jahr 1828 gehören, sind den Klageliedern über Bertas Verlust anzureihen. Manche Motive der Berta-Lieder vereinigt Die Waldkapelle, die Geschichte eines Menschen, den eine unglückliche Liebe in den Irrsinn treibt. Schurz meint, das Gedicht sei nach der Trennung von Berta geschrieben, «in deren mein-eidiger, weiblicher Gestalt — wie Klemm glaubt, und ich mit ihm — er Berta, und in dessen wahnsinnig gewordener männlicher mit nur zu rich-tigem Vorgefühl er sich selbst zeichnete». Die Zeichnung der Geliebten steigert sich hier zur schärfsten Anklage. Sie ist die heimtückische Mein-eidige, die sich das letzte Wort des Treueides durch einen anderen von der falschen Lippe küssen läßt, die reue- und gewissenlose, die in einem Freudenleben schwelgt, während ihr unglücklicher Liebhaber der Ver-zweiflung Beute geworden. So schildert Lenau in dieser sehr phantastischen Dichtung realistisch Bertas Leben nach der Trennung, wie er es sich dachte.

Innig verwandt mit der Waldkapelle ist Robert und der Invalide. Der Schmerz des um seine Liebe betrogenen Robert ist größer als der des alten Invaliden, der auf dem Schlachtfelde von Leipzig alles verloren. Auf diesen Gedanken, dem wieder der Verlust Bertas zugrunde liegt, ist

das Gedicht zugespitzt. Die meineidige Geliebte steht hier wie in der Waldkapelle im Vordergrund. In Roberts Mund legt der Dichter die bekannten, für das Verhältnis zu Berta und seine eigene Seele so charakteristischen Verse:

Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,  
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt.

Der Gedanke findet sich zuerst im Briefe an Kleyle vom 6. Juni 1828; Lenau wiederholt ihn immer wieder in Briefen und Gesprächen, die Verse führt er im Briefe an K. Mayer vom 1. Dezember 1831 an, damit seinen Verzicht auf Lotte Gmelin beleuchtend.

Der Übergang von der meineidigen zur entehrten Braut, den der Dichter in der Ballade Marie und Wilhelm vollzieht, war schon angedeutet in der Waldkapelle, wo das schwurbrüchige Mädchen im «Freudentaumel» lebt. Mit treuloser Hand wischt sich Marie die Tränen um ihren Bräutigam von der Wange und sinkt in den «bodenlosen Sumpf der Lüste» (Vs 51 f.). Bei seiner Heimkehr findet der brave Wilhelm, der wie Bürgers Lenore um ihren Wilhelm in der Fremde viel um sie gelitten und ihr treu geblieben, eine tief ins Verderben Gesunkene. Er geht hinaus zu dem aus der Nächtlichen Wanderung bekannten Bach, der «reichen, frischen Tod» führt.

An die Berta-Dichtung schließen sich in den Jahren 1829—30 Gedichte allgemein pessimistischen Inhaltes an, die ihren Untergrund auch, wenigstens teilweise, in der unglücklichen Liebschaft haben. Mitunter wird auf diese noch angespielt in Gedichten wie Der trübe Wanderer, Die Felsenplatte.

Bis in das Jahr 1830 steht die Mehrzahl der Lenauschen Dichtungen im Bannkreise der Leidenschaft zu Berta Hauer. Unerklärlich ist die tiefgehende Einwirkung, die dies Mädchen auf Lenaus Leben und Dichtung ausgeübt, wenn sie wirklich nur eine gemeine Dirne gewesen, wie Schurz sie schildert, «ein in jeder Richtung nichtssagendes Geschöpf» (Greiner), eine «sehr minderwertige Frauensperson» (Röttinger), eine «Phryne, die gleichzeitig mehrere Eisen im Feuer zu haben pflegte» (Ernst), ein «Mädchen ohne alle Herzens- und Bildungsqualitäten», das sich durch «geistigen und moralischen Tiefstand» kennzeichnete (Rahmer), durch «niedrige Gesinnung» (Schaeffer), «un être bas et vulgaire» (Reynaud). Wie konnte aber diese «gemeine, unwürdige, verworfene» Dirne, als welche Berta fast übereinstimmend geschildert wird, den allgemein zugegebenen unheilbaren Riß in Lenaus Leben bewirken? Sollte sich die «Summe von Rätseln und Widersprüchen, das tiefe Dunkel in der Beurteilung und Bewertung von Lenaus Persönlichkeit» (Rahmer) nicht einigermaßen lichten, wenn man Lenaus eigene Schilderung der Geliebten als eines anziehenden, anhänglichen, tiefführenden, bildungsfähigen Mädchens, mit Hang zu liebenswürdiger Schwärmerei und angebornem Sinn fürs Schöne und Schickliche, nicht immer hohnlächelnd als eitel Schwärmerei und verblendete Erotik abtäte. Neben der Persönlichkeit der Geliebten kommen freilich hier manche äußere Umstände und innere Anlagen in Betracht.

## IV.

## An Nanette Wolf.

1830.

Das seit 1834 alle Ausgaben der Gedichte eröffnende Lied **An meine Rose** wurde bisher allgemein auf Lotte Gmelin bezogen. Es wird jedoch bereits in einem Briefe von Boloz von Antoniewicz an Lenau, datiert mit dem 5. Oktober 1830, erwähnt, und ist folglich vor der Bekanntschaft mit Lotte entstanden. Merkwürdig stimmt der Inhalt mit allem überein, was wir von dem kurzen Verkehr Lenaus mit der Gmundner Schullehrerstochter Nanette Wolf wissen, die der Dichter im August 1830 kennen lernte. Unter dem Sinnbild der Rose erscheint ihm das Mädchen, das ihm mit ihrer feinen Bildung und ihrer Begeisterung für Kunst in dieser einfachen, ländlichen Umgebung als eine Blume, aus anderen Welten verpflanzt (Vs 8) vorkommt. Er verwünscht die Schranken, die sie voneinander trennen, sehnt sich innig nach ihr hinüber aus der Großstadt, wo die Herzen kälter schlagen, möchte mit ihren «Zauberdüften die Ewigkeiten nähren» (Vs 19 f.). Jedoch «von Stürmen fortgetrieben» (Vs 28), darf er nicht bei ihr verweilen, wenn auch sein Herz «die holde Wunderblume» (Vs 29) fest und treu in sich verschließt. Da Boloz von Antoniewicz schon Anfang Oktober von dem Gedichte wußte, so muß es kurz nach Lenaus Rückkehr in Wien, im September 1830, entstanden sein. Ein Brief an Nanette Wolf aus dem Herbst 1830 verrät deutlich eine verhaltene Neigung, tiefen Schmerz über die Trennung, heißen Wunsch nach einem Wiedersehen<sup>5)</sup>.

## V.

## An Lotte Gmelin.

1831—1833.

Am 9. August 1831 war Lenau in Stuttgart eingetroffen, und bereits am 22. begann der berühmte Liebesroman mit Frau Schwabs Nichte. Dichterische Früchte zeitigte er schon in den zwei letzten Monaten des Jahres 1832. Wenn Lenau am 11. November 1831 an Gustav Schwab schreibt: «Neues ist nicht hinzugekommen; wird es aber noch, wie ich hoffe,» so dachte er bereits an die Liebschaft zu Lotte Gmelin als neue Quelle seiner Dichtung. Den bekanntlich im Januar 1832 entstandenen Schilfliedern gehen wahrscheinlich einige Dichtungen voran, die wie die Berta-Lieder erlebten Empfindungsgehalt in erfundenen Situationen bieten und hinter der vollendeten Eigenart der Schilflieder zurückstehen. Den ersten Lottegedichten, die wahrscheinlich im November und Dezember in Heidelberg entstanden, könnte man Heines Verse des Nordseegedichtes Erklärung als Motto voranstellen:

Und sehnd ergriff mich ein tiefes Heimweh  
Nach dir, du holdes Bild,  
Das überall mich umschwebt

<sup>5)</sup> Näheres über Nanette Wolf bringt mein Aufsatz Lenau und Nanette Wolf in der Österreichischen Rundschau Bd. XLII, Heft 2, 15. Januar 1915.

Und überall mich ruft,  
Überall, überall,  
Im Sausen des Windes, im Brausen des Meers,  
Und im Seufzen der eigenen Brust.

So umschwebt auch in **Dein Bild** die Geliebte den Dichter überall, in der Abenddämmerung, in der sternhellen Nacht, in den Wellen des Baches. «In die Wetter hin» malt er des Mädchens Züge, wie Heine an die dunkle Himmelsdecke schreibt: «Agnes, ich liebe dich!» Im wörtlichen wie im sinnbildlichen Sinne strahlt dem Dichter in Heidelberg Lottes Bild «so ferne», ihm, dem «Hoffnungslosen», der trotz seiner «tiefen Leidenschaft» nicht daran denken darf, es festzuhalten. Ein gleiches «lichtes, liebes, süßes» Bild schwebt dem Goetheschen Jäger bei seinen Streifzügen im Felde vor, innere Unruhe, welche die Geliebte verschont, quält ihn. Dieser Gegensatz findet sich auch in Lenaus Gedicht, dem das Bild der Geliebten «schön, süß, hold» lächelt, während er leidenschaftsgequält, freude- und hoffnungslos, sich nach dem tödlichen Abgrunde sehnt.

Dem Gedanken der Entsagung begegnen wir auch im Gedichte **Meine Braut**, mit der besonderen pessimistischen Begründung, der Dichter fühle so wenig Glück in sich, daß er anderen keins abgeben könne. Dieser Gedanke tritt uns in vielen Briefen Lenaus aus dem November und Dezember 1831 und darüber hinaus bis in den Mai 1832 entgegen, zuerst und am deutlichsten ist er im Briefe an Schurz vom 8. November 1831 ausgesprochen. Sieht der Dichter die leichtgeschürzten Abendwolken im Strahlengold an der duftverlorenen Grenze ferner Berge tanzen, scheint es ihm, als ob seine Braut dort in Schmerz seiner harre. Er möchte sie eilen. Jedoch die Berge verdunkeln sich, und die harte, durch den Sturm verkörperte Stimme der Natur ruft ihm zu:

Heißer Narr, wohin? verzeuch!  
Deine Braut heißt Qual, — den Segen  
Spricht das Unglück über euch!

Durch mehr zurückgehaltene Empfindung, Sanfttheit des Tones, Harmonie und feinere dichterische Verklärung zeichnet sich **Das Mondlicht** aus. Die Szenerie hat nichts Herkömmliches mehr, der Mond, der mit seinem Strahlenspiel eine Brücke «stromhinüber» baut, der abwechselnd lichtvolle und dunkle Fluß, je nachdem er vom Mondlicht erhellt wird oder nicht, sind nicht gemachte, sondern geschaute Naturerscheinungen. Lottes gedenkend, irrt der Dichter in Heidelberg einsam den Strom, den Neckar, entlang. Sehnsüchtig lechzt er nach einem Blicke von ihr, dem «süßen Mondlicht seiner Nächte» (Vs 23). Vielleicht erinnerte er sich dabei jener Szene, die er Sophie Schwab in einem Briefe vom 12. November 1831 beschreibt, wie bei der Heimfahrt vom Bergheimer Hof der Mond Lotte das schöne Gesicht küßte.

Gewöhnlich wird auch die Bitte an die Nacht:

Weil auf mir, du dunkles Auge

auf Lotte bezogen, trotzdem ihr allgemeiner Charakter keine besondere Beziehung erheischt. Der Todessehnsucht hat Lenau keinen poetischeren und empfindungsvolleren Ausdruck gegeben, wie in der zweiten Strophe:

Nimm mit deinem Zauberdunkel . . .

Sie harmoniert namentlich mit Lenaus Brief vom 1. Dezember 1831 an R. Mayer, wo er dem Freunde mitteilt, daß seine Seelenstimmung von Tag zu Tag ärger wird, daß er seine Kräfte schwinden fühlt. «Möchte es doch damit so fortgehen!» Das Lied klingt wie ein Vorspiel zu der sanften, geheimnisvollen Klage der Schilflieder.

Um diese dichten zu können, bedurfte Lenau eines Aufatmens von dem lastenden Drucke, der ihn zu Ende des Jahres 1831 in Heidelberg gefangen hielt, auch einer gewissen Klärung des Verhältnisses zu Lotte selbst. Beides brachte ihm die Weihnachtsreise zu den schwäbischen Freunden. Die Spannung, in welche die Liebesgeschichte die Schwabs versetzt hatte, entlud sich am Neujahrstage 1832. Nach einem heftigen Auftritte hatte Schwab, der sein Unrecht einsah, alles getan, dies wieder gutzumachen. Eine herzliche Versöhnung wurde gefeiert, und der «tiefe, warme Himmel der Freundschaft» leuchtete wieder. Beim Abschiedsbesuche bei Lotte am 5. Januar nahm Lenau von ihr, wie er am 6. Januar Mayer mitteilt, einen Eindruck mit, «der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühl ich.» Lotte, so meldet Sophie Schwab ihrer Freundin Lucie Meier, begnügte sich einstweilen mit der Versicherung, daß Niembsch sie wahrhaft liebe. So lange sie dies wußte, wollte sie auch die Hoffnung nicht sinken lassen. Heilend wirkte auch in dem kurzen Verkehr um Weihnachten und Neujahr 1831—32 Karl Mayer auf Lenau. Dieser seelenvollste seiner Freunde, der allein sein anscheinend so seltsames Verfahren in dem Liebesverhältnis zu Lotte verstand, war, wie er J. Kerner mitteilt, so glücklich, Lenau mit ganz erheitertem Herzen, ja verschönerten Gesichtszügen aus Stuttgart scheiden zu sehen. Am 6. Januar verspricht Lenau ihm brieflich, recht eifrig zu arbeiten an seiner eigenen Wiederherstellung, die Mayer zuerst in Gang gebracht habe. Eine gleiche milde, ruhige Stimmung atmet der Brief an G. Schwab vom 12. Januar. Der Schreiber findet wieder Freude an der Arbeit, was er auch an demselben Tage dem Schwager Schurz meldet.

Die Schilflieder sandte Lenau am 15. Januar 1832 an K. Mayer: «Hier erhältst du, was ich seit meiner Ankunft aus Stuttgart gemacht.» Drei Tage vorher schrieb Lenau an Schwab: «Hier übersende ich dir noch einen kleinen Nachtrag in die Sammlung meiner Gedichte.» Vermutlich sind die Schilflieder dieser Nachtrag, die somit vom 7. bis 12. Januar in Heidelberg entstanden. Am 17. Februar sandte Lenau die Lieder seinem Freunde Klemm in Paris.

Das Verhältnis zu Lotte erreicht hier den Höhepunkt dichterischer Verklärung, die desto wahrer ist, je deutlicher die realen Unterlagen hervorschauen. Der Dichter «muß sein Liebstes meiden», Lotte, die «Ferne», strahlt hell und mild in sein stilles, tiefes Leiden, nimmer lächelt ihre Liebe nieder in sein tiefes Weh, sogar ihr «lieblicher Gesang», der den ersten Keim der Liebe in sein Herz gesenkt, und ihr «langes Haar», das Sophie Schwab rühmt, werden mit eingeflochten. Wieder durchdringt der Gedanke der Entsagung diese Lieder wie die gleichzeitigen, sich auf Lotte beziehenden Briefstellen. «Mein liebes Lottchen! O, daß ich ihr entsagen mußte!» beichtet der Dichter seinem Schwager am 12. Januar. «Ich habe sie wieder gesehen. So gibt es kein Mädchen mehr. Der Roman, den du so köstlich fandest, ist etwas traurig worden. . . . Das Mädchen hat eine durchaus ideale Richtung. Sie ist anbetungswürdig. Genug! ich werde

sie ewig lieben, wann ich anders ewig lebe.» In der Nacht vom 14. Januar erscheint ihm Lotte im Traum, um Abschied zu nehmen. «Ich meinte ich müßte sterben vor Schmerz», bekennt er Mayer am 15. Januar, «und ließ sie doch gehn . . . Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen.»

In den Tagen, wo er die Schilflieder dichtete, las Lenau ihm eben übersandte Gedichte von Mayer. Er lobt diese Gedichte in Briefen an Schwab und Schurz vom 12. Januar, ein milder Balsam quillt ihm aus dem Gemüte des zärtlichsten seiner Freunde, heilkräftig fließen ihm dessen Worte in die Seele, daß er sich ordentlich gestärkt fühlt durch diese Lektüre. Er hebt besonders Mayers liebliche Waldszenen und sanfte Naturhauche hervor, führt aus Mayers Gedichten die am stillen Weiher herumirrenden Rehe an, die er selbst im fünften Schilfliede auftreten läßt. Das Bild der am Hügel wandernden Hirsche ist Mayer entnommen, der gerne seine Naturbildchen mit einem badenden, durchs Grüne schlüpfenden, voll Scheu um sich blickenden Reh belebt. Ein sehr häufig bei Mayer wiederkehrendes Bild ist auch das eines mondbeschienenen Waldsees, den er in den vielfachsten Schattierungen besingt. Die Beeinflussung beider Dichter ist freilich gegenseitig, da auf Mayers nach den Schilfliedern entstandenen Naturbildchen, diese sichtlich eingewirkt haben. Das Gemeinsame berührt jedoch nur einzelne Bilder; das Äußerliche, das Innere ist grundverschieden. Bei Mayer ist die Einzelerscheinung der Natur alles, bei Lenau nur Mittel zur Darstellung einer poetischen Idee.

Der äußere Rahmen der Schilflieder ist nicht der Umgebung Heidelbergs entnommen, sondern er tauchte auf aus Erinnerungen an Lenaus Aufenthalt in Gmunden bei Schleifer. Die Landschaft wird dem Dichter in einer ihrem Charakter entsprechenden Gemütsstimmung zur fruchtbaren Anschauung in seiner «spelunca», einem finsternen Hofzimmer des Gasthofes «König von Portugal» in Heidelberg. Er schafft die Naturbilder aus seinem Inneren hervor. So schuf er auch seine Heidebilder in Wien lange nachdem er sie gesehen, so schuf er auch die eigenartigsten seiner Amerikabilder nach der Rückkehr in Europa. In den Schilfliedern erreicht Lenau die vollkommene Einheit zwischen Naturbild und menschlicher Empfindung, zwischen dem objektiven Symbol und der subjektiven Stimmung.

Zur Klärung von Lenaus Gemütszustand, wie er sich in den Schilfliedern ausspricht, trug auch viel das Studium Spinozas bei, das er laut eigener Zeugnisse in Heidelberg eifrig betrieb. Trost fand der Dichter in einer Ethik, die die Beherrschung der Affekte predigt, die die freudigen als die positiven, die traurigen als die negativen bezeichnet, die dem Willen vorschreibt, den frohen Affekten zuzustimmen und sie zu verewigen, den lähmenden Schmerz hingegen zu vernichten. Seine Ergebung in das Schicksal begründet Lenau in Briefen aus dem Anfange des Jahres 1832 mit spinozistischen Sätzen.

Wie in den heiter gefärbten Briefen dieser Zeit ein einziger, der vom 15. Januar an Mayer, traurig klingt, so ertönt auch in Lenaus Dichtung derselben Zeit unmittelbar nach den milden Schilfliedern ein wilder Klageschrei, der Lenaus bekannten jähen Stimmungswechsel veranschaulicht. Das Gedicht Winternacht sandte er am 15. Januar 1832 an Mayer zugleich mit den Schilfliedern. Die Stimmung, aus welcher es hervorgegangen, ist aus den Briefen an Mayer vom 15. und 21. Januar zu er-

sehen. «In großer, gar großer Bewegung ist mein Innerstes. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht, das gelang mir schlecht bis jetzt», und «Gemütskrankheiten lassen sich nicht plötzlich abschneiden; auch im Stadium der Rekonvaleszenz kommen noch kleine Zufälle, die aber vorübergehen; nur durch Schwankungen, die freilich immer schwächer werden, setzt sich die empörte Flut zur Ruhe.» Der Gegensatz zwischen dem «heißen, wildbewegten Herzen» und der «vor Kälte erstarrten, feierlich schweigenden Natur» ist einer jener Konflikte zwischen Natur- und Menschenleben, wie Lenau sie dem Dichter empfahl. Er tadelt in einem Gespräche mit Frankl deren Mangel bei Feuchtersleben.

Auch für die Gedichte *Mein Stern* und *Zu spät* kommen vornehmlich die Briefe an Mayer vom 15. und 21. Januar in Betracht. *Mein Stern* ist eine ganz getreue Widerspiegelung der Natur des Verhältnisses zu Lotte Gmelin. Der Lebenssturm, der ihn schon so tief verwundet, führt ihn an der «Herrlichen» vorbei. Eine Hoffnung auf Heilung, auf Glück leuchtet auf. Doch der Sturm reißt ihn wieder fort in die wüste Nacht, ihr holdes Bild will er jedoch auf immer in seinem Herzen bewahren, ja es dem Tode abringen, wie sein Faust mit dem Teufel um Marias Bild ringt. Diesen Gedanken, sowie den des Friedens, der nach dem Sturme über ihn gekommen, umschließen die Sätze an Mayer: «Niederkämpfen werd ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heiraten ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren; sie soll mir mein Leben verschönen für alle Zeit.»

Im Gedichte *Zu spät* schildert Lenau, wie Lottes Bild noch «hier und dort aus Kampfeswogen herauftaucht», wie im Briefe an Mayer vom 15. Januar. Sechs Tage später meldet er dem Freunde, daß

Die holden Träume, seligen Gefühle,  
Erstarben in der bangen Sommerschwüle,  
Mit der das Tatenleben angedrungen.

Neben den Gedanken der Entsagung tritt hier der des optimistischen Tatendranges:

«Das Roß gespornt! Die Wehre frisch geschwungen!»  
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,

ganz wie im Briefe an Mayer vom 21. Januar, in dem der Dichter so zuversichtlich äußert, er wolle leben, arbeiten, handeln, er gehe mit kühnen Entwürfen um, er wolle noch etwas Tüchtiges leisten in der Kunst, arbeiten für die Welt. Klar ist dem Gedichte der Charakter eines Abschiedsliedes aufgedrückt. *Zu spät* hat er das Mädchen gefunden, als die «holden Träume» und «seligen Gefühle» der Jugend bereits in seiner Brust erstorben. Ihr in seinen «Blütentagen» zu begegnen, als seine Sehnsucht sie suchte, war ihm versagt. Nun muß ihr Bild im Kampfe des Lebens wieder schwinden. Das Gedicht eröffnet die Reihe der Abschiedslieder an Lotte, die Lenau nach der Amerikareise fortsetzte.

Ein zweites Abschiedslied *Nie zurück*, das erst im Nachlaß erschien, scheint in Erinnerung an den Abschiedsbesuch bei Lotte vom 5. Januar 1832 entstanden zu sein. Das zugrunde liegende Gleichnis vom verlorenen

Paradiese findet sich nämlich im Briefe an Sophie Schwab vom 24. Januar: «Mir war damals zumute,» schreibt Lenau in bezug auf die Trennung, «als würde ich aus dem Paradies — dem durch eigene Schuld verwirkten — gestoßen auf ewig.» Das Gedicht ist auf den Abschied von Sophie Löwenthal im September 1844 bezogen worden. Diesen dachte Lenau sich jedoch nicht als einen Abschied «auf immer» (Vs 12). Er träumte vielmehr von einer Fortsetzung des Umganges mit Sophie Löwenthal, trotz und nach der Heirat mit Marie Behrends, von einem Bunde zu dreien. Trotzdem ist der Bezug auf Sophie Löwenthal nicht ganz bestimmt von der Hand zu weisen. Aufschluß könnten hier die Schriftzüge der Handschrift bringen.

Aus Klemms Brief vom 6. Januar 1832 an Lenau und aus dessen Antwort vom 17. Februar erklärt sich das Gedicht *Reise-Empfindung*. Auf das hier besungene Hüttenideal machte Klemm den Dichter aufmerksam, indem er ihm riet, zu promovieren, sich ein kleines Gütchen bei Stuttgart zu kaufen, eine Praxis zu suchen und Lotte zu heiraten. Darauf antwortet Lenau, die Zeit sei vorüber, wo die ganze Sehnsucht unserer Seele von einem lieben Weibe gefesselt werde, wo wir uns mit ihr einschließen «in eine Hütte in seliger Genügsamkeit». Dem entspricht die siebente Strophe des Gedichtes. Weiter malt der Dichter dies Glück, ein Herz und eine Hütte zu besitzen, je nach den Jahreszeiten aus und erwähnt unter anderem als Hauptfreude des Winters den Gesang der Geliebten, der ihn bei Lotte so sehr ergriffen und den auch Klemm, der Lotte kurz vorher kennen gelernt, lobt. Ein aus der Hütte hervortretender Jägersmann, die rauhe Wirklichkeit versinnbildlichend, zerstört den Zauber des schönen Bildes. Im Briefe an Klemm ist es der «Ernst des höheren Lebens», der den Dichter zwingt, sich von der idyllischen Vision abzuwenden.

Eng schließt sich das Gedicht *Nach Süden* hier an. Das Hüttlein mit dem Liebchen verpflanzt Lenau bestimmter als in *Reiseempfindung* nach Ungarn an den Saum des schmucken Tockay. Das Mädchen, die Lilla, ist Lotte, die infolge des Verzichtes einsam, ohne Liebe, ihren Lebenslenz vertrauert. Hier ist getreue Wirklichkeitsschilderung in erfundenem Rahmen, der so täuschend ist, daß meines Wissens bisher niemand den wirklichen Untergrund entdeckt hat. Wie tief Lotte unter der Liebschaft gelitten, besagen manche Zeugnisse. Lenau fand sie so übel aussehend, daß er ihren Tod befürchtete.

Der enge Zusammenhang aller dieser Lotte-Dichtungen untereinander und mit den Briefen aus dem Januar 1832 legt die Vermutung nahe, daß sie sämtlich im Januar entstanden sind. Auch *Reise-Empfindung* ist bereits in der Beilage eines Briefes an Mayer von Ende Januar erwähnt. Viel später können diese Gedichte übrigens nicht angesetzt werden, da sie, mit Ausnahme von *Nie zurück!* alle in der ersten Ausgabe des Jahres 1832 erschienen, deren Druck schon im März begann. Die gesamte bisher besprochene Lotte-Dichtung drängt sich in kaum mehr als zwei Monaten zusammen: Dezember 1831 und Januar 1832. Nach einer langen Unterbrechung lebt sie zu Ende des Jahres 1833, nach der Amerikareise, wieder auf.

Als Lenau den materiellen Hauptgrund seiner Entsagung, nämlich seine «beschränkte und ungewisse Lage», die er Schurz und Kerner gestand, gehoben glaubte, als er sich nach «sicherer Berechnung» von seinem Bei-

tritt zu einer Aktiengesellschaft zum Auswandern eine jährliche Rente von 3000 Gulden versprach, da beteuerte er bei seiner Rückkehr nach Stuttgart Ende März 1832 seiner Freundin Sophie Schwab, seine Neigung zu Lotte sei noch immer dieselbe, und er mache sich jetzt «ganz besondere Hoffnungen» auf sie. Er will sich, meldet er Mayer, in Amerika eine bessere Existenz schaffen und dann «Lotte abholen». Es gelang ihm nicht, das einmal erschütterte Vertrauen der Familie Lottes wiederherzustellen. Die Schwabs widersetzten sich dem von ihm nun erwünschten freien Verkehr mit der Geliebten; er klagt, ja schimpft bitter über die engherzigen Despoten, die mit «rohen, fremden Tätzen in die stillen Keime der Liebe hineinfahren», und einen «ruhigen, absichtslosen Umgang der Liebe» nicht gestatten. Nach seiner Ankunft in Amerika schreibt er an Schurz, daß unter den Mädchen sein Lottchen noch immer obenan stehe, wenn er auch keine Hoffnung habe, diese geltend machen zu können. Mit neuer Beklemmung sehen die Schwabs Lenaus Rückkehr aus Amerika entgegen. Da sie sich überzeugt, daß des Dichters unstätes Leben gar nicht geeignet sei, ein einfaches Mädchen wie Lotte glücklich zu machen, schicken sie Lotte aus Stuttgart fort — wie sie dies auch im Frühjahr 1832 getan — damit sie nichts von Lenaus Anwesenheit erfahre. Von einem Versuche Lenaus, sie wiederzusehen, verlautet nichts; er schweigt über das Verhältnis in den Briefen aus dem Sommer 1833; in der Dichtung wirkte es bis zu Ende dieses Jahres fort.

Zwei Monate nach der Rückkehr aus Amerika, am 1. September 1833, sandte Lenau an Emilie Reinbeck das Gedicht **Frühlingsblick**. Ohne Kenntnis der ersten Fassung, wie sie im Briefe an die Freundin vorliegt, könnte man die Verse auf Emilie Reinbeck beziehen, um so mehr, da der Begleitbrief Anklänge an das Lied bietet. Drei weitere Strophen der ersten Fassung führen aus, daß einst eine holde Stunde kam, die den Gram des Herzens verklärte, den Schmerz in lichte Tränen löste, das Herz zu Wunsch und Hoffnung schwellte, dem dunklen Wald der Seele sehnsuchtsvolle Lieder entlockte. Hierbei tritt offenbar die Gestalt Lottes in den Vordergrund. Die spätere Fassung zeigt das Bestreben, den Zusammenhang zu verwischen, das Persönliche abzustreifen, das Gedicht mehr ins allgemeine zu erheben.

Ziemlich gleichzeitig mit diesem wird wohl das zweite Lenzgedicht **Frühlingsgedränge** sein, das Lenau in der Ausgabe von 1834 ersterem nachstellte. Auch inhaltlich stimmen die Gedichte überein, besonders im Schlusse, der als geheimen Untergrund der Frühlingsseligkeit eine «heimliche, selige» Liebe andeutet, eine stille, verklärte Liebe, als welche Lenau die zu Lotte so manchmal in seinen Briefen schildert. Der ruhige, harmonische Seelenzustand des Dichters zeigt sich im starken Überwiegen der Situation in beiden Gedichten. Das Subjektive, Seelische tritt erst zu Ende ein, bis dahin walten die objektiven, anschaulichen Momente. Viel stärker war die subjektive Erregung bei der ersten Niederschrift des Gedichtes **Frühlingsblick**. Die erste Fassung weist ein Gleichgewicht zwischen Außen- und Innenwelt, zwischen rein anschaulichen und rein seelischen Bestandteilen, zwischen Situation und Subjekt auf; in der zweiten überwiegt das Sachliche so sehr, daß das Persönliche nur in der letzten Strophe zutage tritt.

Das Umgekehrte ist der Fall in dem dritten melancholischen Frühlings-

liebe Trauer. Die Außenwelt tritt nur in der ersten Strophe auf und in zwei Versen der letzten. Ursache der Erregtheit ist jedoch nicht die Liebe, sondern ein Schwermutafall, eine allgemeine innere Gegenwirkung gegen die schöne, frohe Außenwelt. Ein äußerer Umstand verschärft diesen Widerstreit. Was hat der Dichter nicht alles gelitten seit dem letzten Frühling, den er genossen: Die unglückliche Liebe zu Lotte, die unselige Amerikafahrt! Deutlich merkt man den Versen an, daß sie in gewolltem Gegensatz zu den vorigen gedichtet sind. Innigen Anteil nahm der Dichter am Wiedererwachen der Natur; mit ihm freute sich die Geliebte; nun fühlt er sich einsam, die Vögel und Blumen verschärfen dies Gefühl des Alleinseins, mahnen ihn nur,

Daß ich alleine  
Bin vom Frühling ausgeschlossen.

Den zwei heiteren Frühlingsgedichten stehen zwei traurige gegenüber, die zu gleicher Zeit in der Ausgabe von 1834 erschienen. Das zweite melancholische Asyl setzt der jubelnden Frühlingnatur des Gedichtes Trauer die trauernde entgegen, schildert eine einsame, düstere Landschaft, die als der rechte Ort erscheint:

Wo ausweinen kann verborgen  
Eine unglückliche Liebe.

Nur eine Anspielung auf den Frühling (Vs 5 f.) erlaubt dem Verfasser, das Gedicht in die Abteilung der Frühlinglieder einzureihen. Es ist das gemachteste und schwächste der Lenzgedichte dieser Zeit, wie überhaupt die traurigen den heiteren nachstehen. Asyl bildet ein fast reines Naturbild; nur die beiden Schlußverse bringen etwas Subjektives, und auch dies nur in einer allgemeinen Wendung, die einen unmittelbaren Bezug auf ein Liebesverhältnis nicht dringend gebietet. Will man jedoch der «unglücklichen Liebe» einen persönlichen Belang geben, so ist hier nicht Berta Hauer, sondern Lotte Gmelin zu nennen. Lenau sandte das Gedicht am 6. September an Emilie Reinbeck.

In der Abteilung Frühling der Ausgabe von 1834 erschien auch das Doppelsonett Liebe und Vermählung. Wie die «Erste Stimme» hatten die schwäbischen Freunde Lenaus zu Liebe und Vermählung gelockt. Die Antwort des Dichters bringt die «Zweite Stimme». Nur eine Zeit lang treibt die Liebe ihr schönes Spiel, die Vermählung bringt die Entzauberung, tötet die Schönheit. An der ernüchternden Enge und Härte des Wirklichen verblutet sich die Phantasie, der unermeßlich reichen, dunklen Innenwelt kann keine Außenwelt genügen, stets zeigt die Wirklichkeit einen nackten Fels, wo die güldene Phantasie ein Blumenbeet sah.

Nicht nur reihen sich die Herbstlieder des Jahres 1833 unmittelbar an die Frühlinglieder, sie sind sogar mitten im Dichten an diesen entstanden. Bereits am 24. August sandte Lenau an Kerner das Gedicht Herbstenschluß, das er dem Freunde als ein «melancholisches Herbstblatt» bezeichnet, das jedoch nur auf einer vorübergehenden Stimmung beruhe. Der Dichter wandelt einsam seine Straßen, Lotte ist ihm ja wieder entzogen. Oft hat er sich selbst und anderen wehgetan:

Weil du hast geliebt, gehofft;  
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Fest will er fortan sein empfindsames, leichtentzündliches Herz einschließen und verwahren, damit es sobald nicht mehr ihm und anderen so viel Leid bringe.

Die Entstehung eines zweiten Herbstliedes Herbst in dieser Zeit beweist nicht nur die Aufnahme in die zweite Auflage (1834), sondern auch der Hinweis auf den durch die Seefahrt versäumten Frühling, ferner die Erwähnung des baldigen Abschieds von den schwäbischen Freunden:

Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig.

Wie schwer dem Dichter dieser Abschied fiel, bezeugt er in Briefen vom 24. August an Kerner, vom 6. September an Emilie Reinbeck, vom 22. September an Schurz. Empfindlicher ward der Trennungsschauer durch den endgültigen Abschluß des Verhältnisses zu Lotte. Die Dichtung von Herbstliedern erwähnt Lenau im Briefe an Schurz vom 22. September 1833. In diesem Briefe ertönt auch, wie in den genannten Frühlings- und Herbstliedern, die Klage, daß er sein Lebensglück durch Verzicht auf die Liebe verfehlt. «Vieles hab ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab ich übertroffen gefunden, meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein; das ist für mich verloren.»

Eine letzte Blüte der Lotte-Dichtung kennzeichnet das letzte Vierteljahr 1833. Am 12. Oktober war Lenau in Wien eingetroffen, am 11. November sandte er Emilie Reinbeck das Gedicht **Waldgang**. Es ist ein Rückgedenken an das Liebesverhältnis zu Lotte, und aus verschiedenen Erinnerungen, wie der Dichter sie seiner Familie in Wien erzählt haben mag, zusammengestellt. Den mündlichen Bericht, den er seinen Verwandten im Briefe aus Heidelberg vom 12. Januar 1832 versprochen, setzt er in Poesie um. Dichterisch verwertet ist zunächst ein Spaziergang auf die Solitude bei Stuttgart, wobei Emilie Reinbeck ihn durch Verwicklung in ein interessantes Gespräch hinderte, sich Lotte zu nähern. Die zweite Strophe gibt das Geständnis an Schurz im Briefe vom 19. Mai 1832 wieder: «Wir lieben uns und werden es immer tun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen.» Die dritte Strophe umschreibt das Mayer im Briefe vom 21. Januar 1832 abgelegte Bekenntnis: «Ich will diese Liebe bewahren; sie soll mein Leben verschönen für alle Zeit.» Der Versicherung «ewiger» Liebe, die er in Briefen an Mayer und Schurz vom 6. und 12. Januar 1832 abgibt, entspricht die letzte Strophe mit ihrer Erwähnung des «ewigen» Wiedersehens.

Einem Brief an Georg Reinbeck, auch vom 11. November 1833, legte Lenau das Herbstlied **Scheiden** bei. Es ist zugleich ein Abschiedslied an Lotte in der uralten Form eines Zwiegesprächs. Dies versetzt der Dichter vor die Amerikareise, denn der «schlangenkrumme, kalte Pfad», der den Geliebten «locket mit Gewalt», ist die Seefahrt. Wenn Lenauforscher das Gedicht auf Sophie Löwenthal beziehen, so übersehen sie, daß Lenau Sophie damals noch nicht kannte.

Das Gegenbild zu **Waldgang** bildet **Stille Sicherheit**. Dort getrübt, hier ungestörtes Zusammensein mit der Geliebten; dort wortlose, hier sich

aussprechende Liebe. Übereinstimmend ist die Versicherung «ewiger» Liebe. Ich vermute, daß das Gedicht, das in der Ausgabe von 1834 dem Liede Waldgang vorangeht, aus der Absicht, ein Gegenstück zu diesem zu schaffen, hervorgegangen ist. Es ist in dem Sinne gemacht, als es keinen Untergrund in einem Erlebnis hat. Mit Lotte war Lenau nie «im dunkeln Hain, sicher und allein». Er hat ihr auch nie gesagt, daß sein Herz ewig ihr gehöre. Bezeichnend für die Lotte-Dichtung ist die Anrede «Mädchen», welche die Sophie-Dichtung bis auf eine Ausnahme nicht kennt.

Trotzdem das Gedicht **Ohne Wunsch** erst in den Neueren Gedichten 1838 erschien, trotzdem der Gedanke der Verzichtleistung auf den Besitz der Geliebten auch auf Sophie Löwenthal paßt, so ist doch hier in Strophe 3 und 4 der Grundgedanke der bezeichnendsten Äußerungen Lenaus über das Verhältnis so klar ausgedrückt, daß kein Zweifel obwalten kann und Sophie Löwenthal selbst das Lied in einer Anmerkung ihres Exemplares der Lenauschen Gedichte als auf Lotte bezüglich bezeichnet. Das Gefühl: «Ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich anderen keines abgeben kann» — «Diese Freude am Unglück habe ich noch jetzt, daher meine Furcht, jene himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften» — «Ich liebe das Mädchen unendlich, aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen» — «Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben rasch und glücklich zu erfassen, mein Innerstes ist tief verletzt» (Briefe Lenaus vom 8. und 11. November 1831, 15. Januar und 17. Februar 1832), dies Gefühl hat in **Ohne Wunsch** seine ergreifendste poetische Gestaltung gefunden. Der Resignierte ist das Gedicht bezeichnenderweise in einer Handschrift überschrieben.

Vor Jahresende 1833 dichtete Lenau noch drei Abschiedslieder an Lotte, die alle nacheinander in der zweiten Auflage (1834) erschienen. Bis nach Wien verfolgte ihn der «tiefe Seelenblick» Lottes, ein «unergründlich Wonnemeer», in das er scheidend all sein Glück still versenkt: **Scheideblick**. Nur eine Variation von Scheideblick ist **Lebewohl an Eugenie**, dem wieder der «seelentiefe» Blick Lottes zugrunde liegt, der «göttliche Blick», den Klemm an Lotte rühmt, die «tiefen, blauen Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen», die Lenau selbst an ihr hervorhebt, und die erst Sophies «ganze Fülle des Göttlichen» strahlende Augen völlig aus des Dichters Erinnerung verdrängen konnten.

Mit dem Schlußgedichte **Aus!** begräbt Lenau die Liebschaft endgültig in Poesie und Wirklichkeit. Noch einmal greift er das Leitmotiv des ihn verfolgenden Unglücks auf:

Ob jeder Freude seh ich schweben  
Den Geier bald, der sie bedroht,

und schließt im Dämmern eines neuen, verhängnisvollen Liebstraumes mit den tragisch ergreifenden Versen:

Hab aus den Augen mir gewaschen  
Mit Tränen scharf den letzten Traum.

Als ergiebige Quelle der Poesie muß Lotte aushalten, bis eine neue sich erschließt. Freilich wurde die Erinnerung an sie zu Ende des Jahres 1833

in Wien mächtig geweckt durch die Fragen von Schwester und Schwager über das «eigene Verhältnis», worüber die Briefe so unzulänglich berichtet hatten, daß Lenau selbst das Bedürfnis mündlicher Aufklärung empfand und äußerte.

Lotte erscheint in den meisten Darstellungen als das herrlichste Mädchenbild, das dem Dichter auf seinem Lebenspfade begegnete. Frisch steht ihr Bild in der Lenauforschung, wie Grün es gezeichnet. «War ein weibliches Wesen je geschaffen, ein irdisches Dasein zu beglücken, so war es dieses herrliche Mädchen, welches mit einem blühenden, äußerst anmutigen Äußeren die edelsten Vorzüge des Geistes und Gemütes, vielseitige und tiefe Bildung in reichster Frische in sich vereinigte.» Von diesem Idealbilde ist nur ein Zug durch die Zeugnisse der Zeitgenossen bestätigt, nämlich die Vorzüge des Gemütes. Die Schönheit sprechen ihr Sophie Schwab selbst und der sonst sehr für sie schwärmende Klemm ab. «Vielseitige und tiefe Bildung» rühmt ihr kein Mitlebender nach. Am besten trifft noch Lenaus eigene Schilderung mit allen Zeugnissen überein, die wir über sie besitzen. Er betont das Kindliche, Fromme, Edle, Liebliche und Gütige an ihr. Fühlte er nicht instinktiv, daß diese Eigenschaften an einem Weibe nicht genügten, um seine Seele auszufüllen? Hat nicht die Wirklichkeit den baldigen Beweis gebracht, daß es ganz andere, man möchte fast sagen entgegengesetzte Eigenschaften waren, die einen Lenau dauernd an ein Weib fesselten?

## VI.

## An Sophie Löwenthal.

1834—1844.

Bereits im Januar 1834 rief die Herausgabe der zweiten Auflage seiner Gedichte Lenau nach Stuttgart zurück. Von dort meldet er am 7. Mai dem Schwager Schurz die Entstehung «einiger neuen Lyrika, als Atlantica, Niagara, ein paar Erotika». In dem zu den Atlantika gehörenden Gedichte Meeresstille erwähnt der Dichter ein «Geheimnis heiligen Bundes» — «süßen Bundes» steht in der Handschrift — und spielt hiermit auf das Verhältnis zu Sophie Löwenthal an, das vor der Welt ein Geheimnis bleiben sollte.

Die «par Erotika» sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Gedichte Wandel der Sehnsucht und Stumme Liebe, die noch in der Ausgabe von 1834 erschienen, deren Druck bereits im Monat Mai begann. In **Wandel der Sehnsucht** gibt der Dichter das «Geheimnis heiligen Bundes», das er in Meeresstille «im Schutz geschlossenen Mundes fester an sich drückt», preis. Das Gedicht bringt das klare Geständnis einer neuen Liebe, die ihn kurz nach der «langen Fahrt» und der Landung in die alte Heimat, «das ersehnte Land», gefangen nahm:

Doch, da fand ich dich, und — todesschwank  
Jede Freude dir zu Füßen sank,  
Und mir ist im Herzen nur geblieben  
Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.

Freilich zwingt der Ausdruck «grenzenloses, hoffnungsloses Lieben» nicht an sich allein, die Verse auf Sophie Löwenthal zu beziehen, wenn er

sich auch zur Überfülle in den Briefen und Zetteln Lenaus an Sophie nachweisen läßt. Wen «fand» jedoch Lenau nach der Rückkehr aus Amerika? Doch nicht Lotte, die er nicht wiedersah, sondern Sophie. Die entscheidende Bedeutung, die diese Bekanntschaft für sein Leben haben wird, ist hier ebenso klar vorempfunden wie ausgedrückt. Von «heftigen Empfindungen» redet er zu Schurz im Briefe vom 28. März 1834, und am 7. Mai gibt er als Ursache eines Unwohlseins «Gemütsbewegungen» an, die er so viel möglich mäßigen will. Mit gleichen Wendungen verrät er später Emilie Reinbeck in Briefen aus Wien einen Seelenzustand, über dessen Urheberin er eifrig bemüht ist, die eifersüchtige Freundin im Dunkeln zu lassen. Den Wandel der Sehnsucht von der Heimat nach dem Meere, um dort einsam mit dem Bilde der Geliebten zu verkehren, konnte nicht ein in der Wirklichkeit wie in der Poesie begrabenes Verhältnis, sondern nur die neue «hoffnungslose» Liebe bewirken. Keine Parallele findet das Gedicht in den Lotte-Dichtungen, während es sich dem Motive nach den beiden Sophiegedichten Wunsch sehr nahe stellt, besonders dem zweiten:

Fort möcht' ich reisen  
Weit, weit in die See,  
O meine Geliebte,  
Mit dir allein!

Vielfache Übereinstimmungen bietet auch die Faustszene Der Mord, deren Entstehung gleichfalls in das Jahr 1834 fällt.

Ebenso enge Beziehungen zum Faust hat das Gedicht **Stumme Liebe**. Es atmet die gleiche Verherrlichung «holder Macht wahrer Frauenschönheit», das gleiche Entsagen, das nur ein «stilles Verglügen und Vergehen» im «Wonneblick» der Geliebten wünscht, wie die im Mai 1834 gedichteten Faustszenen Maria und Der Maler. Ein Hauptkennzeichen der Liebe zu Sophie ist die schon hier zutage tretende Verschmelzung von Liebe und Religion. Der Vergleich Sophies mit einer Madonna findet sich in einem Briefe an sie vom 6. August 1837. Auch die Bezeichnung stumme Liebe paßt auf ein Verhältnis, das sich vor der Welt verbergen mußte, was Lenau so oft in seinen Liebesbriefen beklagt.

Diese beiden Gedichte finden keine Erklärung, wenn man sie auf Lotte Gmelin bezieht, die vollste und klarste hingegen, wenn man sie für Sophie beansprucht. Vorzüglich veranschaulichen sie, wie auch die zahlreichen gleichklingenden, im Andenken an Sophie geschriebenen Stellen im Faust, denen gerade eine starke Beweiskraft innewohnt, die Seelenstimmung Lenaus im Frühjahr 1834 nach der Ende 1833 erfolgten Bekanntschaft mit Sophie, und spiegeln die von Lenau selbst bezeugten Gemütsbewegungen zu dieser Zeit wieder. Wenn der Dichter in einem Briefe an Emilie Reinbeck vom 20. September 1834 die erste Bekanntschaft mit Sophie fast um ein Jahr später ansetzt, so ist dies eben nur der Anfang der Täuschungen, die ihm eine zarte Rücksicht auf die Freundin eingab.

Nach fast dreivierteljähriger Abwesenheit traf Lenau am 11. September 1834 wieder in Wien ein. Im November überreichte er Sophie die drei Gedichte Einsamkeit, Wunsch und Meine Furcht. Das Gedicht **Einsamkeit** (Wild verwachsne, dunkle Fichten) spiegelt die «Hypochondrie, den gewissen inneren Riß, das schwermütige Dahinbrüten, den fatalen

Unmut» wider, die den Dichter laut Briefen vom 22. September und 5. Oktober 1834 an Schurz und Emilie Reinbeck in der ersten Zeit des Wiener Aufenthaltes quälten. Eine einsame, düstere Stelle ist der äußere Rahmen, wie im Gedichte *Asyl*. Eine solche beschreibt er Emilien Reinbeck in einem Briefe vom 6. September 1834. Die sogenannten Öfen erschienen ihm wie eine «tiefe, finstre, ewige Wunde», und er knüpft daran den Vergleich von seinem Leben, das sich in eine «tiefe, heftige Leidenschaft» zusammendränge. Das erneute Geständnis «tiefer, hoffnungsloser Liebe» macht die Beziehung des Gedichtes klar; es schließt sich übrigens sehr eng an Wandel der Sehnsucht an. Wenn Sophie im Widerspruch zu einer früheren freilich durchstrichenen Bemerkung das Gedicht «*In Penzing*, im Jahr 1836» datiert, so übersieht sie, daß es bereits 1835 im Deutschen Musenalmanach für 1836 im Druck erschien.

Am 21. Oktober meldet Lenau Emilien Reinbeck, daß er immer häufiger von heftigen Gemütsbewegungen heimgesucht werde, die er in Gedichten entlade. Diese Gedichte sind neben Einsamkeit die beiden, Wunsch überschriebenen und *Meine Furcht*. Zu **Wunsch** (*Urwald, in deinen Brausen*) bemerkt Sophie: «Erstes Gedicht an mich, welches mir Niembsch im November 1834 gab.» Das Gewicht ist auf das Wort *gab* zu legen. *Wunsch* ist das erste Gedicht, das Lenau Sophie in der Handschrift überreichte. Der dem Gedichte zugrundeliegende Wunsch des Alleinseins mit der Geliebten in einem Walde, auf einer Insel, in einer Hütte kehrt später öfters im schriftlichen Gefühlsaustausch mit Sophie wieder, in den Schreiben an sie vom 26. Juli und 9. Dezember 1836, 18. Juni, 8. und 23. August 1837. Die bezeichnendste Stelle bringt ein undatiertes Blatt vermutlich aus dem Jahre 1837. Zur lebhaftesten Täuschung steigert sich dem Dichter die Einbildung: «Ich war mit dir weit weg im Gebirg in einer dichtverwachsenen Schlucht. Ich hatte dir aus Moos einen recht weichen Sitz bereitet. Ich saß an dir in einem langen, langen, seligen Kusse.» Die Gedanken, Gefühle, Bilder, welche die Briefe und Zettel an Sophie durchdringen, nimmt Lenau in seinen Gedichten oft vorweg. Die ganze Gedanken- und Gefühlswelt der Sophiegedichte spiegelt sich in den Liebeszetteln wider, die Verhältnisse lassen sich sämtlich als erlebt erweisen. Häufig findet fast wortgetreue Übereinstimmung statt, die jedoch nur mit Vorsicht für die Datierung der Gedichte verwandt werden kann.

Am 8. November übergab Lenau Sophie, laut ihrer Bemerkung, außer Einsamkeit und *Wunsch* das Gedicht **Meine Furcht**. Wie Faust trotz er allen Naturmächten, nur vor einer Stimme erzittert ihm, wie Faust vor Maria, das Herz:

Wenn die Geliebte spräche:  
Ich liebe dich nicht mehr.

Seitenstücke weist der spätere Briefwechsel wieder genug auf, so ein undatiertes Blatt aus dem Februar 1837, wo der Liebende sich vor der schrecklichen Möglichkeit ängstigt, den Umgang mit der Geliebten zu verlieren, so auch die Zettel vom 28. Januar und 5. März 1838. Schon wenn die Furcht in ihm erwacht, daß Sophie ihn weniger liebt, wird all sein Trotz und Stolz zunichte; bei einem drohenden Lächeln Sophies läuft es ihm kalt über den Rücken. — Die drei Gedichte finden sich in Sophies Nachlaß in Reinschrift auf halbem Briefbogen mit Goldschnitt, ein äußeres Zeichen der Überreichung. Das «heiße» Weinen der Hand-

schrift von Einsamkeit (Vs 14) wird in der endgültigen Fassung zu einem «heimlichen», das «wilde» Umarmen der Handschrift von Wunsch (Vs 28) zu einem «festen». So ward später der unmittelbare Gefühlsausdruck gemildert.

Die enge Verwandtschaft des zweiten Gedichtes **Wunsch** (Fort möcht ich reisen) mit dem ersten, die neue Verwendung des Seemotivs, die es inhaltlich in die Umgebung der Seelieder und des Faust bringt, namentlich des im Oktober 1834 gedichteten Auftritts Die Reise, legen die Vermutung einer zusammentreffenden oder mindestens nicht weit getrennten Entstehungszeit nahe. Dies zweite Wunschgedicht ist übrigens nur eine Umschreibung des ersten. Dort ist es der Urwald, in dem der Dichter allein mit der Geliebten hausen, hier das Meer, auf dem er allein mit ihr fahren möchte. Der beiderseitige Bezug auf die Amerikareise, auf die amerikanischen Gedichte und auf den Faust stellt auch einen Zusammenhang her. Wieder wird hier, diesmal in freiem, klopstockischem Silbenmaß, der Gegensatz zwischen dem sturmgepeitschten und dem ruhigen Meere ausgemalt, wie noch kurz vorher in der Faustszene Die Reise. Das Motiv der mittelalterlichen merkaere, der «Dränger, Lauscher, kalten Störer», oder der «Späher», wie es in der Handschrift heißt, kehrt in mehreren Briefen an Sophie aus dem Jahre 1837 wieder. Eine Rückerinnerung an das Gedicht ist die Stelle im Zettel vom 5. März 1838: «Wäre ich mit dir allein auf einer öden Insel, ich würde mit dem gleichen Eifer arbeiten wie jetzt; du würdest mich ja hören. Du könntest mir alles ersetzen.»

Die drei am 8. November überreichten Gedichte wurden gnädig angenommen, das erste «holde Liebeszeichen», um das Faust die Prinzessin Maria anfleht, erteilt. Lenaus Antwort auf Sophies Liebeszeichen ist wahrscheinlich das Gedicht Heimatklang. Dies ist freilich nur aus dem Zusatz zweier Schlußverse zu ersehen, die Sophie in ihrem Exemplar der Lenauschen Gedichte verzeichnet:

Mir hat dies Lied ins tiefste Herz gesungen  
Dein Wort der Liebe, himmlische Sophie.

Dies Wort der Liebe bewirkt, daß die «wunderbare Heimatmelodie», die jeder Seele,

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,  
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen,

dem Dichter einmal «klar und voll geklungen» ist. Bald wäre ihm in den «Schütterungen» des Lebens der letzte Hauch dieser Melodie entflohen, nun kann er es wieder wagen, zu jenen Sphären zu streben, woher die holde Nachricht tönt.

Dem Himmelhochjauchzenden, dem, wie er im Faust dichtet, aus dem holden Liebeszeichen ein «ewig grünes Eiland» auferstand, dem ein «wunderbares Hoffnungslicht» strahlte, der in «heitre Gottestiefen» blickte, bringt das Jahr 1835 infolge der Tatsache von Sophies Schwangerschaft eine grausame Ernüchterung. Mit dem Wunsche nach «wildem, warmem ans Herz Drücken» ist es nun vorbei, der zur «Madonna Einsamkeit» wallfahrende Dichter wird sehr fromm, kehrt heim zum Kinderglauben, schreibt die frommen Alpengedichte Weib und Kind, Der Steyrtanz, wo flammende Liebesblicke kein anderes Gefühl als das der Unsterblichkeit,

als den Gedanken an ein ewiges Leben ausdrücken. In gleichem Sinne dichtet er in einem bisher noch in keine Ausgabe aufgenommenen Gedichte<sup>6)</sup> Sophie als seine «Seelenschwester» an und schließt mit den Versen:

Du bist mir mehr als meine Heimatschwelle,  
Dein Herz ist mir ein Heilgenschrein,  
Mir wie dem müden Pilgrim die Kapelle;  
Ich legte Wonn' und Schmerz hinein!

Wir werden oft uns, einst gewiß ach! trennen,  
Vereint doch sein in Lieb, Gebet.  
Wir werden wiedersehen uns, erkennen:  
Ein Trost ist dies, der fest besteht.

Kurz vor Sophies schwerer Stunde verließ Lenau Mitte November 1835 Wien, um in Stuttgart den Druck des Faust zu besorgen. Die paar Briefe, die er ihr bis zu seiner erst am 4. Februar 1836 erfolgten Rückreise nach Wien schrieb, waren nicht darnach angetan, die überhaupt so stark zur Eifer- und Zweifelsucht neigende Geliebte zu beruhigen; im ersten dieser Briefe erwähnt er sogar Heiratspläne, die im kuppelsüchtigen Schwaben aufs neue für ihn geschmiedet werden, und nennt dabei als Anstifterin eine Sophie besonders verdächtige Dame, die Gräfin Maria von Württemberg. Sophies Mißmut steigerte sich infolge von Lenaus langem Schweigen; die überhastete Rückreise Ende Januar nach Wien kann dies nicht wieder gutmachen, ihre Vorwürfe erzeugen ein von ihr selbst bezugtes Zerwürfnis, das in Verbindung mit anderen Unglücksfällen, wie der Tod Kleyles und die Schande von Lenaus Schwester Magdalena, die Quelle einer reichen Schmerzensdichtung wird:

Ich trag im Herzen eine tiefe Wunde,  
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;  
Ich fühl ihr rastlos immer tiefes Nagen,  
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde,

dichtet Lenau am 19. Februar 1836, mit offenbarer Anspielung auf seine unglückliche Liebe. Die Hauptquelle der im Sonette *Der Seelenkranke* ausgedrückten Todessehnsucht ist die Furcht, daß «der Liebe Brand verlodert», die Lenau in dem gleichzeitigen Gedichte *An den Tod* äußert. Am 21. Februar hält er Sophie als erhabenstes Beispiel wahrer Liebe den Gottmensch am Kreuze vor im Gedichte *Das Kruzifix*, wie er auch in einem späteren Zettel an sie (6. Dezember 1836) das «göttliche Kind» als die «höchste Liebe» bezeichnet. Eine Warnung an Sophie bringt das Sonett *Frage* (*Bist du . . .*). Wie der verschwommene und beklommene Eindruck, den ein böser Traum beim Erwachen hinterläßt, kann eine hienieden begangene Schuld, womit vielleicht Sophies Erkalten gemeint ist, uns folgen ins Jenseits, dort nachwirken als eine dunkle Klage und der Seele ihren Frieden stören.

Eine Spannung deutet Sophie selbst an, wenn sie zu dem Gedichte **Tod und Trennung** bemerkt: «Während eines Zerwürfnisses mit Sophie.» Der

<sup>6)</sup> Auf dem Hochberg. Von mir veröffentlicht in der *Österreichischen Rundschau*, Bd. XXV, 2. Heft, 15. Oktober 1910.

Erstdruck in der Wiener Zeitschrift vom 8. Juni 1837 verbietet, die Verse auf das spätere Zerwürfnis vom Oktober 1837 zu beziehen. Die Möglichkeit eines Bruches mit der Geliebten bringt den Dichter auf eine Berichtigung des Gedankens, den er in einem Briefe an Schurz (8. Juli 1833) ausspricht: «Todbetten Heißgeliebter sind das Furchtbarste.» Es gibt etwas Schrecklicheres als den Tod, das ist die Trennung zweier Herzen. Auch das Sonett **Jugend und Liebe**, dessen Erstdruck wiederum den Bezug auf das erwähnte zweite Zerwürfnis untersagt, behandelt das Erkalten eines Herzens, das geliebt, die leichte Flucht der Liebe, den herben Tod des Schönen, an den sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen kann; immer sucht es noch den Traum zu halten, sich an den Trost zu klammern, das Erkalten sei nur ein stiller gewordenes Empfinden, im treuen Wahne zu beharren, das Schöne bliebe ihm noch.

Aus dem Monate April 1836 stammen die ersten Liebeszettel an Sophie. Wenn der Liebende sich auch an Sophies Wort: «Freudig kämpfen und entsagen» aufrichtet, so nennt er seine Liebe doch eine Wunde, die er mitunter als brennenden Schmerz fühlt, wenn die Geliebte ihn «mißverstehet und betrübt». Mißverständnisse und Trübungen werden noch in einem Zettel aus dem Juni erwähnt; erst im Juli heitert sich der Himmel der Liebe auf; in den täglichen Liebesergüssen aus Lenaus einwöchigem Aufenthalte in Reichenau Ende Juli erscheint die ferne Geliebte im Glorienscheine der reinsten Verklärung. Heftige Sehnsucht nach ihr durchbebt fast jede Zeile dieser Blätter wie die Verse **Neid der Sehnsucht**, die nur die dichterische Umschreibung der Zettel in Prosa aus Reichenau sind. Das Grundmotiv des Gedichtes spricht knapp das Blatt vom 27. Juli aus: «So schön hat noch kein Sterblicher Verse gemacht, daß sie einen Blick von dir ersetzen könnten.» Eine Fülle von Lobpreisungen des Auges der Geliebten bringen die Aufzeichnungen aus folgender Zeit bis in das Jahr 1842 hinein. Oft kehrt auch in späteren Liebesbriefen das in den Schlußversen ausgedrückte Neidgefühl wieder.

Den Monat August 1836 brachte der Dichter bei Sophie in Penzing zu. Das Gedicht **Meine Rose** datiert er in der Handschrift: August 1836. Es bezieht sich auf ein Unwohlsein Sophies, dessen Lenau im Zettel vom 10. August 1836 gedenkt. Der äußere Anlaß war das Begießen einer Rose bei einem Spaziergange im Garten des Löwenthalschen Landhauses, der innere ein Ohnmachtsanfall Sophies. «Als du so müde und schwach zusammenbrachst auf deinem Sofa und mich mit einem Blicke tiefsten Leidens ansahst, ward mir im Herzen, als ob mein ganzer Himmel zusammenbräche.»

Wenige Tage später sind die berühmten Verse **Der schwere Abend** geschrieben:

Die dunklen Wolken hingen  
Herab so bang und schwer,  
Wir beide traurig gingen  
Im Garten hin und her.

Die gewohnten Spaziergänge im Löwenthalschen Garten in Penzing erwähnt Lenau bereits in einem Zettel aus Reichenau. Ein Tag galt ihm als beschlossen, wenn er im Garten von ihr ging, schreibt er Sophie am letzten Tage ihres Zusammenlebens in Penzing (22. Oktober 1836). Träume

versetzen ihn in diesen Garten, oft sitzt er lange darin, der Geliebten gedenkend, ungeduldig erwartet er sie dort, immer nach ihr umblickend, alle die gewohnten Wege versuchend, schreibt er ihr im Jahre 1837. Erschöpfend kennzeichnet das Gedicht die Liebe zu Sophie als eine «traurige, bange, schwere, heiße, stumme, trübe und sternlose, zu Tränen nur gemachte». Die Todessehnsucht, in die es ausklingt, findet ganz ähnlichen Ausdruck in dem unmittelbar darauf folgenden Zettel aus dem September: «Ich denke immer nur an dich und an den Tod. . . . Ich kann nicht dichten, ich kann mich nicht freuen, nichts hoffen, ich kann nur an dich denken und an den Tod.» Die Sophiedichtung des Jahres 1836 schließt mit den ein Weihnachtsgeschenk an die Geliebte begleitenden Versen **Mit einem Edelmarder muff.**

Die Liebesdichtung in Prosa nimmt zu Ende des Jahres 1836 während der Arbeit am Savonarola eine mystische Färbung an. Gott, Sophie und der Liebende müssen recht fest zusammenhalten und ihre Liebe, die weinende Waise, schützend in ihre Mitte nehmen. Lenau träumt sich in eine Welt, wo diese Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Aber auch auf Erden muß alles zuschanden werden, was gegen sie ankämpft. Sophie ist seine Offenbarung, er dankt ihr seine Versöhnung hier und seinen Frieden dort. In der Liebe gibt es nur einen Teufel, den hat er abgetan. Arglistig flüstert der Versucher ihm jedoch zu, auch der Leib der Geliebten sei so schön und seelenvoll in jedem Teile, daß er ihre Seele noch mehr inne hätte, wenn auch der Leib ihm zufallen dürfte. Alle Religion und Mystik hilft nur dazu, den Schmerz zu verklären. Dieser übertönt die Freudenklänge, wie laut mitunter diese auch in den sechzehn Liebeszetteln aus dem letzten Vierteljahre 1836 erklingen.

Ihren Höhepunkt erreicht die Mystik in der Liebe zu Sophie im Jahre 1837, in dem Lenau den Savonarola beendigte. Wenn er Sophie liebt, steht er bei Gott, denn Gott ist in ihr. Er empfindet seine Liebe als eine «Übung für die Ewigkeit», es wird ihm sonnenklar, was Gott mit dieser Liebe will, sie ist ein Teil seiner eigenen Liebe. Sophie hat ihn zu Gott geführt, seine Liebe hängt mit seiner Religion zusammen, er kann die eine nicht aufgeben ohne die andere. In der Ewigkeit wird ihr Auge sein Licht sein, ihre Luft sein Atem, ihr Wort sein Trank, ihr Kuß seine Speise, ihr Herz sein Lager, sein Wandel das Reich Gottes mit ihr. Dort wird er mit ihr zu Füßen Gottes sitzen und sie festhalten. In der Dichtung ist diese «heilige» Liebe nur in Versen des Savonarola, wie:

Der Bund allein wird lange dauern:  
Wenn froh in Gottes Angesicht  
Zwei Herzen aneinander schauern;  
Der überwährt das Sternenlicht

vertreten, die eigentliche Liebeslyrik des Jahres 1837 scheut wohlweislich diese hohen Regionen und führt uns im Gedichte **Traurige Wege** in den Wald, an den Fluß, freilich auch auf den Kirchhof, wo die Liebenden traurig, schweigsam, Todesgedanken in der Seele, wandern. Während des sommerlichen Zusammenwohnens mit Sophie in Penzing macht sich wieder der drückende Zwang des Verhältnisses geltend. Eine bevorstehende neue Reise nach Stuttgart wirft auch ihre Schatten voraus. Sophie ist sehr traurig darüber, während ihr Gatte, der mitunter «ein wenig üble Laune» zu fühlen

gibt, diese Reise sehr zu wünschen scheint. Lenaus Seele gerät in eine krankhafte Spannung; er hat Augenblicke, wo er vergehen möchte vor Schmerz über sein und der Geliebten Los, andere, wo ihm beider Unglück teuer ist. «Unsere Liebe,» schreibt er am 14. Juni 1837, «ist einmal gewissermaßen eine unglückliche, und wir wollen unverdrossen und mutig die stille, heimliche Tragödie, in der niemand spielt und zuschaut als unsere blutenden Herzen, bis an unser Ende fortführen», und am 15.: «Dein letztes Briefchen spricht traurig. Peinlich ist es auch mir, was dir so ist. Ich will darüber nicht schreiben, und meine Seele in das stachelvolle Dickicht ohne Ausgang hineinstürzen.» Was er nicht schreibt, dichtet er in Traurige Wege, einem Liede, das ganz aus den Stimmungen dieser Zeit heraus gewachsen ist.

Am 18. Juni 1837 trat Lenau die Reise nach Stuttgart an. Es machte einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf ihn, daß Sophie beim Fortfahren des Wagens mit ihren Kindern auf ihn wartete, ihn zärtlich grüßte, bis er sie aus den Augen verlor, und eine Strecke dem Wagen nacheilte. «Mir war», schreibt er ihr am 18. Juni im Kaffeehaus zu Linz, «ob ich meinem Glück entflöhe, das mir vergebens nachstrebte.» In Briefen aus Stuttgart vom Juni, Juli, August kommt er auf den «unvergänglichen Eindruck» dieser Abschiedsszene zurück, die er in dem Gedichte **An den Wind** festgehalten. Dies Bild kann er bis zu «visionärer Deutlichkeit» in sich zurückrufen; es verläßt ihn nicht. Nichts ist ihm entgangen, bis zur Farbe von Sophies Kleid hat er sich gemerkt, das sie nie weggeben darf; er wünscht sich eine Handvoll von dem Staub, den sie trat, als sie bei Penzing seinem Wagen nachging, begleitet von ihren Kindern.

Schon im Reiseblatt an Sophie vom 24. Juni 1837 aus Ulm klagt Lenau über das Peinigende des Gedankens, daß eine Strecke von achtzig Meilen sich zwischen ihr und ihm «breitlümmele» und sie auseinander halte. Am 27., zwei Tage nach seiner Ankunft in Stuttgart, wird ihm bang, wenn er sich die Strecke Erde vorstellt, die zwischen ihnen liegt. Stuttgart liegt «eckelhaft» von Wien weg. «In unserm Garten», schreibt er ferner in demselben Zettel, «blühen sehr schöne Rosen. Ich könnte dir unmöglich eine blühende bringen. Zwei Liebende sollten nie so weit getrennt sein, daß sie sich nicht eine Rose frisch und blühend bringen könnten.» Am 29., eines schönen Abends im Reinbeckschen Garten gedenkend, fügt er noch hinzu: «Nichts mahnt mich so mächtig und schmerzlich an dich, wie Blumen.» Wem fällt hierbei nicht das volkstümlichste Lied der Liebesklänge, das Gedicht **An die Ersehnte** ein? In den Zetteln aus dem Juli und August beklagt er mehrmals schmerzlich, daß er die Geliebte verlassen; er zählt die Stunden unwiederbringlichen Verlustes; sein Lebenselement ist nur dort, wo sie ist, «o du Kern der ganzen Welt und alle Sehnsucht meines Herzens»:

O, daß ich, ein Tor, ein Tor,  
Meinen Himmel räumte!  
Daß ich einen Blick verlor,  
Einen Hauch versäumte!

Erklärlich ist, daß man vor der Veröffentlichung der Briefe an Sophie das Gedicht auf Lotte Gmelin bezog, die sich so hübsch als das «liebe Mädchen» ausnahm, für welches der Dichter in der «fremden Ferne», d. h.

in Amerika, eine Rose pflückte, obschon schon allein der winterliche Aufenthalt in Amerika, der späte Druck in den Sophie allein gewidmeten Liebesklängen der Neueren Gedichte Bedenken hätten erregen sollen. Unverantwortlich ist, daß die Beziehung auf Lotte Gmelin, auch nachdem die Briefe an Sophie erschienen, weiter behauptet wurde.

Auch der Stoßseufzer:

O daß die Erd, die zwischen dir und mir  
Sich dehnt, einstürzen möchte, daß dieser Baum,  
An dem ich weinend steh, und jener Ort,  
Wo du vielleicht in Tränen stehst,  
Zusammenrückten und die Schmachttenden beglückten!

ward in dieser Zeit der Trennung laut. Ende Juni jammert er wieder über die neunzig Meilen, die verdamnte Ferne, die sich trennend zwischen die Liebe schieben.

Bereits im Juli 1837 hatte ein «kurzer, trockener» Brief Sophies Lenau so aufgeregt, daß er alle seine Arbeiten, die er doch nur als «blutige Fetzen eines schlechten Verbandes» ansah, liegen lassen und abreisen wollte. Am 18. August erhält er wieder einen Brief von Sophie, in dem er nur Verstimmung und schmerzliche Spannung findet, der ihm das Glück der Sehnsucht verkümmert, weil er meint, es sei der Geliebten unmöglich, den Zustand innersten Einverständnisses festzuhalten, wenn es an den äußeren Zeichen fehle. Aus dieser Stimmung heraus dichtete er am 20. August 11 Uhr, wie die Handschrift angibt, das ergreifende Klagelied **An \***.

Ach wärst du mein, es wär ein schönes Leben!

dem er in der Handschrift die Worte beifügte: «Du wünschest mir in deinem Brief, ich solle vergnügt leben? Meinst du, ich lebe vergnügt? ohne dich? O meine Sophie! mein Alles!» Schon am 9. August hatte er in gleichem Seelendrang geklagt: «Mein Schmerz um dich ist absolut, da gibts keinen Trost; das ist hin, du bist nicht mein Weib, das ist eine recht tiefe, ehrliche Wunde, die blutet fort, solange noch ein Blut in mir geht.»

Große Sehnsucht nach der Geliebten atmen die Liebeszettel, die Lenau kurz vor und während der Heimreise nach Wien schrieb; von Seligkeit überströmen die kurz nach der am 19. September erfolgten Rückkehr geschriebenen. Froh wie Kinder, «die in einer Wüste spielen oder auf Gräbern» und ihr Los vergessen, waren die Liebenden. Vom unerschöpflichen Meere seiner Liebe dichtet Lenau vielleicht um diese Zeit in den launigen Gelegenheitsversen **Der Fingerhut**. Bald gab jedoch die Wirklichkeit neuen Anlaß zu schmerzlicher Liebesdichtung. Über einen der schönsten Tage seines Lebens, einen «festlichen, unvergleichlichen Tag», an dem das «ganze Herz in seliger Wehmut zuckte vom Morgen bis in die Nacht», jubelt ein Blatt vom 7. Oktober 1837. Ein ganz anderes Bild zeigt das nächstfolgende vom 8. Oktober. Diesen Tag, der auch ein schöner war, beschloß die wandelbare Sophie mit einer Unfreundlichkeit, schnitt beim Gang zum Abendessen kalt und fast trotzig ab und trieb den Mutwillen so weit, ihren Anbeter katzenartiger Falschheit zu bezichtigen. Heftig bäumt er sich gegen diese Demütigung auf. «Ich hoffe, du sagtest es zum letztenmal; denn das ist ein Punkt, worin ich keinen Spaß verstehe.» Die Spannung war von kurzer Dauer; der Zettel vom 21. Ok-

tober bezeugt eine vollständige Versöhnung, welche der Sonettenkranz Stimmen krönte. Wie belanglos an sich und schnell beigelegt der Liebeszwist auch war, so eröffnete er doch wieder, wie der viel ernstere des Jahres 1836, den Quell der melancholischen Liebesdichtung. Vier Gedichte, die unmittelbar den Sophie am 25. Oktober überreichten Sonetten Stimmen vorangehen, verdanken ihm ihre Entstehung.

Am sichersten ist der Zusammenhang dieses Verdrusses mit dem Gedichte **Das dürre Blatt**, zu dem Sophie bemerkt: «In Penzing an Sophie während eines Zerwürfnisses durch ein zum Fenster hereinfliegendes dürres Blatt veranlaßt im Jahr 1837.» Die Kälte Sophies, «recht kalt warst du heute», klagt der Dichter am 8. Oktober, erscheint ihm gleich als der Tod der Liebe. Auch Sophie glaubte gleich an diesen Tod, wenn Mißhelligkeiten wie die damaligen eintraten. «Laß dich nicht beirren», schreibt Lenau ihr am 14. Oktober, «und glaube nicht gleich an den Tod meiner Liebe, den du nicht erleben wirst.» Bis in die jüngste Zeit ist das Gedicht von vielen Lenauforschern auf Berta bezogen worden. Welche Folgen ein solcher Irrtum haben kann, zeigt die Erläuterung von L. Reynaud: «Die Poesie muß eben leben, und braucht sie zu ihrer Sättigung alter Überbleibsel von Schmerz, so wird man ihr diese sorgfältig verwahren.» Über Wandelbarkeit und Erkalten der Liebesglut klagt auch das Gedicht **Vorwurf**. Der sich entlaubende Wald und der Wanderzug der Vögel deuten auf den Oktober hin. An Sophie ist in der Handschrift das Gedicht **An eine Freundin** überschrieben. Der Dichter mahnt sie, sich vor «fremdem und rauhem» Begegnen zu hüten, wie im Zettel vom 8. Oktober; «übermütig» fügt die Handschrift noch hinzu, was dem in demselben Schreiben Sophie vorgeworfenem Mutwillen entspricht. An aufklärenden Erläuterungen ist übrigens an den gleichzeitigen Mitteilungen an Sophie kein Mangel. Im Zettel vom 18. Oktober 1837 erwähnt Lenau Mißhelligkeiten mit den Angehörigen Sophies, für die seine bekannte Reizbarkeit und sein Stolz ihn besonders empfänglich machten. Sophie bezieht solche Spannungen gleich auf das Liebesverhältnis und möchte alles aufgeben. Solche Dinge streichen nicht ohne Galle an ihm vorüber, und in der zarten Einkleidung einer Sage deutet er der Geliebten an, daß ein rauhes Wort dem Zusammenleben mit ihr und ihrer Familie ein Ende machen könne. Daß auch das Gedicht **An** \* (O wag es nicht . . .) in diese Umgebung gehört, deutet eine ihm genau entsprechende Stelle im Zettel vom 8. Oktober 1837 an. «Es erweckt mir immer eine peinliche Empfindung, wenn ich auch nur im Scherz meinen Charakter gegen dich verteidigen soll. Demütige mich nicht, auch nicht scherzend. Das ist eine Verletzung, welche immer Blut gibt, wenn sie noch so leise ritzt; welche aber selbst von dir nicht geheilt werden könnte, wenn sie einmal tiefer schnitte. Du hast mich oft des Stolzes geziehen, und ich kann ihn nicht läugnen. Auch meine Liebe, so breit sie sich auch in meinem Herzen gemacht hat, konnte ihn nicht verdrängen, sondern verband sich mit ihm schwesterlich.» Das Gedicht wiederholt nur eindringlicher die im vorigen gegebene Mahnung. Sophie datiert es: 21. September 1838; Schurz: im Winter 1836. Vor Sophies Datum war das Gedicht bereits gedruckt. Schurz bezieht es auf das erste Zerwürfnis, wogegen der enge Zusammenhang mit den durch dies zweite Zerwürfnis veranlaßten Gedichten und die angeführte so deutliche Parallelstelle sprechen.

Einen Höhepunkt der Liebe bezeichnet der Anfang des Jahres 1838, wie in der Lyrik das Gedicht **Zueignung**. Wie jubelt gleich das erste Blatt vom 4. Januar. Das Herz öffnet sich ganz. Bisher unbekannte Wonnen überströmen den Seligen. Nur ein paar solcher Abende, wie Sophie sie ihm damals schenkte, jenseits, so hat es mit dem Himmel seine Richtigkeit. In solchen Stunden wächst er dem ewigen Leben zu:

Und durft ich ahnend in den Bronnen  
Der göttlichen Gedanken sinken,  
So sah ich klar die dunkeln Wonnen  
In deinem schönen Auge blinken.

Seine Liebe ist die größte, die je einem Weibe zuteil geworden, schreibt er am 28. Januar. Sophie kann ihm auch kein Stäubchen Asche zeigen, das dem Brande entfallen wäre, weil hier kein irdisches Material verzehrt wird, sondern alles seine Seele dazu hergibt. «Alles ist dein»:

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,  
Und alle Freuden, die es sprengen,  
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,  
Mit allen Blüten und Gesängen.

Daß Sophie jetzt so zärtlich und ganz sein, soll sie nicht gereuen; er ist reich und kann sie belohnen. In seinem Innern sind ganz frische, duftende Orangenwälder, in welchen sie sich noch lange mit Vergnügen ergehen wird. «Und doch kennt mich niemand wie du», betont der Berauschte in einem in der Nacht vom 28. Januar geschriebenen Blatt, damit ein Bekenntnis vom 13. Dezember 1837 wiederholend: «Niemand kennt mich wie sie»:

Von allen, die den Sänger lieben,  
Die, was ich fühlte, nachempfanden,  
Die es besprochen und beschrieben,  
Hat niemand mich wie du verstanden.

Der Tag des 7. Mai 1838, an dem Sophie ihre Stadtwohnung verließ, um nach Penzing überzusiedeln, beschloß die «schnellen, sechs Monate» des winterlichen Zusammenlebens mit allen den «schönen, lieben Abenden», den Winter, auf den der Dichter wie auf ein «kurzes, seliges Stündlein» zurücksah. In tiefe Trauer versetzte ihn die Trennung. «Der heutige Tag war schlecht», klagt er in der Nacht vom 6. Mai. «Mein Laub fällt morgen ab. Es ist wie ein Sterbetag. Du hast mich eigentlich doch recht unglücklich gemacht.» Schmerzlich spürt er alle die Fäden des Verbandes, weil das Schicksal daran riß. Neue Klagen ertönen in den Liebesergüssen des Monats Mai 1838, wie in dem in dieser Zeit geschriebenen Gedichte **Am Rhein**. An Parallelstellen in den Liebesbriefen ist kein Mangel. Strophe 2 erwähnt die Störer, von denen eben im Zettel vom 8. Mai die Rede ist, und wo Lenau mit deutlichem Bezug auf das Gedicht schreibt: «Die vielen Menschen, die beständige Unruhe haben etwas höchst Ermüdendes und Verstimmendes. Jedes geht seinen eigenen Weg, der aber oft den unsrigen durchkreuzt und uns die liebsten Worte abschneidet.

Wenn dieser Tage ein Hagelwetter niederginge, wie würden alle klagen und jammern über die zerstörten Blüten, die keine Frucht ansetzen könnten; aber wie manches Wort, das wir uns sagen möchten, wie manche schöne Empfindung unserer Herzen durch das schonungslose Hereinfahren der Störenden im Keime getötet wird, daran denkt niemand; oder sie tun es wohl gar absichtlich.» Strophe 3 erwähnt die bevorstehende Reise nach Stuttgart, die Lenau am 21. Mai antrat, und spricht einen der allgemeinen Grundgedanken der Liebesklänge in Prosa aus, dem vom Wiedersehen im Jenseits. «Hier ist's halt nichts; dort muß es was werden», schreibt er in fast wörtlicher Übereinstimmung am 8. Mai. Strophe 5 und 6 berühren das Thema des Eisenbahnbaues wie das gleichzeitige Gedicht *An den Frühling* 1838. Strophe 7 und 8 verallgemeinern den Gedanken, daß die Liebe zu Sophie sich vor der Welt verbergen muß; so auch das Blatt vom 8. Mai, wo Lenau klagt, daß den Menschen jeder Grashalm heiliger ist als ein Gefühl, worauf nicht der Stempel bürgerlicher Gültigkeit geschlagen. In der Zeit vom 8. bis 21. Mai ist der Dichter öfters von Sophies «Quartiere» in Penzing geschieden und in seines in der Johannisgasse hinübergegangen (Strophe 12). Daß er mit Trauer sein Zimmer betrat (Strophe 13), bezeugt er zweimal am 7. und 10. Mai. Die Klager der Schlußstrophen über die Trennung und das Unglück dieser Liebe durchzittern sämtliche Zettel des Monats Mai. Durch die Überschrift *Am Rhein* hat Lenau den Bezug auf Sophie nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern auch seinen Biographen verhehlt. Bis auf eine rühmliche Ausnahme bringen sämtliche Lenauforscher, Schurz und Grün an der Spitze, das Gedicht in Verbindung mit Lenaus Rheinfahrt und Liebe zu Lotte Gmelin. Schon allein die Anspielung auf die Eisenbahn mußte hier vor warnen.

Die Klage der neuen *Heloise*, die Lenau Sophie in den Mund legt, schließt sich auch dem Liebesbriefe vom 10. Mai an. Wie *Heloise* über verlorenes Mutterglück, so klagt der Dichter über verlorenes Vaterglück. Ähnliche Gefühle, die Sophie ihm an diesem Tage aus ihrem Tagebuche kundgab, erschienen ihm als ein merkwürdiges Zusammentreffen, als ein sinnreiches Verhängnis. Als er die Zeilen Sophies las, stand er wie vor einem «heimlichen, unnachsichtlichem Herzensgerichte». Den «verlorenen Freuden» im Briefe entspricht das «Verlorne und Versäumte» im Gedichte. Gedicht wie Brief geben ferner der Hoffnungslosigkeit eines «ganz ruhigen, vertieften und glücklichen» Verkehrs mit den «himmlischen Mächten» Ausdruck, sowie der schmerzlichen Liebesehnsucht. Anklänge bietet auch die Dichtung, so Fausts Rede zur Dirne Lieschen (Vs. 3184—3201) und die Romanze *Anna*, die bald nach *Heloise* entstand. Die Stelle im Briefwechsel zwischen Abälard und *Heloise*, worauf das Gedicht fußt, findet sich im vierten Briefe.

Was er versäumt und verloren, empfindet Lenau lebhaft während des diesjährigen Stuttgarter Aufenthaltes. Die Liebesdichtung schweigt, auch die in Prosa ist nur durch einige Blätter vertreten, weil der Dichter ein Herumwühlen in seinem Herzen scheut, sein Herz, und damit sein Leben schonen will. Am 17. Juli 1838 sieht er Sophie in Ischl wieder, bereits am 19. gibt ein Ausflug Veranlassung zu dem Gedichte *Der schwarze See*. Der Charakter des Liebesgedichtes tritt in den Handschriften deutlicher hervor, in der später unterdrückten 14. Strophe:

Die Donner klingen mir wie alte Liebeslieder,  
Und jede Welle rauscht ein teures Wort mir wieder.

Der See ergriff Lenau sehr, und das Gedicht war ihm das liebste der vielen, die er während des Ischler Aufenthaltes im Juli und August 1838 dichtete. Beides ist leicht begreiflich. Das alte Motiv der grenzenlosen, hoffnungslosen Liebe wirkt hier um so stärker, als es nur angedeutet und von einer prächtigen, ihm so vollkommen entsprechenden Naturbeschreibung umrahmt ist, die unter dem unmittelbaren Eindruck des Schauens gedichtet, noch heute den Besucher durch ihre Treue überrascht. Die Frage an die Natur:

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?  
Ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

entspricht der gleichzeitigen Mahnung der tröstenden Stimme im zweiten Nachtgesang der Albiger:

Wähle nicht zu deiner Herzensbraut  
Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

Der Ischler Gegend konnte Lenau nicht froh werden wegen eines drei Wochen langen beständigen Regens, wie er am 11. August an Kerner schreibt. Mit guter Laune ertrug er den verregneten Sommeraufenthalt, was Sophie Löwenthal in Briefen an ihren Gatten bezeugt und was auch aus dem Gedichte **An den Ischler Himmel im Sommer 1838** hervorgeht, das Sophie als den wahren Himmel dieses Aufenthaltes preist. Am 3. August 1838 überreichte er ihr das Gedicht **Die Blumenmalerin**, in dem er ihre auch in Briefen an sie hervorgehobene Kunst der Blumenmalerei feiert und ihr als der «lieblichsten der Frauen» huldigt.

Die «Blumenseelen», die die Malerin in ihren Blick aufküßt, «trinkt» der Dichter bei einem Spaziergange mit der Geliebten auf einer Bergeswiese, den er in den Versen **Erinnerung** (Einst gingen wir . . .) schildert und später in einem Briefe an Sophie vom 25. Juni 1839 mit Anklängen an das Gedicht beschreibt. Dies ist in den Ischler Aufenthalt des Jahres 1838 zu versetzen, weil ein Einschreibbüchel aus dieser Zeit den Entwurf bringt. Der hier besungene Spaziergang in das Zimitztal weckt dieselben Gefühle wie der zum Schwarzen See, die «Liebe ohne Sterben» erinnert an die «ewige Liebesquelle» des gleichzeitigen Gedichtes **Das Roß und der Reiter**, das auch das Zauberspiel des Alpenlichtes besingt. Der pessimistische Schlußvers:

Doch besser wär's, mir hätt er <sup>7)</sup> nicht geschienen  
trat vielleicht unter dem Einfluß der bald auf den Ischler Aufenthalt folgenden unglücklichen Zeit an Stelle der früheren viel gelinderen:

Doch wenn ich sein gedenke, möcht ich weinen.

Geburtstagsverse Lebe hoch! Sophie! die edle Frau! vom 26. September beschließen die Liebesdichtung dieses Jahres.

Kurz vor der am 24. Juni 1839 erfolgten Bekanntschaft mit Karoline Unger erfährt Lenaus Liebe eine bedeutsame innere Wandlung, die freilich mit einem allgemeinen Umschwung in seiner Weltanschauung zu-

7) Nämlich «ein Strahl der Liebe».

sammenhängt. Der vom 17. Oktober 1838 bis zum 7. April 1839 stockende schriftliche Gefühlsaustausch schlägt gleich nach seiner Wiederaufnahme im April 1839 einen anderen Ton an. Der Zettel vom 21. Mai gibt Zweifel kund an der Unsterblichkeit dieser Liebe, die das Grundmotiv der Ischler Liebesgedichte bildet, Zweifel an einer Erfüllung im Jenseits. War es Lenau schon im September 1838, wenn auch nur vorübergehend, vorgekommen, als müsse er die Sache seiner Liebe und die Sache Gottes betrachten als zweierlei, so trennt er jetzt die Sache Gottes von der Sache dieser Liebe. Nicht bei Gott sucht er fernerhin Trost, er sinkt wieder ins «Dämonische». Der Satz: «Ich will zu den alten Zauberern gehn, daß sie mich erleichtern; ich meine die Naturgeister», bedeutet einen Bruch mit dem Gedanken der «heiligen Liebe». Dieser Gedanke war nur «Tünche»; diese ganze Tünche fällt im Frühlingsmonat, in der Einsamkeit in Kierling, hinweg von seinem Geschick; er sieht in alle Fugen und Risse, und «wo es klapft, da klapft es». Er braucht Hilfe und sucht sie in der Natur. Ganz wirft er sich ihr in die Arme.

Diese innere Wandlung singen die «kühnen» Verse des «allzu kecken» Troubadours Fulco im vierten Gesang der Albigenser. Hier dichtet Lenau die ganze Geschichte seiner Liebe von den ersten Anfängen bis zum zuletzt erfolgten Wandel. Rettung vor seinem Liebesleide sucht Fulco in den Armen der Kirche. Ein Wahn ist solcher Entschluß. Eitel ist Fulcos Hoffen auf ein Wiedersehen im Jenseits:

Sterben ist im Geist verschwinden,  
Wir glauben an kein Wiederfinden.

— — — — —  
Was einmal tot, ist tot für immer:  
Die Schönheit, Liebe und die Lieder!

(Die Albigenser, Vs 813 f., 3035 f.)

Himmel und Hölle kämpfen in der Brust des Troubadours. Als ein Blick der Geliebten ihm ihre Gegenliebe gestanden, werden seine Lieder dringend, und einst singt er kühn:

... Zerbrich das Joch  
Der strengen Pflicht! Mich dünkt ja doch,  
Daß du nach mir geheim dich kränkest  
Und mein in süßer Huld gedenkest.  
O könnt ich mich durch Zauberein  
Verwandeln in mein glücklich Bild,  
Das oft vielleicht bei dir darf sein  
Und still bei Nacht dir Küsse stiehlt!

Eine solche Stimme erhebt Lenau zuerst zu Ende des Jahres 1837, bezeichnet sie jedoch als einen Aufschrei aus seiner heidnischen Zeit, als einen Abfall von Gott und seiner Sophie. Er erhebt sie wieder und dringender in einem Zettel aus dem Frühjahr 1839. Er beschließt einen der glücklichsten Tage, «indem ich dir noch sage, daß du die schönste und liebste Frau bist. Ich wollte, ich könnte statt dieser Erklärung meinen knieenden und bald darauf bequemeren Nachtposten antreten. Doch ich darf das nicht, das Schicksal läßt sich wohl zuweilen einen Tag ab-

zwingen wie der heutige, aber die Nächte sind ihm unentreibbar verfallen und trauern unter seiner eisernen Sperre. Da liegt man getrennt und träumt vielleicht nicht einmal was Besseres. Mir ist jetzt ganz eigen zu Mut. Ich möchte auf und davon laufen, aber mit dir, wohin? — rate! —»

Die äußere Wandlung des Jahres 1839, die Liebschaft mit Karoline Unger, haben wir in dieser Zeitschrift (III. Jahrg., 4. Heft) eingehend dargestellt. Lenau lernte die gefeierte Sängerin kennen zu einer Zeit, wo er endlich zur Erkenntnis gekommen war, daß sein Leben «verpfuscht, krank und verdorben» war. Sophie, die in dieser Angelegenheit an Schurz und ihrem Gatten eifrige und mächtige Verbündete fand, gelang es, wenn auch erst nach schwerem Kampf, zu verhindern, daß der Schiffbrüchige, wie Lenau sich selbst zu dieser Zeit nennt, noch rettete, was zu retten war. — Nur Geburtstagsverse zum 25. September widmete Lenau Sophie in diesem Jahre: **Bei Übersendung eines Straußes**. Sophie hätte sie nicht so «herzlich» gefunden, wenn sie gewußt, daß der Dichter drei Tage später den Schwager Schurz aufforderte, seinen Heiratsplan zu billigen und in dem Spruche:

Nimm dir ein Weib  
Für deinen Leib

sein Lösungswort sah.

Seit der Liebschaft mit Karoline Unger quälte Sophie stete Angst, den Geliebten zu verlieren. «Wiederkommen», rief sie ihm zu, als er am 15. Februar 1840 wieder nach Stuttgart reiste. Die Liebeszettel aus Stuttgart zeigen ihn wieder im alten Bann. «O Herz! ich bin dein bis ins Äußerste meiner Lebensdauer hinaus und bis ins Innerste meines Wesens recht eigentlich in dir getränkt», schreibt er am 27. Februar. Seine wichtigste Angelegenheit in Stuttgart sind nicht seine Werke, sondern der «Wiederaufbau deines Vertrauens». Am 2. März eilt er schleunigst «ins Gefängnis» zurück. Das Wiedersehen mit Karoline Unger in Wien, bei dem er das Verhältnis «einer aufrichtigen und resignierten Freundschaft» für immer feststellte, bewog Lenau, der stets eifersüchtigen und wachsamen Geliebten im Monate Mai neue schriftliche Zeugnisse seines unabänderlichen Entschlusses, nur ihr zu gehören, vorzulegen. Durchtränkt sind die Liebesblätter des Monates Mai von der Mahnung, nicht mehr zu zweifeln, zu vertrauen.

Die Dichtung eilt der Prosa zu Hilfe, um die immer mißtrauische Sophie, die in diesen Tagen das Spiel mit dem Sterben, das sich schon einmal bewährt, wieder aufnahm, zu beruhigen. In der Nacht vom 9. Mai, unmittelbar nach der Unterredung mit Karoline, dichtet er in einem Zuge die Verse **Kommen und Scheiden**, Liebesfrühling, Frage nicht. **Kommen und Scheiden** gipfelt, wie der Zettel vom 6. Mai in der Beteuerung, daß eine Trennung von Sophie den Verlust seines «besten Gutes» bedeute. In den Versen:

Und als Lebewohl sie winkte mit der Hand,  
Wars, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

hat der Dichter ein Bild festgehalten, das ihn wie das Abschiedsbild vom 18. Juni 1837 stets in Stuttgart verfolgte. Unausprechlich schön war ihm Sophie in der Trennungsstunde des 15. Februar erschienen, als sie ihm bewegt nachrief: «Wiederkommen!» Die unzähligen Klagen der Briefe über

Trennungen treten auch in den Zetteln aus dem Mai 1840 auf, da eine neue Schwabenreise bevorstand. Emma Niendorf meint in ihrer Einfalt, das Gedicht sei an ihre schwindsüchtige Schwester Agnes von Galatin gerichtet.

**Liebesfrühling** mag eine Erinnerung an den Spaziergang mit Sophie und ihren Kindern an einem herrlichen Frühlingsabend auf dem Gartenberg bei Hiezing gedichtet sein, dessen Lenau im Briefe an sie vom 30. Mai gedenkt. Es war ihm oft in dieser Zeit gegeben, der «Liebe Licht im schönsten Angesicht» zu sehen, denn der Mai 1840 war ein fast ungetrübter Wonnemonat der Liebe. Sophie strömte über von Liebenswürdigkeit. Den engsten Zusammenhang mit den Liebesblättern aus dem Mai weist **Frage nicht** auf.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen;  
Ich weiß es nicht und will nicht fragen;  
Mein Herz behalte seine Kunde,  
Wie tief es dein, im Grunde.

«Ich bin dein und bleibe dein», schwört Lenau am 6. Mai. «Du allein hast mich», erklärt er am 8. Die zweite Strophe:

O still! ich möchte sonst erschrecken,  
Könnt ich die Stelle nicht entdecken,  
Die unzerstört für Gott verbliebe  
Beim Tode deiner Liebe

umschreibt der Zettel vom 13. Mai: «Gewiß, Sophie! Du bist mir notwendig zum Leben; es wurde mir beim Gedanken an deinen Verlust stockfinster vor den Augen, und ich spürte schon den Ansatz von Verzweiflung in meinem Herzen, die dann mein Los wäre.»

Noch einmal besang Lenau die Wonne dieses Frühlings im Gedichte Frühling (Die warme Luft...). Den wonnetrunkenen Versen merkt man die glühende innere Erregung an, deren Ausdruck der Dichter in der endgültigen Fassung dämpfte, wenn er die Verse der Sophie überreichten Handschrift:

Es wogt die Liebe um mich her,  
Ich walle durch ein Wonnemeer

strich. Die Verse fehlen auch in der am 25. Mai an Karoline Unger übersandten Handschrift. Rauschend ist der Himmel auf den Dichter niedergebrosen (Vs 28), die Empfindung für Sophie und die erneute Beteuerung unverbrüchlicher Liebe strömt durch in den Schlußversen:

O Frühling! trunken bin ich dein!  
O Frühling! ewig bist du mein!

So stempelt auch der Zettel vom 24. Mai das Verhältnis als ein unvergängliches. Dies hindert nicht, daß die Liebe zu Ende des Jahres 1840 wieder abflaut, freilich um im Jahre 1841, besonders während des Stuttgarter Aufenthaltes von April bis Juni, desto mächtiger emporzulodern. Diesmal ist es jedoch die rote Flamme sinnlicher Leidenschaft, die glühend aufflackert. Koseworte, fieberhafte Wonnephantasien jagen und steigern sich. Sophie ist ihm nicht mehr die beste, schönste und tiefste Seele, sondern seine süße Frau, das herrliche, liebliche, schöne, herzige, grundsüße Weib, an dem er sich totküssen möchte. Das Verlangen nach ihr stürmt

ihm in Leib und Seele. Es ist ein «heiliger, wonniger, verschmachtender Jammer», daß sie nicht ganz sein, ganz, tief sein. Seine Seele hat keinen Atem mehr, wenn sie ihre Küsse nicht saugen kann. Die Pulse schlagen, jagen und fragen nach ihr, heiß und verlangend. Sie rollt ihm durch alle Adern. Oft in der Nacht träumt er von inniger Umarmung, ladet dazu ein und malt sich ein Wiedersehen aus, das seine Träume verwirklicht.

So ist denn mit dem «ewigen Verlust», den Lenau im Gedichte *Der Kranke im Garten*, das er kurz nach seiner Genesung vom Scharlachfieber schrieb, «schmerzlich an die Brust drückt», der Besitz Sophies gemeint. Eine im Drucke weggelassene dritte Strophe:

Der letzte wars, die Stimme schweigt;  
 Leb wohl, o Lenz, mein Leben neigt,  
 Und schmerzlich drück ich an die Brust  
 Den ewigen Verlust,

die sich in der Sophie überreichten Handschrift findet, kennzeichnet das Gedicht als ein an sie gerichtetes. «Dein Mann sein», schreibt er am 17. Mai, «wär das einzig Gescheite für mich», und am 8. Juni: «Weh mir! Wär ich lieber tot, als daß du nicht mein bist!»

In den glühendsten Farben hatte Lenau sich das Wiedersehen in Ischl ausgemalt. Es entsprach nicht seinen Erwartungen, wie dies durchgängig nach längeren Trennungen der Fall war. Übrigens kam er, wie Sophie am 17. Juni ihrem Gatten mitteilt, blaß, schwach und mager in Ischl an. Am 7. Juli klagt er Emilien Reinbeck, daß seine Stimmung nicht die beste sei. Wenn, wie wahrscheinlich, Sophies Datierung des Gedichtes **Laß mich ziehn!** stimmt, das sie als im Juli 1841 entstanden bezeichnet, so sind diese Verse eben der Ausdruck der Enttäuschung über den Empfang Sophies. Die Verstimmung, die Sophie öfters in den Briefen dieser Zeit an Max Löwenthal kundgibt, stimmt auch zu der Wehmut dieser Verse. «Kannst du dich doch nicht einmal gewöhnen», schreibt sie ihrem Gatten am 10. Juli, «daß ich das Leben auf keine leichte Achsel nehme,» und am 1. August: «Ist doch die ganze Welt voll unheilbarer Übel und der Schmerz ein unleugbarer und unaustilgbarer Bestandteil jedes Menschenlebens. Ich möchte gar nicht vollkommen glücklich sein; es ist nicht Gottes Wille, daß wir es sein sollen, und ich habe noch immer gesehen, daß man jede Seligkeit mit einem großen Herzeleid bezahlen muß. Also gib dich und lass mich zufrieden. — Du weißt, was kommt, und was mir der Respekt zu schreiben verbietet.»

Am 24. Juli besuchten Ötker und Dingelstedt Lenau in Ischl. Dingelstedts Gedicht *Ein Besuch in Ischl* legt die Vermutung nahe, daß Lenau ihm einen Einblick in sein Gemütsleben gewährt, der eben nicht von der heiteren Laune zeugt, die Ötker beim Dichter feststellte:

Und darum bist du fortgeschwommen  
 Durch des Atlantis blaue Wogen,  
 Darum verwundet heimgekommen,  
 Wohin dein Herz dich heiß gezogen,  
 Daß hier im stillen Alpentale  
 Dein volles Leben sich verblute  
 Und, kaum geküßt vom Sonnenstrahle,  
 Hinab ins Meer des Todes flute?

Ein äußerer Riß im Bunde mit Sophie erfolgte durch Lenaus Entschluß, die Wohnung bei Löwenthals in der Johannisgasse aufzugeben. «Daß du Niemsch nicht als Gast in deinem Hause begrüßt,» schreibt Sophie ihrem Gatten, «ist ihm ein Zeichen, daß er dir unwillkommen, und da kein Wort von dir diese Meinung widerlegt, helfen unsere Versicherungen nichts.» Die «totale Verstimmung, ein Unmut, vor dem Gott jeden Christen und Heiden bewahre», über welche der Dichter Ende August Emilien Reinbeck klagt, hielt während des ganzen Ischler Aufenthaltes des Jahres 1841 an. Ende September bestätigt er der Stuttgarter Freundin, mit seiner Stimmung gehe es um nichts besser und er leide an einer fatalen Nervenreizbarkeit. Der bekannte Satz vom Verlorenen, Versäumten und Verfehlten in seinem Leben kehrt wieder.

Leicht ward es Sophie, das Verhältnis in die alten Bahnen der Entsagung zurückzulenken. Es macht sich übrigens seit dem Jahre 1842 ein allmähliches «trauriges Absterben» fühlbar. Die drei Liebeszettel aus dem Februar, wozu sich im ganzen Jahre 1842 nur noch einer aus dem Monate August gesellt, zeigen zwar, daß Sophie sich stets noch in ihrer Zweifelsucht gefiel, daß diese jedoch keinen lauten Widerhall mehr im Herzen des Dichters zu erwecken vermochte. «Der Funke scheint dir erloschen, weil viel Asche drauf liegt. Mein Wesen wird immer stiller und abgezogener,» lautet ein vielsagendes Bekenntnis vom 12. Februar. Immer seltener leuchtet durch diese Asche «jenes Licht einer großen Liebe», das dem Dichter jetzt wieder als ein «himmlisches» gilt. Während der langen Trennung des diesjährigen Stuttgarter Aufenthaltes vom 23. Mai bis 15. August fühlt er zum ersten Male kein Bedürfnis mehr, Sophie sein Herz auszuschütten. Er schreibt ihr nur mehr freundschaftliche Briefe, die ihr Gemahl mitlesen konnte. Zum ersten Male verstummt auch die Sophie-Dichtung für den Verlauf eines ganzen Jahres.

Der schriftliche Gefühlsaustausch des folgenden Jahres 1843 flaut auf drei Liebeszettel ab. Alles, meint Lenau, wäre noch leicht zu tragen, wenn Sophie ihn vom Wiederfinden im Jenseits überzeugen könnte; er fürchtet jedoch, daß sie alles ausgeben und doch nichts davon haben, da die «Zinsen der Ewigkeit» sehr fraglich seien. Er hält nicht sein Versprechen, ihr während der diesjährigen Trennung viel zu schreiben. Von Anfang Mai bis Mitte August fehlt jedes intime Bekenntnis; der vorletzte Liebeszettel aus dem August 1843 verrät bezeichnenderweise wieder eine Spannung, und erst der letzte vom 7. August läßt diese Liebesdichtung in Prosa harmonisch ausklingen. Dies letzte Blatt, mit dem Bekenntnis, daß er sich mit den himmlischen Mächten versöhnt fühlt, daß sein Herz ruhiger, fester, tiefer und freudiger geht, leitet die Zeit der Waldlieder ein, in der Lenau in einem bald wieder verrauchten Optimismus die Hegelsche Einheit des Ichs und der Natur, das Hegelsche Reich der in sich befriedigten Individuen durch die Überwindung des Dualismus zwischen Diesseits und Jenseits erreicht zu haben glaubte. Sophie, «der Blumenmalerin», widmete er auch das schönste dieser Waldlieder, das Merlingedicht, ob schon es keine Andeutung auf das Liebesverhältnis enthält, was hingegen wohl der Fall für Waldlied 3 und 8 ist.

Mit dem letzten Liebeszettel an Sophie stimmt das Gedicht **Einem Freunde** überein. Die über die Beziehung zu Sophie täuschende Überschrift erklärt sich vielleicht durch den Umstand, daß Lenau am Neu-

jahrstage 1844 eine Handschrift des Gedichtes an den k. k. Hauptmann G. Schindler sandte, die er An Gustav Schindler betitelte und mit den Worten: «Dein Freund N. Lenau» unterschrieb. So sandte er auch Emilien Reinbeck Gedichte, die der Liebe zu Lotte Gmelin und Sophie Löwenthal entsprossen, Sophien Löwenthal das Emilien Reinbeck gewidmete Gedicht Tränenpflege, Karolinen Unger ein Gedicht, das einem Höhepunkte in der Liebe zu Sophie seinen Ursprung verdankt. Auch Sophie überreichte er übrigens die Verse Einem Freunde in der Handschrift. Die ursprüngliche Überschrift lautete, wie Emma Niendorf andeutet, Im Herbste, worauf die letzte Strophe deutlich hinweist.

Von kurzer Dauer war das herbstliche Glücksgefühl des Jahres 1843. Im November bezeichnet das Homerische *ἀσφιμέλας* treffend seinen Gemütszustand. Es ist, beichtet er Emilien Reinbeck, um und um schwarz in seiner Seele. Der Hypochonder packt ihn fester denn je. Als Grund wird unter anderem der Mangel eines Familienlebens angegeben. Im Dezember kommt es ihm vor, als sterbe das Organ der Freude in ihm vor allen übrigen ab. Vom «vierschrötigen» Jahre 1844 erwartete er nicht viel Gutes; er sah vielmehr «allerlei Impertinenzen mit Sicherheit» entgegen.

Am 20. Februar 1844 war Lenau bei einer Familienfeier im Hause des österreichischen Dialektdichters Franz Stelzhamer zugegen, wobei eine Tochter Stelzhamers, eine blühende Rose in der Hand, das Gedicht An die Entfernte vortrug. Lenau lauschte hoch auf und wurde ganz rot im Gesichte, erzählt Stelzhamer. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und sichtbarem Anteil folgte er dem Vortrage dieses lieblichsten seiner Lieder. Die vom Kinde überreichte Rose empfing er hochbewegt, ja vor Überraschung und Rührung fast verlegen und gar keines Wortes mächtig. In der Stimmung, die der Vortrag des Rosengedichtes hervorgezaubert, mag er die Verse **Zweifelnder Wunsch** gedichtet haben:

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,  
Bist du so schön!

die er im Februar 1844 Sophie überreichte. Sie bemerkt dazu: «Den ich weiß nicht, wievielten Februar 1844» und «Letztes Gedicht an Sophie».

Das letzte war dies Sophielied nicht, denn Sophie selbst reiht in die an sie gerichteten Gedichte noch **Verlorenes Glück** ein. Am 1. April 1844 traf Lenau wieder in Stuttgart ein. Am 25. flüchtete er aus dem regen gesellschaftlichen Treiben in Stuttgart nach dem stillen Heidelberg, um, nur im Umgang mit der Natur, sich selbst und seiner Arbeit — der Dichtung am Don Juan — zu leben. Die erste Strophe von Verlorenes Glück hat ihr Seitenstück im Briefe an Sophie aus Heidelberg vom 27. April 1844, wo er die Reise dorthin beschreibt: «Das Wetter war außerordentlich schön, und die Obstbäume am Straßensaume standen und schwanden im vollen Festschmuck des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüten an entschwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht wieder in diese Gegend gekommen. Mir war seltsam zumut. Meine Jugend, meine Poesie und der Frühling der Erde erschienen mir wie holde blühende Gespenster und lächelten wehmütig auf mich zum Wagen herein.» Auch Emilien Reinbeck schildert er die Reise und erwähnt die blühenden Obstbäume. Eher als an Berta Hauer, worauf Lenauforscher das Gedicht beziehen, wäre an Lotte Gmelin zu denken, deren Bild den Dichter so oft

auf seinen Fahrten nach Heidelberg begleitet, und das ihm wie ein holdes, blühendes Gespenst hier zum letzten Male aufgestiegen sein könnte. Lenau bemerkt jedoch ausdrücklich im Briefe vom 27. April 1844 an Sophie, er habe bei dieser Fahrt ihrer gedacht, die in ihrem Herzen «Jugend, Poesie und Frühling» für ihn beschlossen halte. Er überreichte ihr auch das Gedicht.

Das irrtümlich als Lenaus Schwanengesang bezeichnete Gedicht Blick in den Strom hat Sophie als ein an sie gerichtetes aufgefaßt, weil Lenau es ihr in einem Briefe vom 8. Oktober 1844 sandte, mit der Bemerkung, es sei an ihrem Geburtstage geschrieben. Im Widerspruch hierzu steht seine Mitteilung im Briefe an Sophie vom 28. September, das Gedicht sei auf seiner Wasserreise, der Rückreise von Wien nach Stuttgart, die er am 15. September auf einem Donauschiff antrat, entstanden. Der Zusatz: «entstanden, d. h. konzipiert in der Idee, hier (in Stuttgart) ausgeführt», dient nur dazu, die Mitteilung in Einklang zu bringen mit der kurz vorhergehenden, ihm schwebte ein Gedicht auf Sophies Geburtstag vor. Der Brief an Sophie vom 17. September bringt bereits das Gedicht in einer sich wörtlich an die am 15. September entstandene dichterische Fassung anschließenden Prosa. Bezug auf das Verhältnis hat es immerhin. Das Glück,

Das nie sich wiederfindet,

ist die Liebe zu Sophie. Aller Einwendungen Sophies gegen die Heirat mit Marie Behrends zum Trotz war er beim Antritt seiner letzten Reise nach Schwaben fest entschlossen, die Geliebte aufzugeben. Nur zu ihrer Beruhigung schreibt er ihr, daß der eben angeführte zweite Vers nicht wahr sei. Man könnte das Gedicht als ein an Sophie gerichtetes Trostlied auffassen, wenn es nicht das Gefühl ausspräche, daß der Dichter innerlich diese Liebe überwunden zu haben glaubt, wie Don Juan seine Liebeslust:

Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,  
Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.  
Steintot ist alles Wünschen, alles Hoffen;  
Vielleicht ein Blitz aus Höhn, die ich verachtet,  
Hat tödlich meine Liebeskraft getroffen,  
Und plötzlich ward die Welt mir wüst, umnachtet;  
Vielleicht auch nicht; — der Brennstoff ist verzehrt,  
Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.

Den Abschied von Sophie singen auch die Don Juan-Szenen: Don Juan und Klara und Maria und Don Juan; zum mindesten eine dieser Szenen, wahrscheinlich letztere, ist unter dem unmittelbaren Eindrücke des Entschlusses, Sophie aufzugeben, entstanden. Das entsagende Bekenntnis an Sophie vom 7. August 1843: «Ich habe alles gefunden in deiner Liebe und gebe alles hin für diese Liebe» wird bald darauf durch den heißbegehrenden Schmerzensruf des achten Waldliedes widerrufen:

Möcht —  
Einmal nur, bevor mir's nacht,  
An den Quell der Liebe sinken,  
Einmal nur die Wonne trinken,  
Der die Seele zugeschmachtet.

Ein anderes Gesetz meint Don Juan zu spüren als das, welches gebietet:

Willst du dein Erdenlos bestehen,  
Mußt du geschlossnen Auges und verzichtend  
An manchem Paradies vorübergehen.

Sein Gesetz heißt ihn, seiner Manneskraft zu vertrauen, kühn zu sprengen des Edens feste Türen.

O finstrier Wahnsinn! blutendes Entsagen,  
Wo rings des Gottes warme Pulse schlagen!

ruft er aus und:

Verrückteres hat die Erde nie getreten  
Als Stoiker und darbende Asketen.

Auf die Frage, wo das Herz der Natur sei, antwortet Don Juan, den Grundgedanken der Waldlieder kräftiger und sinnfälliger wiederholend:

Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,  
Der Born, worein sie sterbend alle münden,  
Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,  
Die er, nie satt, in seinen Armen hält.

Wie im Frühling 1839 wirft sich der Dichter wieder ganz der Natur in die Arme. Wieder soll der reiche Strom des Lebens ihn aufnehmen und hintragen, wohin er wolle. Wieder fällt die ganze Tünche von seinem Geschick; er sieht in alle Fugen und Risse. Er sinkt jedoch nicht wieder ins Dämonische wie im Jahre 1839, sondern erhebt sich zur höchsten sittlichen Auffassung der Naturgesetze, deren Heilighaltung er in einem Max Löwenthal im September 1844 abgelegten Bekenntnis als die wahre Religion preist. Je weniger man auf ein Leben nach dem Tode halte, desto gewisser müsse man fordern, daß man in diesem Leben den höchst möglichen Grad von Vollkommenheit erreiche. Zeitlebens hatte ihm als Lebensideal vorgeschwebt:

Ein holdes Weib als Braut umschlungen,  
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Seine Sehnsucht nach Weib und Kind, gestand er im Sommer 1844 Emilien Reinbeck, sei oft über alle Beschreibung groß und dringend; er sei seines bisherigen unsteten, zwecklosen Lebens überdrüssig. Dem Gatten Sophies äußerte er kurz darauf: «Wenn du nichts anderes hättest, so wärest du glücklich, einen solchen Knaben zu besitzen wie Artur.» Am deutlichsten, wenn auch einseitiger und weniger erhaben als Lenau spricht diesbezüglich Sophie Löwenthal selbst in einem schriftlichen Zeugnis an Schurz vom 8. November 1844: «Niembsch ist eigentlich ein starker und gesunder Mann gewesen, solange ich ihn kenne. Ein solcher scheint ein Bedürfnis zu haben, welches einem Weibe unbekannt bleibt als solches. Niembsch lebte als Asket, seit wir uns liebten, und doch forderte seine Sinnlichkeit Befriedigung. Dieses unnatürliche Bekämpfen eines Triebes, der wahrscheinlich in jedem kräftigen Manne mächtig ist, mag großen Teil an der Verstimmung seiner Nerven gehabt haben . . . Niembsch ist einer der reinsten und sittlichsten Menschen, und ich bin fest überzeugt, daß der Wunsch der Natur, die er so heilig achtet, genug zu tun, einen

großen Einfluß, ja den größten, auf seinen Entschluß, sich zu vermählen, hatte.» Nur in einer «Musterehe», wie er sie mit Marie Behrends führen wollte, glaubte Lenau in Heiligachtung des Natur- und Sittengesetzes, dessen Übertretung durch ihn und Sophie er anerkannte und bereute, den höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit erreichen zu können.

## VII.

## An Marie Behrends.

1844.

Am 2. Juli 1844 sandte Lenau an Marie Behrends, die er am 27. Juni an der Mittagstafel im Englischen Hof zu Baden-Baden zum ersten Male sah, ein Exemplar seiner Gedichte mit den Widmungsversen **Mit meinen Gedichten**. In den Augen des Mädchens, das Lenaus Blicke auf sich gerichtet sah, so oft sie aufschaute, hatte er den innersten Wunsch ihrer Seele gelesen, den sie selbst so rührend ausspricht. «Wie des fremden Mannes Kummer heilen? Wie seine düstere Stimmung erheitern?» war schon am Abend des 30. Juni der Gedanke, der sie unablässig beschäftigte, der sich ihrer immer mehr und mehr bemächtigte. Dieser Gedanke war das unsichtbare Band, das sie zu ihm hinzog, das sie so innig und unaufhörlich mit ihm verband. Beseelt davon war sie bereits vor der ersten längeren Unterredung mit Lenau am 1. Juli, die sie in «neue, schöne Träume, eine Welt von Gedanken, ein Meer von Empfindungen» versenkte. Deutlich zeigt das ihr am 2. Juli überreichte Widmungsgedicht, daß Lenau ihr Gefühl durchschaut hatte:

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,  
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,  
Wie bis ins Herz du schön, erkennen.

Mit der Vers 4 erwähnten Trennung ist nur die Nachricht von Marie Behrends frühzeitiger Abreise aus Baden-Baden gemeint, die den äußeren Anlaß des Gedichtes abgab. In wie «liebe Hände» (Vs 10) die Gedichte Lenaus gerieten, welche innige Anteilnahme und tiefes Verständnis sie fanden, schildert eindrucksvoll der eigene Bericht der Empfängerin.

«Schön bis ins Herz» nennt Lenau hier seine baldige Braut und sagt hiermit, was ihn so schnell an sie fesselte. Ergänzend sagte er ihr einige Tage später, es sei ihre bis jetzt noch nie gesehene Weiblichkeit, die ihn so tief für sie eingenommen. Stets, bekundet Emma Niendorf, hat Lenau solche wahre, reine Weiblichkeit tief empfunden. Marie Behrends, die ihre Bestimmung vorausgeföhlt, die ihm den «geheimen Zug der Seelen gegeneinander» geoffenbart, die sich ihm in geheimnisvoller Sympathie zugeneigt, ohne zu wissen, wer er sei, ohne alle Zutat des Talentes und der Stellung, bot ihm etwas Neues, eine Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit der Liebe, wie nur seine Mutter, die ihm Vorbild aller Frauen war, sie ihm bezeugt. Als Marie Behrends das entscheidende, ihn bis ins Innerste treffende Wort sprach: «Um Sie zu erheitern, würde ich gern etwas für Sie tun,» da glaubte er an eine Fügung des Himmels, an eine letzte Anfrage des Schicksals, oder vielmehr Gottes an ihn, ob er noch vor seinem Tode zur Versöhnung und zum Heile gelangen wolle. «Marie», schrieb er Emilian Reinbeck, «ist eine tiefsittliche und bezaubernd reine Natur, deren Um-

gang und Besitz mich innerlich heilen und heben wird. Sie ist ganz Hingebung, der größten Opfer fähig.» Nichts in dieser Werbung, die keine so sehr überstürzte war, da sie drei Wochen nach der ersten Begegnung erfolgte, deutet auf krankhafte Seelenerregung, auf bereits getrübtete Urteilskraft, auf paralytischen Schwachsinn hin. Ganz anders sehen die Fälle von übereilten, unbegreiflichen Verlobungen aus, wie die Physiater sie als Äußerungen der progressiven Paralyse schildern. Gänzlich fehlt namentlich das Hauptmotiv der gesteigerten erotischen Neigungen, auch ein zweites, sehr charakteristisches, nämlich das der schwachsinnigen Idealisierung minderwertiger, gesellschaftlich viel tiefer stehender Frauenpersonen. Auch nicht in Lenaus Dichtung dieser Zeit, ebensowenig wie in der herrlichen Prosa der Briefe an Marie Behrends ist die leiseste Spur der ersten Anzeichen der herannahenden Krankheit zu finden, wie die Physiatrie sie beim Schriftsteller beobachtet. Vielmehr wirkte wahrscheinlich ein dichterischer Grund mit bei dem Entschlusse, dem Verhältnisse zu Sophie ein Ende zu machen, wie auch schon bei dem vorigen Versuche im Jahre 1839. Die Liebesdichtung an Sophie hatte bereits im Jahre 1838 ihren Höhepunkt überschritten, lebte seitdem nur kümmerlich weiter. Schon allein die Dichtung am Don Juan ließ Lenau das Bedürfnis empfinden, dem einförmig dahinfließenden Strome seines Lebens neue Zuflüsse zu eröffnen. Der Drang nach neuer Lebenserfahrung, nach dem befruchtenden Erlebnis machte sich geltend. Eben deshalb reiste er nach Baden, anregende Geselligkeit suchend, nach einer neuen Quelle der Dichtung dürstend. Daß die Liebe zu Marie Behrends ihm als solche deutlich vor der Seele stand, gestand er ihr ausdrücklich. Sehr findig war er in der Wahl der Geliebten, die ihm diese neue Quelle erschließen sollte; die Marienlieder sollten einen poetisch wirksamen Gegensatz zu den Sophiegedichten bilden, je schärfer die neue Liebe von der alten abstach, desto besser. Diese vom dichterischen Interesse geleitete Kontrastsucht beherrscht Lenaus ganzes Liebesleben, von Berta Hauer zu Lotte Gmelin, von dieser zu Sophie Löwenthal, von Sophie zu Karoline Unger und Marie Behrends.

Fest behauptete er seinen Entschluß zur Heirat gegen alle Anfechtungen, die er während des Lainzer Aufenthaltes bei der Familie Löwenthal vom 14. August bis zum 15. September zu bestehen hatte. Sophie und Schurz, ihre ganze Sippschaft, sämtliche Wiener Freunde und Bekannte einigten sich zu einem mächtigen Ansturm. Dazu kam ein schwerer äußerer Kampf mit allerlei Förmlichkeiten. Es half nichts, daß Sophie wieder ihr Spiel mit dem Sterben begann und sich mit Schurz zusammentat, um das Gespenst der materiellen Not zu beschwören, eine sorgenvolle Zukunft und den Bettelstab des Alters auszumalen. Im Falle Unger hatten sie Lenaus Stolz aufgerüttelt mit dem Vorhalten, er könne und dürfe nicht vom Vermögen seiner Frau leben; im Falle Behrends machten sie es ihm zur dringendsten Pflicht, seinen Stolz zu überwinden, auf eine Vermehrung der Mitgift Mariens zu bestehen, in der Voraussetzung, daß er vom Tage der Eheschließung an nicht anders denn als Rentner von den Zinsen eines Kapitals leben dürfe. Mut und Stimmung ward ihm jedoch getrübt, Sorgen erweckt. Schlimmer war, daß diese Stürme seine Gesundheit erschütterten. «Im Innersten erschöpft und verletzt» fühlte er sich, als er am 19. September auf der Rückreise nach Stuttgart in München eintraf. Sein Zusammenbruch

ist nicht mit dem Anfang des Jahres 1844, sondern mit dem Ende des Monats September zu datieren, wo der Stillstand seiner poetischen Tätigkeit mit seinem körperlichen Verderben zusammenfiel. Über die gewöhnlichen Übel von Kopfschmerz, Schlaf- und Appetitlosigkeit geht das Krankheitsbild vor der Wiener Reise im August nicht hinaus, wenn Lenau sich auch in einer übertriebenen und vielleicht berechneten Äußerung zu Sophie für «ruiniert» hielt. Erst nach dieser Reise ist seine Seele «wund geritzt», sein Gemüt verstört. «Innerlich verletzt und gedrückt» ist er am 28. September, am 29. trifft ihn als physischer Vorläufer der progressiven Paralyse die Lähmung der rechten Wange. Es war nach Lenaus Darstellung «lediglich ein ungeheurer Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung», der am 29. September die Gesichtslähmung verursachte. Einige Tage vorher, am 24., hatte ein Brief Sophies einen «gewaltigen Sturm» erregt. Erst der Schlaganfall macht den Heiratsentschluß wankend. Sobald jedoch die Lähmung sich bessert, da befestigt dieser Entschluß sich wieder. Er ging erst unter mit dem Lichte des Bewußtseins, als die durch Sophies Briefe stets frisch gehetzte, schmerzlich gerüttelte Seele einem endgültigen Schläge erlag, den aller Wahrscheinlichkeit nach die Zwangsvorstellung von Sophies Tod bewirkte.

---

---

## Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

### «Die Literaturen des Ostens.»

Von Direktor Karl Heinrich.

Erschüttert sieht das zwanzigste Jahrhundert seit nunmehr zwei Jahren einem Völkerringen zu, desgleichen die Geschichte der bereits verflissenen zweimal zwanzig Jahrhunderte, trotzdem diese in kriegerischem Blutvergießen und in friedlicher Perfidie für ihre Unvergeßlichkeit redlich gesorgt haben, nicht nur nicht aufzuweisen hat, sondern in seiner schrankenlosen Ausdehnung und Grausamkeit gar nicht ahnen ließ. Sollte das die erhebende Lehre sein, welche man sich allgemein von der *magistra vitae* versprochen hat? Dahin führte die aufsteigende Linie der ethischen Entwicklung der Menschheit von der urzeitlichen Unkultur über die höchsten Ideale reiner Menschlichkeit — hinaus? Die Welt wird an den primitivsten Forderungen und Voraussetzungen der Sittlichkeit und des Pflichtgefühls irre; eidlich bekräftigte Bündnisse werden — nachdem sie über ein Menschenalter bestanden — zunichte; die Bundestreue, das gegebene Wort wird leerer Schall, Nationen und Staaten werden in die tollkühnsten Unternehmungen mitgerissen, um dann unbedenklich dem Eigennutz des Stärkeren aufgeopfert zu werden; an die Wurzel friedlicher, dem heißen Kampfe unbeteiligt gegenüberstehender Völker wird kaltblütig die Axt angelegt und die Erschütterung der bestehenden Ordnung droht, nach und nach den ganzen Erdball zu erfassen und das Weitesten wie das Nächste in denselben bodenlosen Abgrund moralischer und materieller Vernichtung zu schleudern. Das auf seinen unerschöpflichen Schatz an Erfahrungen, auf seine himmelstürmenden Errungenschaften und auf seine unaufhaltbaren Fortschritte stolze Heute scheint seine Fassung zu verlieren und, gequält von der Furcht vor dem Unbekannten, bemüht es sich, in dem Wirrsal dieser Tage die geheimnisvollen Gründe der geistigen und sittlichen Zerrüttung zu erkennen, welche doch auch die Triebfedern zu all den Ungeheuerlichkeiten in sich bergen, mit welchen die «andere» Seite der katastrophalen Erscheinung das Schaudern und Entsetzen der Welt erregt.

Das unleugbare Leitmotiv, welches sich uns, mit Ausnahme weniger wirklicher Religionskriege, aus allen blutigen Zusammenstößen zwischen den Völkern unabweislich zu erkennen gibt, nämlich: Schutz und Verteidigung der durch den Kampf ums Dasein übermäßig verschärften materiellen, zu deutsch wirtschaftlichen Interessen, kann zur Lösung der uns im Augenblicke tief bewegenden und höchst beunruhigenden Frage keineswegs genügen. Sollte das schöne Dichterwort «Raum für alle hat die Erde» plötzlich seine Geltung eingebüßt haben? Sollte der friedliche Wettbewerb, welcher bisher sämtliche Völker des Erdenrunds in dem großen Weltverkehr, in dem erhabenen Gedanken einer Weltwirtschaft vereinigte, einen geheimen Giftstoff enthalten, der erst jetzt seine verhängnisvolle Wirkung in Schwären und Beulen und in einer Störung des ganzen Sensoriums merken läßt?

Wenn sich zwischen den rücksichtslos brutalen Verwüstungen an Menschen- und anderen Werten einerseits, und andererseits den uns so vertrauten Menschheits- und Menschlichkeitsidealen aus Urväterzeit heute nur eine unüberbrückbare Kluft zeigt, wird sich eine Erklärung für diese sonst unfaßbare Spaltung nur in den Tiefen des unverfälschten Volkstumes finden lassen, denn der heutige Weltkrieg ist ein — in des Wortes schrecklichster Bedeutung — schlagender Beweis dafür, daß die Völker durch die bisherige Art des internationalen Verkehrs einander nicht näher gebracht wurden, oder doch nicht bei weitem in dem Maße, daß ein wirkliches gegenseitiges Verständnis zwischen ihnen möglich gewesen wäre; unverkennbar haben unsere Gegner schon in der wühlenden Vorarbeit und noch mehr im Verlaufe des Krieges Charakterzüge und Eigentümlichkeiten hervorgekehrt, welche dem «Volke» neu und darum nicht nur überraschend, sondern auch unheimlich waren; dagegen wird es die Weltgeschichte dem Deutschen Reiche und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zur höchsten Ehre anrechnen, daß im sittlichen und tätigen Verhalten dieser Staaten während des grausigen Wütens dieses ihnen heimtückisch und gewalttätig aufgezwungenen Weltgerichtes nicht die geringste Änderung eingetreten ist. Ohne hier die ethische Höhe der Mittelstaaten mit der anderer Staaten vergleichen zu wollen, wird es nicht schwer sein, den aufmerksamen Beobachter daran zu erinnern, daß Deutschland und Österreich-Ungarn gerade die Länder umfassen, in welchen (auf der ganzen Welt!) die meisten fremden Sprachen im weitesten Umfange gelernt werden, in welchen also naturgemäß außer dem Sprachstudium auch das Studium fremder Literaturen und damit eine tiefgehende Neigung, sich in fremde Denk- und Empfindungsweise zu versenken, in höchster Blüte steht. Wo hat eine Sprache eine so reiche und auch an Meisterwerken so reiche Übersetzungsliteratur, wie die deutsche? Wer kann sich in der Weltliteratur — von den alten Chinesen, den Veden, von Homer bis auf Ibsen, Tolstoi und O. Wilde — leichter zurecht finden und heimischer fühlen als der Deutsche oder derjenige, der der deutschen Sprache mächtig ist? Das ist der seinerzeit so vielverpönte und vielgelästerte kosmopolitische Sinn der Deutschen, dem man nicht einmal die Einschleppung so vielen literarischen Mistes zum Vorwurfe machen darf, weil selbst der strengste Patriotismus sich auch der einheimischen Schundliteratur nicht erwehren kann.

Und hier scheint der Schlüssel des Geheimnisses zu liegen. Das Deutschtum mit seiner in Breite und Tiefe wohlorganisierten Volkserziehung, mit der ehernen Grundlegung durch einen unvergleichlichen Elementarunterricht steht großen historischen Vorfällen ganz anders gegenüber als das in seinen heiligsten Kulturinteressen vernachlässigte Konglomerat seiner Gegner; auf der Seite des Deutschtums herrscht das Verständnis für das rein Menschliche auch am Feinde und die liebevolle Neigung zu all dem, was die Sprachkenntnisse, sowie die Übersetzungsliteratur von den herrlichsten Schöpfungen der «Fremde» zugänglich machen, erhellt den Blick und schließt vorweg jene unwürdige, tiefbeschämende Verblendung aus, welche auf der anderen Seite mit selbstmörderischer Zerstörungswut ungehemmt tobt. Das deutsche Volkstum ist von seinen Führern und Lenkern nicht getrennt, denn die geistige Kapazität zeigt niemals so bodenlos gährende Unterschiede zwischen «oben» und «unten», daß ein inniges Ver-

stehen und Zusammengehen nicht so natürlich und selbstverständlich wäre, wie es anderswo ausgeschlossen erscheint, und es kann in deutschsprechenden und deutschlesenden Landen allen Schichten der politischen und ethnographischen Einheiten nur ein ergötzliches und zugleich verblüffendes Paradoxon sein, wenn die größte Republik des Kontinents sich mit der tyrannischsten Autokratenmacht der Erde verbindet, um die Freiheit Europas zu retten. Gibt es in Frankreich (von dem anderen nicht zu reden!) ein Volkstum, welches eine so verwerfliche Mißachtung des eigenen nationalen Selbstgefühles seitens seiner berufenen Führer und Lenker empfindet? Ließe sich bei dem, an der eigenen, mächtigen Literatur, aber auch an allen Schätzen der Weltliteratur großgezogenen Deutschtum ein solcher Antagonismus zwischen unten und oben denken? Das Deutschtum besitzt in seinem tausendfältigen Schriftwesen eine Weltschule, welche dem Volke ohne Unterschied des Standes und Ranges den gleichen sittlichen Ernst zu den schwierigsten Aufgaben des Lebens und das gleiche warme Herz für alles Menschliche gibt, und was die deutschsprechenden und deutschlesenden Völker heute in kristallreiner Harmonie aller Faktoren vom obersten bis zum untersten leisten, das verkehrt sich bei den Gegnern in Gewissenlosigkeit der verantwortlichen Kreise und in Blindheit der irreführten Menge.

Muß es aber zugestanden werden, daß Deutschland und Österreich-Ungarn ihre sittliche Höhe, ihre geistige Disziplinierung und praktische Manneszucht der tüchtigen Schulbildung und zum größten Teil den Sprachkenntnissen verdanken, so wäre es undankbar, nicht auch des tatkräftigen Mitarbeiters zu gedenken, ohne dessen Umsicht und Rührigkeit selbst die gehaltvollste literarische Schaffenskraft ihre volle Wirkung verfehlen müßte: das ist der deutsche Bucherverlag. Die Opferwilligkeit dieses vornehmsten aller Gewerbszweige hat die Schätze der eigenen wie der fremden Geister den breitesten Schichten des Volkes zugänglich gemacht; in volkstümlichen, wohlfeilen Sammlungen, «Bibliotheken», Zeitschriften und anderen periodischen oder auch zwanglosen Veröffentlichungen sind unerschöpfliche Werte aufgehäuft, welche nicht nur die unterschiedlichsten Bedürfnisse befriedigen, sondern auch den Wissensdurst und die Arbeitslust immer aufs neue anregen und kein Ermatten, keinen Stillstand der geistigen Regsamkeit zulassen. Eben ein neuer, hocheureilicher Beitrag zur unermüdbaren Kulturarbeit des Deutschtums hat auch die obigen Betrachtungen angeregt: die stattliche Reihe von 15 Literaturgeschichten, welche C. F. Amelangs Verlag in Leipzig unter dem Titel «Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen» erscheinen läßt. Wohl schon vor Kriegsausbruch begonnen, so daß einzelne Bände bereits zum zweiten Male aufgelegt vorliegen, fällt das Erscheinen dieses monumentalen Unternehmens doch gerade in die Zeit, wo die Wesensart und der Kulturzustand der östlichen Nachbarn die Aufmerksamkeit des deutschlesenden Publikums im höchsten Grade in Anspruch nehmen — befinden sich doch auch Verbündete darunter, die sich den Deutschen eben jetzt so innig angeschlossen haben: das Königreich Ungarn und das türkische Kaiserreich. Von der Überzeugung geleitet, daß die Literatur eines Volkes den untrüglichsten geistigen Niederschlag, in dem alle Wurzeln der Entwicklung verankert sind, darstellt, legt der Verlag das Hauptgewicht auf den kulturhistorischen, geographischen und ethnographischen Hintergrund mit dem

Endziel, eine Verständigung und Annäherung der Völker auf geistigem Gebiete anzubahnen. Ob sich wohl die Buchkrämer «auf der anderen Seite» eine kulturelle Aufgabe von solcher Tragweite in den Sinn kommen lassen? Dieser weitausblickende Gesichtspunkt stellt im europäischen Osten einen Völkerkreis fest, in dessen Mitte topographisch Ungarn liegt, östlich davon Rumänien, während den nördlichen Umkreis Böhmen, Polen und Rußland, den südlichen aber die Südslaven, die Byzantiner und Neugriechen und endlich die türkische «Moderne» bilden. Dieses gewaltige Material finden wir in den fünf Bänden der ersten Gruppe bearbeitet, doch ist leicht zu erraten, daß das wohldurchdachte Konzept des Amelang-Verlags hier nicht stehen bleibt, sondern in der zweiten Gruppe der Sammlung gleichfalls mit mutiger Konsequenz auch die Literaturen des asiatischen Ostens umfaßt (persisch, arabisch, althebräisch, christlich-orientalisch, chinesisches, indisch und japanisch), deren Besprechung aber den Rahmen dieser schlichten Anzeige überschreiten würde.

Daß es der Verlagsbuchhandlung gelungen ist, in würdiger, überaus geschmackvoller Ausstattung die gediegenen Arbeiten erstklassiger Fachmänner darzubieten, braucht wohl nicht betont zu werden, es war doch kaum anders zu erwarten; ebenso selbstverständlich ist es, daß die einzelnen Verfasser — bei strengster Beachtung der schon angedeuteten prinzipiellen Gesichtspunkte — ihre schriftstellerische Eigenart vollkommen gewahrt und in vorurteilsfreier Unbefangenheit gänzlich den Reizen ihrer vielseitigen, bunten Aufgaben gewidmet, die letzteren — teilweise sogar mit künstlerischer Ausgestaltung — gelöst haben. Wir müssen uns leider auch bei den hervorragenden literarhistorischen Leistungen der ersten Gruppe mit einer übersichtlichen Zusammenstellung begnügen, welche aber auch schon geeignet sein dürfte, das Interesse weiterer Kreise auf dieses Kulturereignis zu lenken. Die erste Gruppe: Literaturen europäischer Völker ist in folgender Weise gegliedert:

1. Band: Geschichte der polnischen Literatur von Dr. A. Brückner, o. Professor in Berlin, VI. und 628 Seiten.

2. Band: Geschichte der russischen Literatur von Dr. A. Brückner, o. Professor in Berlin. 508 Seiten. Zweite Ausgabe.

3. Band: I. Geschichte der ungarischen Literatur von Dr. J. Kont. VIII und 272 Seiten.

II. Geschichte der rumänischen Literatur von Dr. G. Alexici, Dozent an der Universität in Budapest. In deutscher Umarbeitung von Dr. K. Dietrich. VI und 196 Seiten.

4. Band: I. Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur von Dr. Karl Dietrich. X und 242 Seiten. Zweite Ausgabe.

II. Geschichte der türkischen Moderne von Prof. Dr. Paul Horn. 74 Seiten. Zweite Ausgabe.

5. Band: I. Geschichte der tschechischen Literatur von Dr. Jan Jakubec, a. o. Prof. an der k. k. Böhm. Karl-Ferdinand-Univers. in Prag, und Dr. Arne Novák, Privatdozent an der k. k. Böhm. Karl-Ferdinand-Univers. in Prag. X und 454 Seiten. Zweite Auflage.

II. Geschichte der älteren südslawischen Literaturen von Dr. M. Murko, o. Prof. an der Universität Graz. VII und 248 Seiten.

(Preis für den Band 7,50 Mk., geb. 8,50 Mk.)

Die deutsche Lesewelt kennt die polnische und russische Literatur in ihren Hauptvertretern (Mizkiewicz, Kraschewski, Sienkiewicz, Fredro, Krasinski, Slowazki, Kochanowski, — Puskin, Lermontov, Gogol, Herzen, Cechow, Cernischevsky, Dostojevsky, Danilevsky, Turgeniev, Tolstoi, Nekrassov, Gorkij usw.) genügend, um nun in Prof. Brückners Darstellung einen vollen Genuß zu finden, der noch durch die gründliche aber immer klare Behandlung der etwas komplizierten politischen und sozialen Entwicklung beider Völker noch besonders gesichert wird. Freilich mußte aus diesem Grunde anstatt der ästhetischen Würdigung manches andere hervortreten. Von der russischen Literatur sagt der Verfasser ausdrücklich, daß «sie selbst auf ästhetische Vollendung verzichtet; dem denkenden Russen, der keine freie Presse, keine Versammlungsfreiheit, kein Recht auf freie Meinungsäußerung besaß, wurde sie zum letzten Hort seiner Gedankenfreiheit, zum einzigen Mittel einer Propaganda anständiger Ideen; er erwartete und verlangte von der Literatur seines Landes keinen ästhetischen Zeitvertreib nur; er stellte sie in den Dienst alles Edlen und Guten, der Tendenz, der Aufklärung und Befreiung der Geister. Eine rein ästhetische Behandlung des Gegenstandes würde ihn gar nicht zur vollen Geltung bringen.» Seite 234 ergänzt er diesen Programmpunkt dahin, daß «unsere Darstellung nicht Persönlichkeiten, sondern nur Richtungen und Werken gewidmet ist», was jedoch nicht ausschließt, daß er bei strengster Objektivität seine Lieblinge durch liebevolle Detailierung in strahlende Beleuchtung stellt. Die Lektüre ist erquickend und bestätigt vollauf, was oben von der Behandlung fremder Literaturen in Deutschland gesagt wurde. — Die tschechische Literatur dürfte den Lesern bei weitem nicht so vertraut sein; das scheint auch die Verfasser, die diese Literatur «ein für den deutschen Leser dunkles Gebiet» nennen, veranlaßt zu haben, die nicht allzu umfangreiche Aufgabe zu teilen und derselben einen fast ebenso weiten Raum zu gönnen, wie den beiden anderen nordslavischen Produktionsgebieten. Von dem stattlichen Bande entfallen 280 Seiten auf das XIX. Jahrhundert als selbständiges Werk des Priv.-Doz. Dr. Arne Novák. Der deutsche Leser wird der gründlichen und gar nicht wortkargen Darstellung, die durchaus klar und ansprechend, stellenweise auch — da die Verfasser doch die Literatur ihrer eigenen Nation besprechen — voll warmer Begeisterung ist, leicht folgen, weil ihm die politische Vergangenheit Böhmens aus der eigenen Geschichte genügend bekannt ist, und wird eine viel reichere und gehaltvollere Literatur kennen lernen, als man gemeinhin erwarten würde; ob aber die von starkem Selbstbewußtsein getragene Zuversicht der heutigen tschechischen Wortführer nach dem Kriege nicht eine tiefgehende Umgestaltung erfahren wird, muß wohl abgewartet werden. — Dagegen eröffnet uns eine ganz neue Welt die gediegene Arbeit des Grazer Universitätsprofessors Dr. M. Murko über die Geschichte der älteren südslavischen Literaturen, aus welchen, vielleicht mit Ausnahme der epischen Volkslieder der Serben, in den nordwestlichen Literaturen kaum etwas das Heimatsrecht erworben hat. Allerdings sind diese Volkslieder die einzige poetische Frucht des vom Verfasser mit souveräner Beherrschung des überaus schwierigen und umfangreichen Stoffes gezeichneten Zeitraumes (bis zur Reformation in Deutschland), welcher vom Auftreten der Slavenapostel Cyrill und Method angefangen, nur für kirchliche Literatur Empfänglichkeit zeigte, worauf dann das Eindringen der türki-

schen Herrschaft eine poetische Befruchtung erst recht nicht zuließ. So steht der Verfasser einem schwer zugänglichen, spröden und überaus bunt gefärbten Stoffe gegenüber: die altkirchenslavische Literatur der Serben, Kroaten, Slovenen, Bulgaren; die kirchenpolitischen Kämpfe zwischen Byzanz und Rom, in welche die Südslaven naturgemäß hineingezerzt wurden; die Ausbreitung der slavischen Liturgiesprache und der bulgarisch-serbischen literarischen Erzeugnisse über Byzanz nach Rußland und der darauf folgende, besonders durch die große Mönchsrepublik auf dem Berge Athos vermittelte Wechselverkehr, der schon im XIII. Jahrhunderte russische Spuren in Serbien hinterläßt; dazu die ethnographische und linguistische Ausgestaltung des Balkans vom Schwarzen Meer und der Drau bis zur Adria — durch dieses vielfach verschlungene Labyrinth ist Prof. Murko mit seiner fachgemäßen Ausrüstung und lebhaften Sprechweise ein verlässlicher, im höchsten Grade kundiger Führer.

In diesem auch geographisch regelrecht geschlossenen Kreise der slavischen Geistes- und Kulturprodukte steht die ungarische und rumänische Literatur isoliert da, und nirgends tritt uns der Scharfblick und die hohe Auffassung so überzeugend wie hier vor die Seele, wenn der Amelang-Verlag durch *«die Literaturen des Ostens»* dem Deutschland eine wirkliche Annäherung an die östlichen Nachbarn ermöglichen und ein gegenseitiges Verständnis vermitteln will. Man wird wieder unwillkürlich an die im Modetaumel befangenen Buchkrämer des *«gebildeten»* Westens denken müssen. Inmitten der Slaven finden sich hier die Ungarn als ein Glied der finnisch-ugrischen Gruppe der ural-altaischen Sprachenfamilie, während die Rumänen zu den Indogermanen gehören. Dasselbe beobachten wir südlich des gewaltigen Slavenringes: die Griechen sind indogermanisch, die Türken ural-altaisch (und zwar türkisch-tatarisch). — Die Literatur beginnt in Ungarn, so wie anderwärts, mit dem Christentum. Doch haben hier die Verkünder des neuen Heils mit aller heidnisch-nationalen Tradition gründlicher aufgeräumt als dort, wo mit der Priesterwürde auch die Kunst des Schreibens rascher und in größerem Maße Einheimischen zugefallen war. Dafür hat aber der gesunde, kräftige Sinn des Volkes seit der Grundlegung einer liberalen Verfassung durch Stefan den Heiligen († 1038) und der Goldenen Bulle Andreas' II. (1222), besonders während des Tartareneinbruches und der Türkenkriege und erst recht während der Spannung im Verhältnisse zu Österreich (die Kurutzen unter den Rákóczis) den nationalen Gedanken früher zur Reife gebracht und ohne Unterlaß wachgehalten, als irgendwo auf dieser Welt. Im gegenwärtigen Kriege haben die Honvéds ebenso blutige wie sprechende Zeugenschaft dafür abgelegt. Nach der Sicherung des Christentums blühte die lateinische Klosterliteratur bis zum Humanismus, die Reformation aber erweckte das Volkstum; die Epik (Zrinyás), volkstümliche Lyriker (Kurutzen) und Epiker schufen Anerkennenswertes, worauf im XVIII. Jahrhundert ein sichtlicher Verfall eintrat. Ein frischer Zug kam dann in die Literatur durch die ungarische Leibgarde Maria Theresias, zunächst unter französischem, dann deutschem und altklassischem Einflusse, womit die ungarische Literatur das moderne europäische Niveau erreicht, besonders nachdem Alexander Petöfi und Johann Arany aus dem Schatze der Volkspoesie mit vollendeter Künstlerschaft eine unvergleichliche nationale Kunstrichtung geschaffen hatten. Seitdem blüht das Drama, dessen Schöpfungen auch im Auslande verdiente Wert-

schätzung fanden, die Lyrik und — trotz mancher wenig begehrenswerter fremden Einflüsse — die schöne Prosa (Baron Kemény, Jósika, Jókai, Mikszáth, Franz Herczegh) und nicht zuletzt die vom ungarischen nationalen Element untrennbare Rhetorik (Ludwig Kossuth, Széchenyi, Eötvös und verschiedene andere) — kurz: ein reges, fruchtbares, stets sich verjüngendes, daher auch für alles Schöne und Hohe empfängliches Geistesleben, durchaus nicht unwürdig der aus einer glücklicheren Vergangenheit hervorgesprossenen Zustände. Der Verfasser der ungarischen Literaturgeschichte, Prof. Dr. J. Kont, von Geburt Ungar, behandelt seinen Stoff mit fachmäßiger Sicherheit und wohl angebrachter Wärme; seine in Frankreich ein ganzes Leben lang entfaltete Tätigkeit gibt seiner Sprechweise etwas Fremdartiges, was jedoch den Genuß nicht im mindesten stört. — Die Geschichte der rumänischen Literatur von Prof. G. Alexici leuchtet in dankenswerter Weise in eine den deutschen Leser gewiß höchlich überraschende Kulturentwicklung hinein. Vor allem muß festgestellt werden, «daß das Rumänentum durch die geistige Macht des Protestantismus zu einer Nation geworden ist». Dies geschah in Siebenbürgen; hier steht nicht nur die Wiege der rumänischen Volkspoesie, sondern auch die des höheren geistigen Lebens; hier ringt sich aus dem heißen Kampfe des Lateinischen und des Slavischen das Rumänische aus einer Bauernsprache zur Kultursprache hindurch; hier entstehen die ersten Druckereien. So werden im XVII. Jahrhundert die siebenbürgisch-ungarischen Rumänen die Erwecker des unterdrückten Nationalbewußtseins in den beiden Fürstentümern der Moldau und Walachei, von denen jene ganz von slavischer, diese vorwiegend von griechischer Kultur durchtränkt war. Aus diesen drei Elementen, dem siebenbürgisch-deutschen, dem moldauisch-slavischen und dem walachisch-griechischen hat sich das Rumänentum zu einer einheitlichen Nationalität herausgebildet und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts eine eigene geistige Physiognomie gewonnen. Jetzt übernimmt das moldauisch-walachische Rumänentum die Führung im geistigen Leben; es bildet das regsamere, beweglichere und geistvollere Element gegenüber dem bedächtigeren und schwerfälligeren, aber auch kraftvolleren siebenbürgischen. Die genannten drei Elemente haben ihre hohe soziale Bedeutung auch in der Literatur zur Geltung gebracht und zum Teil bis heute bewahrt; während die Siebenbürger Rumänen in ihr wesentlich als Vertreter des urwüchsigen Bauerntums erscheinen, ist die Moldau der Sitz des kleineren Bürgertums, die Walachei der des vornehmen, raffinierten Bojarentums». Ihre Betätigung an der Literatur wird gezeigt, das Hauptgewicht auf das XIX. Jahrhundert, insbesondere auf die Zeit seit 1866 gelegt. Ein eigenes Kapitel ist der noch jungen, jedoch einer anderen Kultursphäre angehörenden makedo-rumänischen Literatur gewidmet, wo auch die in jüngster Zeit wieder akut gewordene «kutzo-walachische» Frage entsprechend beleuchtet wird. Das gediegene Werk kann sich mit gutem Rechte ein aktuelles Interesse zuschreiben.

Nicht minder lehrreich ist der Werdegang des neueren Griechentums in der anschaulichen, durchsichtig klaren Darstellung Dr. K. Dieterichs. In den zweitausend Jahren seit Alexander dem Großen gliedert sich das wechselvolle Schicksal des Griechentums in drei Kulturperioden: in die hellenistisch-alexandrinische (etwa 300 v. Chr. bis 400 nach Chr.), in die byzantinische (500—1300 n. Chr.) und in die neugriechische (1300—1900).

In der ersten Periode vollzieht sich der Prozeß der Hellenisierung des Orients, in der zweiten sehen wir die Orientalisierung des Griechentums unter der Vorherrschaft von Konstantinopel, in der dritten die Emanzipierung des Griechentums vom Orient und seinen Wiederanschluß an die Kultur des Okzidents. Es hat sich somit eine Art Kreislauf der Kultur vollzogen, indem diese, vom alten Asien ausgehend und das ganze östliche Mittelmeer umspannend, über die Stationen Alexandria, Antiochia, Pergamon und Konstantinopel wieder nach Athen zurückkehrte. Daher geht auch die byzantinische und neugriechische Literatur auf die alexandrinisch-hellenistische zurück. Alle Charakterzüge, die sich in dieser zeigen, werden in der byzantinischen und neugriechischen Zeit nur ausgebildet und weiterentwickelt, — ein Satz, der zum Verständnis des mittelalterlichen und modernen Griechentums nicht genug betont werden kann. Dem Verfasser kommt es mehr auf eine Darstellung der großen und mannigfachen Zusammenhänge, als auf das Detail an; darum wird man auch verhältnismäßig wenig Namen finden, woraus man jedoch nicht schließen darf, daß es damit sein Bewenden hat; vielmehr sollte nur das Charakteristische herausgegriffen werden. Als Inventar der neugriechischen Dichter und Gelehrten verweist er auf die Literaturgeschichten von Rangabé (franz.) und Nikolai (deutsch), — um so mehr Platz wird der neugriechischen Volkspoesie eingeräumt.

Der imposante Kreis der mannigfaltigsten Kulturerscheinungen, welchen Amelangs Verlag als neugriechischen Orient feststellt, findet seinen würdigen Abschluß in der liebenswürdigen Schilderung der «Türkischen Moderne» aus der Feder des inzwischen leider verstorbenen Professors Dr. Paul Horn. Auf knapp 70 Seiten gibt er die Bestrebungen der letzten fünfzig Jahre, nachdem er in der Geschichte der persischen Literatur (Bd. VI. der «Lit. des Ostens») bereits eine erschöpfende Charakteristik der älteren türkischen Literatur geboten hatte; die ältere türkische ist eben nur ein Abklatsch der persischen, und die «Moderne» ist nur die erfolgreiche Befreiung aus dem persischen Einflusse und die energische Anpassung an die Kultur des Westens — beides der Rührigkeit der Jungtürken zu danken. Freilich waren zunächst französische Muster mit ihren echten und Pseudogrößen maßgebend, doch auch hierin wird der gegenwärtige Krieg einen wohlthuenden Wandel schaffen. Neben einer Flut von Übersetzungen ging aber alsbald eine Reihe Originalschöpfungen einher, an Stelle der aus dem Persischen und Arabischen eingedrungenen Künstlichkeit und Geziertheit, welche der Masse des Volkes vollkommen unverständlich geblieben war, trat eine gesäuberte und geläuterte Nationalsprache; auch die Presse wirkte nach europäischem Vorbild befruchtend und anregend — die jungtürkischen Literaten waren in erster Linie sämtlich Journalisten — und schließlich wurden nicht nur moderne Probleme in die Literatur eingeführt, sondern selbst die türkischen Frauen haben sich der erhebenden literarischen Bewegung angeschlossen. Zu den großen welterschütternden Ereignissen unserer Tage war die türkische Moderne gerade für die Türkei eine Auffrischung von weittragender Bedeutung.

---

## Paul Gyulais Einfluß auf Karl von Holtei.

Von Professor Robert Gragger.

In den letzten Jahren kommen immer mehr Belege dafür zum Vorschein, daß Ungarn nicht allein dichterische Motive für die deutsche Literatur geliefert, sondern daß es seit dem XIX. Jahrhundert auch durch die ungarische Literatur die deutsche sporadisch beeinflußt hat. Und dies bezieht sich keinesfalls bloß auf die wissenschaftliche Literatur, in der ja vielfach ungarische Gelehrte Deutschen als Quellen dienten, wie etwa Nik. Révai für die Sprachwissenschaft W. v. Humboldts, oder Matthias Béls Grammatik durch Vermittlung C. A. Körbers für Gottsched<sup>1)</sup>. Erich Schmidt zeigte eine ungarische Quelle Brentanos, Elemér Császár hat ein Plagiat Nestroys an Szigligeti festgestellt<sup>2)</sup>, der Verfasser dieser Zeilen hat Vörösmartys Einfluß auf Lenau, Arany's Einwirkung auf Fontane<sup>3)</sup> und auf Julius Hammer<sup>4)</sup> nachgewiesen. Für die ungarische Literaturgeschichte sind diese spärlichen Tauschbeziehungen nicht nur als einzelne Erscheinungen von Interesse, sondern vielmehr, weil sie zeigen, daß es zumeist bedeutende deutsche Männer sind, die von hervorragenden Ungarn angeregt wurden.

Auf die Spur eines solchen Falles wird der Literaturforscher, von dem durch seine Übersetzungen aus dem Ungarischen verdienstvollen Buchhändler Leopold Rosner (geb. 1838 in Pest, gest. 1903 in Wien) geführt. Er zitiert in seinen Erinnerungen<sup>5)</sup> einen Brief von Holtei aus Graz vom 11. Nov. 1859, in dem folgende Zeilen vorkommen: «Ihre ungarische Novelle ‚Ein alter Schauspieler‘ wäre mir aus doppelten Gründen sehr wünschenswert, zu lesen. Einmal um Ihetwillen, sodann des Inhaltes wegen, mit spezieller Beziehung auf eine ähnliche Idee, die ich längst hege und die ich vor meinem Tode gerne noch ausführen möchte.» Josef Bayer hat festgestellt, daß es sich hier um die bekannte Novelle Paul Gyulais handelt, die in der Übersetzung eines Robert Sturm in der Zeitung «Der Wanderer» erschienen ist; er hat auch die Vermutung ausgesprochen, daß Robert Sturm wohl ein Pseudonym für Leopold Rosner war. — Durch eine Vergleichung der Novelle des «Wanderers»<sup>6)</sup> mit der Übersetzung Leopold Rosners, die 1870 in der Reclamschen Universalbibliothek (Nr. 250) erschienen ist, war es nun ein Leichtes festzustellen, daß die erwähnte Novelle Robert Sturms identisch ist mit der Übersetzung Rosners. Ja in den «Schatten» zitiert Rosner sogar schon seine Übersetzung in jener stilistisch etwas verbesserten Gestalt der Reclamschen Ausgabe, in der sie Holtei damals gar nicht kennen konnte, und die den Titel «Ein alter Schauspieler» führt. Die ursprüngliche Bezeichnung «Komödiant» ist aber die

1) S. Max Hermann Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. I. Halbband. Heidelberg 1913. § 115 und 121. S. 203 u. 208.

2) Pester Lloyd, 1908, Nr. 73.

3) Ung. Rundschau I. (1912.) S. 220 ff.

4) Ung. Rundschau 1915. S. 942. Ethnographia 27, 130.

5) Schatten aus dem alten Wien. Berlin, Meyer & Jessen 1910. S. 87 f.

6) Mit dem Titel «Ein alter Komödiant» als Feuilleton erschienen im Abend-Nebenblatt vom 1. Oktober 1859, in die Nummern 225 bis 243 verstreut.

charakteristische für die theatralischen Zustände jener Zeit, die von Gyulai geschildert werden <sup>7)</sup>).

Paul Gyulais Novelle erzählt die traurige Geschichte eines begabten Schauspielers, der unaufhörlich an seiner Weiterbildung als Charakterdarsteller arbeitet, bis er einmal ein in ihn verliebtes Mädchen entführt. Er zieht mit ihr als wandernder Komödiant umher, und auch sie betritt die Bühne. Aber in ihr zeigt sich weder höheres Streben noch echtes schauspielerisches Talent, sondern nur Eitelkeit und Gefallsucht. Als er sich einmal von ihrer Untreue überzeugt, erwürgt er sie während der Darstellung des Othello, in der sie als Desdemona auftritt. Für unzurechnungsfähig erklärt, verkommt der vorzügliche Künstler und zieht als komisch erscheinende, aber eigentlich tieftragische Figur umher.

Holtei bat Rosner, ihm die deutsche Übersetzung zu übersenden: «Vielleicht wäre Herr Bruno Bucher, dem Sie mich freundlichst empfehlen wollen, so großmütig, mir die Nummern, welche Ihre Arbeit enthalten, zu leihen? Machen Sie ein Paketchen daraus, und schicken Sie mir's unfrankiert. Ich sende es ehrlich zurück» <sup>8)</sup>. — Gyulais meisterhaft erzählte Novelle mit ihrer erschütternden Seelenanalyse war natürlich schon ihres Stoffes wegen von ergreifender Wirkung auf Holtei. Hatte er doch ein langes Leben hindurch als Schauspieler, Theaterdirektor, Souffleur, Vortragskünstler und Schriftsteller Deutschland und Österreich bereist. Die Tragödie Davids, des ungarischen Shakespeare-Darstellers, mußte ihn besonders fesseln, da er selbst als Shakespeare-Vorleser zuweilen sein Brot verdienen mußte und eben auch in Ungarn, in Magnatenhäusern ein gern gesehener Vortragskünstler war. Natürlich ist es auch, daß sich der fruchtbare Schriftsteller mit der Bearbeitung dieses dankbaren Stoffes herumtrug; war er ihm doch zur Genüge aus eigenen Erlebnissen bekannt, und war doch der Stoff zu seiner Zeit ein sehr beliebtes Thema.

Wandernde Schauspieler mit hochfliegenden Ambitionen und starkem Selbsterziehungstrieb darzustellen, ihre Geschichte ergreifend zu erzählen, war nichts Neues in der deutschen Literatur, wo die abwechslungsreiche Lebensgeschichte der «fahrenden Leute» immer beliebt gewesen ist. Als Muster diente Wilhelm Meister, sowohl durch die Unmittelbarkeit der Theaterluft, wie auch durch den Charakter und die Lebensgeschichte des Helden, der sich aber noch zu rechter Zeit aus der rauschgoldglänzenden Bretterwelt hinauszuretten wußte auf den fruchtbaren Boden der *vita activa*. In der ursprünglichen Gestalt war bekanntlich auch Goethes Werk ein Theaterroman, durchdrungen vom Shakespeare-Kultus, und nur in den späteren «Lehrjahren» wuchs es zu jener «Odyssee der Bildung», in der das Theater nur mehr ein Übergang, eine Brücke bildet zum positiven, tätigen Leben, zum Menschen als *πολιτικὸν ζῷον*.

Die Kulissenwelt und die Entwicklung eines bedeutenden Schauspielers wurde auf Goethes Spuren zum Thema einer großen Anzahl von Romanen und Dramen. In vielen dient auch die Biographie eines berühmten Schauspielers als Rahmen zu der eigentlichen Geschichte aus dem Theaterleben. So hat Emilie von Binzer unter dem Pseudonym Ernst Ritter die Neuberin

<sup>7)</sup> Über die Bezeichnung Komödiant und Schauspieler s. die Distinktionen Tiecks bei Mich. Bernays, Schriften zur Literaturgeschichte. 4. (1899.) S. 89.

<sup>8)</sup> Schatten aus dem alten Wien. S. 88.

behandelt; Otto Müller, der auch Bürgers bewegtes Leben in einem Roman (1845) dargestellt hatte, einen Hamburger Theaterroman über die früh verstorbene Charlotte Ackermann (1757—75) geschrieben (1854), der dann zu einem Schauspiel verarbeitet, in den fünfziger Jahren fast über alle deutschen Bühnen ging. Müller hat auch Ekhs Werdegang in einem zweibändigen Roman («E. und seine Schüler», 1863) geschildert. Ekhs ist der Held einer Novelle von Hiltl: «Des Theaterkönigs Einzug» (1868), und in Fischers mimischer Szene: «Ekhs Totenfeier». Er erscheint auch in Gutzkows «Zopf und Schwert» und ist die Hauptfigur einer Novelle von Joh. Peter Lyser, der auch Iffland, ebenfalls auf drei verschiedenen Stationen seines Lebens, gezeichnet hatte. Charlotte Birch-Pfeiffer schilderte den bedeutendsten Abschnitt aus dem Leben dieses großen Schauspielers in ihrem Buche «Iffland. Ein dramatisches Zeitbild». Ludwig Devrient wurde dargestellt in Tiecks Phantasmus, in mehreren Novellen von H. Schmidt und in dem Lustspiel Wilhelm Klägers «Ludwig Devrient, oder die Macht des Genies» (1869). Besonders oft bearbeitet wurde der Lebenslauf Emanuel Schikaneders. Seine Gestalt erscheint in Hermann Kurz' berühmtem Roman «Schillers Heimatsjahre» (1843), in Bäuerles «Die Dame mit dem Totenkopfe» (1855), in Eduard Breiers Roman «Die Zauberflöte» (1859) und in J. P. Lysers Novelle «Johann Schenk», sowie in anderen Romanen, Novellen und Dramen. — In der Theaterstadt Wien wurden die Geschichten aus dem Theaterleben besonders häufig aufgegriffen, und die Schriftsteller Wiens: Haffner, Bäuerle und andere unterließen es nicht, die beliebten Bühnengestalten wie Raimund, Nestroy, Therese Krones, den Theaterdirektor Carl und andere Mitglieder der Theaterwelt auch auf den ebenso weltbedeutenden Blättern vorzuführen.

Wenn es dem lesenden Publikum eine willkommene Gelegenheit war, durch die Brille des Romanschreibers in das Leben großer Schauspieler einen Blick zu tun, so hatte es auch den Kampf der namenlosen Helden der Komödiantenwelt gerne gelesen, und die Gestalten des Bohemenlebens, z. B. in Grillparzers «Armem Spielmann» oder in Storms «Stillem Musikanten» und «Pole Poppenspüler» mit derselben Rührung kennen gelernt, die die Anwesenden beim Leichenzug in der letztgenannten Novelle empfanden. Mit der größten Wirkung hat aber doch Murger die Bohême in die Literatur eingeführt, die Zola in seinem «L'oeuvre» mit Meisterkraft zeichnet, und die in der neueren deutschen Literatur, ebenso wie in den übrigen europäischen, reichlich und vielseitig vertreten ist.

Holtei selbst gehörte seinem Charakter nach sowohl, wie durch seinen Lebensgang in diese Welt. Er konnte also das Leben der wandernden Komödianten, der vagabundierenden Künstler, aus eigener Erfahrung mit genauer Kenntnis und mit vieler Liebe darstellen. Am besten ist ihm dies in seinem Roman. «Die Vagabunden» gelungen, der in demselben Jahr wie Murgers Buch erschien (1851). — Jenes Werk aber, in dem Holtei die Geschichte des alten Komödianten erzählt, die ihm so am Herzen lag<sup>9)</sup>, ist sein Roman «Der letzte Komödiant». Holtei schloß ihn 1862 mit folgenden Worten ab: «Vielleicht ist es auch meine letzte Erzählung. Möge sie euch nicht mißfallen.» — Nach seinem Erscheinen (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt 1863) erreichte das Buch alsbald drei Auflagen

<sup>9)</sup> «Die ich vor meinem Tode gerne ausführen möchte.» An Rosner. a. a. O. S. 88.

(1866<sup>2</sup>, 1868<sup>3</sup>), wurde 1899. in der Reclamschen Universalbibliothek herausgegeben (I. Nr. 4009—10, II. 4011—12, III. 4021—22) und 1909. von Paul Barsch durchgesehen und gekürzt, bei L. Heege (Oskar Güntzel) zu Schweidnitz nochmals veröffentlicht. Die fünf Auflagen zeigen, daß dieser Roman Holteis, wenn er auch nicht zu seinen bekanntesten Büchern zählt, wie z. B. seine schlesischen Geschichten wie «Christian Lammfell» oder «Die Eselsfresser», doch bis auf unsere Tage lebendig wirksam geblieben ist und neben Holteis Selbstbiographie sein an persönlichen Beziehungen reichstes Werk darstellt. In diesem «jublierenden Buch der Schauspielkunst, dieser eigenartigen Geschichte der Künstlerunrast, des Wanderdranges und der Sehnsucht» tritt das Leben und die innere Welt des Bohemen am reichsten zutage.

Der Roman begleitet den Lebenslauf eines alten Schauspielers von seinen Anfängen bis zu seinem Grabe. Er beschreibt, unter welchen Umständen und Einflüssen ein Handwerkerlehrling sich zu einem bedeutenden Schauspieler entwickelt, wie seine Willenskraft durch die Treulosigkeit eines Weibes gebrochen wird, und wie er dann bei wandernden Schauspielertruppen herunterkommt, doch stets an seinen Idealen festhaltend und an seiner Fortbildung tätig. Dabei wird der Gesamtzustand des alten deutschen Theaterwesens mit seinen damals keineswegs bedeutungslosen nomaden Schauspielertruppen geschildert<sup>10</sup>).

Der Roman entfließt drei Quellen: das Milieu des ersten Teiles entstand nach dem Muster des Wilhelm Meister, der ganze Rahmen der Geschichte und der Kern der Handlung, sowie seine Hauptzüge folgen der Novelle Gyulais, die Episoden, einzelne Details und die theoretischen Abschweifungen sind dem eigenen Leben Holteis entnommen und stellen teils eigene, teils angelesene Anschauungen dar.

Der Held des Romans taucht als Tapeziererlehrling in dem Schlosse des Reichsfreiherrn von Tauern-Kauzburg auf. Eine Schauspielertruppe kommt auf das Schloß, um der freiherrlichen Gesellschaft den langen Winter vertreiben zu helfen. Der Direktor und seine Frau, nachdenkende und nicht schlechte Schauspieler, tragen manche Züge des Ehepaares Melina, und auch der Baron mit seiner Umgebung erinnern wiederholt an die Gönner Wilhelm Meisters. Wulf, der Tapeziererlehrling, entwickelt sich zu einem ernstesten Künstler. Wie Gyulais David, studiert er fleißig auf seinem Zimmer, dessen Fenster sich, wie bei Gyulai, auf einen Garten öffnen. Er durchdenkt gründlich seine Rollen und ist bestrebt, die Werke Shakespeares und Schillers durchaus zu verstehen und richtig darzustellen. Seine Begabung kommt besonders in der Doppelrolle des Karl und Franz Moor zur Entfaltung. Bei diesem seinem Auftreten verliebt sich die vernachlässigte Tochter des Barons in den jungen Künstler und entflieht mit ihm.

In dem folgenden Teil wird Gyulais Einfluß immer stärker zu merkbar. Wulf und seine Geliebte treten zusammen auf. Mit wandernden Truppen gelangen sie bis nach Siebenbürgen, Agram und Krain. Wie bei Gyulai, hat das Mädchen eine angenehme Stimme, eine schöne Gestalt, jedoch wenig Talent und noch weniger Fleiß. Wulf bemüht sich, ihr ein ernsteres Streben beizubringen, jedoch will Ludmilla nur gefallen und Erfolge haben, aber nicht lernen. Sie wird wohl auch eifersüchtig auf Wulfs Erfolge und

<sup>10</sup>) S. Mich. Bernays, Schriften zur Literaturgeschichte. IV. (1899.) S. 89.

Rollen und behauptet, sein Talent erdrücke das ihrige. Das Leben des entflohenen Paares wird infolgedessen unangenehm und unzufrieden. Wulf, um seiner Geliebten zu Opernrollen zu verhelfen, bringt sie nach Kismarton (Eisenstadt) und erreicht, daß sie an das fürstlich Eszterházy'sche Theater berufen wird, während er selbst in Ermangelung einer Beschäftigung zum Vorleser Haydn wird. Die Folgen dieser Situation sind dieselben wie bei Gyulai. Den ungarischen Magnaten gefällt die junge Sängerin ausnehmend wohl, und um zu ihr gelangen zu können, nehmen sie sich ihres vermeintlichen Gatten an, indem sie ihn zu Gastrollen nach Preßburg und Pest entfernen. Indessen er neue Erfolge erzielt, muß er erfahren, daß ihn Ludmilla verlassen hat. Der Verzweiflung nahe, wandert er lange Jahre umher, immer tiefer sinkend, bis er endlich wieder einmal nach Kauzburg gelangt und dort, in der Nähe der Geliebten, wie Cyrano neben seiner Roxelane, sein Lebensende findet. Sein letztes Auftreten ist, wie bei Gyulai, Othello. Doch endet hier die Aufführung und die Geschichte für Wulf nicht tragisch. Während der Charakter des Schauspielers, in dem die künstliche Exaltation mit wirklichem Gefühl untrennbar vereinigt ist, bei Gyulai mit starkem psychologischen Verständnis gezeichnet wird, klingt die Geschichte bei Holtei sentimental versöhnend aus.

Doch was ist durch die Anregung der knappen, straff komponierten Novelle Gyulais bei Holtei entstanden? Drei Bände! Auch hier kommen alle Vorzüge und alle Schwächen seines Talentes zum Ausdruck. Vaterlandsliebe und Sentimentalität, Natürlichkeit, Humor und frisches Erzählen des Erlebten. Das Ganze durchwoben von Erlebnissen wie eine Selbstbiographie und erfüllt von konkreten Daten, als wären es Memoiren.

Interessant sind die ungarischen Elemente des Romans. Mit frischen Farben malt Holtei das Leben zu Kismarton und vergleicht den «mehr als in fürstlichem Pomp prangenden Hof» der Eszterházy mit Weimar.

Er führt den alternden Haydn ein, der früher schon in George Sands «Consuelo» erschienen ist. Was Holtei von der genußsüchtigen, gutherzigen, wenig gebildeten ungarischen Gentry schreibt, ist teils der Novelle Gyulais, teils dem Buche des Dresdner und Berliner Sprachlehrers Meddlhammer entnommen, das unter dem Pseudonym August Ellrich erschien<sup>11)</sup>. Doch hatte Holtei auch selbst mit ungarischen Magnaten verkehrt und war in der Lage, aus eigenem Erlebnis manches darzustellen. In ungarischen Kreisen hielt er in Budapest wie auch in Wien öfter Vorlesungen. Auf einen solchen Vortragsabend bezieht sich das Billett in der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Sammlung Radowitz Nr. 8091), das im Register als von dem Romanschriftsteller Baron Nikolaus Jósika stammend, bezeichnet ist, aber wahrscheinlich von dem in Wien studierenden Koloman Jósika geschrieben wurde. Es lautet:

Ich danke Ihnen im Namen der Fürstin Schönburg für Ihre freundliche Zustimmung. Morgen, das ist Montag den 22sten, sind Sie um halb neun Uhr abends in der Josephstadt Fr Auerspergschen Hause erwartet. — Wünschen Sie es, hole ich Sie an einem durch Sie zu bestimmenden Orte

<sup>11)</sup> Die Ungarn wie sie sind. Berlin 1831. Vgl. darüber Adorján A., Reisen in Ungarn in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Magyar Figyelő II. S. 60 ff.

ab. — In diesem Falle sehe ich Ihrer weitem Antwort entgegen. — Wo nicht — auf freundliches Wiedersehen auf dem Kampfplatze.

Außen: M. Charles de Holtei.  
B. Jósika.

Jósika.

---

## Zwei Briefe Heinrich Zschokkes an Martin Liedemann.

Mitgeteilt von Professor Edm. Szelényi.

Joh. Martin Liedemann (1767—1837), an den H. Zschokke die hier veröffentlichten zwei Briefe richtet, war aus Igló gebürtig, studierte in Lócse und Pozsony und begab sich dann nach Deutschland, um an den Universitäten Jena und Göttingen theologische und philosophische Studien zu pflegen. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er 1793 Direktor und Professor am Lócseer evangelischen Gymnasium und errichtete als solcher eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, welche sich des besten Rufes erfreute. Im Jahre 1815 zum Pfarrer der «augzburgischen Konfessionsverwandten» in Kolozsvár gewählt, machte er sich dort besonders um den Bau der evangelischen Kirche verdient. Er starb an den Folgen eines Schlagflusses zu Marosvásárhely am 14. April 1837 (vgl. Trausch, Schriftstellerlexikon II, 356 f.).

Liedemanns literarische Wirksamkeit bewegte sich in drei Richtungen, die aber eng zusammenhängen. Es sind die pädagogische, theologische und populär-philosophische. In den Bereich der letztern fallen die in den Zschokkeschen Briefen erwähnten Werke und andere mehr, von denen aber nur zwei im Druck erschienen, und zwar: *Agnes, die standhafte Dulderin, oder die Kraft der Religion und des Gebets, schwere Leiden zu lindern*. Nach einer wahren Begebenheit zur Erläuterung einer philosophischen Theorie bearbeitet. Leutschau (Lócse) 1828, und: *Briefe über die Freiheit des menschlichen Willens. Ein Versuch, die Freiheit, mit der sich überall aufdringenden Naturnotwendigkeit in Einklang zu bringen*. Als Erläuterung zu *Agnes, die seltene Dulderin* . . . Neustadt a. d. Orla, 1833. Besonders auf das letztere Werk nimmt Zschokke Bezug, bespricht es ausführlich und erklärt, mit dem Verfasser übereinzustimmen. Liedemann scheidet hier die moralische Natur des Menschen von seiner sinnlichen Erscheinung (das Kantsche Noumanon und Phänomenon!) und erklärt als wesentliches Merkmal des letzteren den Kausalnexus, des ersteren aber die Freiheit. Die moralische Freiheit ist nach ihm das Vermögen der Selbstbestimmung für oder wider die innerliche Achtung des Sittengesetzes. Zum Wesen dieser Freiheit gehört: 1. Bewußtsein der Person oder Selbstbewußtsein; 2. deutliche Vorstellung des Sittengesetzes, 3. Dasein der Reize zur Pflichtverletzung. Zurechnung zum Verdienste oder zur Schuld. — Liedemann unterscheidet schließlich drei Grade der Freiheit: 1. Sinnliche tierische Freiheit. 2. Verständige menschliche Freiheit. 3. Die vernünftige, reingeistige, moralische oder eigentliche Freiheit in höchster Potenz. Er legte in seinem Werke die Resultate eines dreißigjährigen Nachdenkens nieder, und war gewiß aus diesem Grunde bestrebt, es vor die Öffentlichkeit zu bringen (Vgl. Theologisches Literaturblatt 1835, Nr. 124, und Ergänzungsblätter zur Jenaischen Allg. Literaturzeitung 1834, Nr. 39).

Doch war es nicht Zschokke, der ihm einen Verleger verschaffte, sondern sein gewesener Studiengenosse in Jena oder Göttingen, der spätere Superintendent in Ronneburg: J. G. Jonathan Schuderoff (1766—1843), der auch das anonym erschienene Werk mit einer warm gehaltenen Vorrede einführte. Liedemanns Buch, welches ja gewiß nicht klassisch genannt werden kann, geriet aber bald in Vergessenheit und ist heute nur schon schwer aufzutreiben. Jedenfalls aber war Liedemann ein tatkräftiger, unermüdlicher Geist, der noch bis in das höhere Lebensalter hinein nicht aufhörte zu forschen und zu streben, um dieses schwierige und auch heute aktuelle Problem lösen zu können, und gewiß hat er es zu einer aner kennenswerten Schärfe der Intelligenz und sittlichen Höhe gebracht, wenn ihm auch die eigentliche philosophische Tiefe abgeht.

So viel zur Erläuterung der beiden Briefe, die wir nun folgen lassen und die auch einen neuen Beweis dafür liefern, in welcher freundschaftlicher und reger Verbindung die deutschsprechenden Gelehrten auch noch im ersten Drittel des XIX. Jahrhunderts miteinander standen.

Die Briefe befinden sich im Besitze des Fräuleins Hermine Czirják in Fogaras. Sie lauten folgendermaßen:

## I.

Aarau 20 Hornung 28.

Hochwohlerwürdiger Herr,

Ihre gütige Zuschrift vom 23. Jänner erhielt ich erst vor einigen Tagen. Gewiß nähren Sie eine zu günstige Vorstellung von mir. Als Beweis davon dient schon der Umstand, daß ich nicht, wie Sie glauben, Verfasser des Katholikon bin. Dies war mein nun verstorbener Freund Keller, welcher mehrere Jahre zu Aarau als katholischer Pfarrer lebte, nachher aber eine Pfarrei im Großherzogtum Baden annahm. Die tabellarische Andeutung Ihrer Weltansicht hat mir sehr gefallen. In der Tat ist der Mensch ein Mikrokosmos. Mit der den Sinnen erscheinenden Materie vereinigt er in sich die den Stoff gestaltenden Bildekräfte (Elektricität, Licht, Wärme, Magnetität usw.). Er hat mit den Pflanzen das sie bewegende Leben, mit den Tieren die Psyche (das Ur des Gewahrens, Empfindens, des Gefühls, Gedächtnisses und Einbildens usw.) gemein. Doch sein eigentliches Ich, der Geist, überragt durch sein, ich möchte sagen gotthaftes Sich- und Anderes-Wissen, und durch sein nur im eigenen Gesetzthum seines Wesens (das Heilige und Wahre), Wollen.

So unmöglich es dem Geiste an sich ist, die Unwahrheit (einen Widerspruch) in sich aufzunehmen, und nicht das Wahre, — selbst der Irrende hält seinen Irrtum für Wahrheit, und so lange, bis er des Gegentheils überzeugt ist: — ebenso ist ihm unmöglich, das Unheilige zu wollen und sich nach demselben, als wäre es Gerechtes und Gutes zu sehnen. Der reine Geist (der transcendente) ist also ein wahrhaft heiliger Geist, aus Gott gegangen. Er ist daher in seinem Wollen, nur sich, seinem eignen Wesen (Insichselbstbestimmung) gehorchend, keinen fremden Forderungen folgeleistend, frei.

Erst durch seinen Eintritt in die Natur (in den Mikrokosmos, Verband mit den andern Kräften oder Wesen) wird er, beschränkt, gehemmt durch deren Gegenwirken, unfrei, durch Nichtaufbieten seiner Kraft sündhaft,

und höchstens bringt er es im Kampf dahin, wo nicht in ungetrübter Heiligkeit, doch tugendhaft zu erscheinen.

Alle Beschränkung, Lähmung seines freien (oder heiligen) Willens kann stammen aus Unertahrenheit im Gang und Verhältnis der übrigen Kräfte außer ihm. In den Verfehlungen aus Unkunde kann aber die Freiheit des Willens bestehen, und Heiligkeit im Innern gewaltet haben, während der Richter die äußere That straft;

oder die Unfreiheit des Willens entsteht durch Übermacht der äußern Kräfte, — gewaltsam erzwungene Übeltaten, auch hier kann man eigentlich nicht von einem unfreien Willen reden. Denn dieser konnte frei seyn, inmitten des äußeren Zwanges; nur die Kräfte des Mikrokosmos, welche dem Geiste zu Gebot gegen äußere Kräfte standen, wurden überwältigt; oder die Unfreiheit entstand durch Verzichtung auf sich, (sogenannte Schwäche), durch Eingehn mit Bewußtseyn in die Forderungen der Psyche und pflanzischen Lebenskraft (Furcht, Sinnenküzzel, Triebe usw.) wider das Gesetzthum des Geistes — hier diese Schwäche, dieses Sichselbstaufgeben, dieses nicht-thätig seyn des Willenden Geistes gegen das Begehren der Psyche ist seine Sünde. Er weiß es (Gewissen, Reue). Es ist das ihm Unverzeihliche. Denn, was er ernst will, kann er in seinem Mikrokosmos wirken. Er kann für die Heiligkeit, er soll, er will für sie alles, selbst Trennung vom empörten Mikrokosmos, den sogenannten Tod des eigenen Leibes, den nur der Geist (aus Heiligkeit) wollen kann, nicht die Psyche (kein Thier) wollen und in ihrem Mikrokosmos vollziehen kann.

Wer nicht für das Höchste das Niedrigste in den Tod geben kann, rühme sich weder der Tugend noch der Freiheit. Darin besteht die Freiheit des Ichs in der Natur, daß es sich (sein Wesen) auch mit Untergang von allem, wollen oder nichtwollen kann.

Wenn ich Sie, mein theurer Herr, recht begriffen habe: so find' ich mich wirklich mit Ihnen sehr zusammenstimmend; und vollkommen richtig ist es, daß die Notwendigkeit, die sich unsern Handlungen aufdringt, so wenig unsere transcendentale Freiheit jedesmall vernichtet, als wir beim Anblick des Unbegreiflichen (z. B. eines Wunders, oder Gaukelspiels usw.) die Gesetze des Denkens aufopfern können. Die Unfreiheit des Geistes geht nicht aus äußeren Umgebungen und Verhältnissen hervor, sondern aus ihm selber; denn eben darin besteht die Freiheit desselben, daß er sich wollen und nichtwollen kann. Könnte er nicht anders, als der freie seyn: so wär' er, gegen sein Wissen, ebenfalls Maschine und willenloses Glied im Räderwerk der sich unbewußten Naturnotwendigkeit.

Aber eine solche Untersuchung führt in alle Tiefen des Gemüthes (d. i. des Ineinander- und Einsseyn von Geist und Psyche); und der Weg von Klausenburg bis Aarau ist zu lang, als daß wir uns durch bloße Briefe hinlänglich verständigen könnten. Doch freut mich, von einem verwandten Geist auf Erden den Gruß empfangen zu haben und ihn wiedergeben zu können.

Wenn Sie Ihre Schriften dem Druck übergeben, — darf ich Sie bitten, mir durch Ihren Verleger ein Exemplar zukommen zu lassen? — Denn an Ihrer Stelle würd' ichs nicht wagen, Manuscripte weder einer Gelegenheit, noch einer Post, anzuvertrauen für so große Entfernungen;

auch ist mir unbekannt, ob ins Ausland gehende Post etc. auf dortigen Posten zuweilen eröffnet werden.

Leben Sie wohl. Leben Sie glücklich, edler und weiser Mann, und seyn Sie überzeugt, daß Sie in der Schweiz einen Freund gewonnen haben. Mit hochachtungsvoller Ergebenheit Ihr

H. Zschokke.

II.

Aarau 5 May 29.

Hochwürdiger Herr,

Wohl hab' ich mich zu entschuldigen, daß ich Ihnen so lange schwieg. — Erst wollt' ich Ihre Schriften doch selbst durchstudiren, eh' ich andern davon sprechen konnte. Ich las sie mit Belehrung, Gemütherhebung und Freude. Aber es geschah langsam, oft unterbrochen. Meiner noch von einer Krankheit her schwankenden Gesundheit willen muß' ich vorigen Sommer fast immer reisen. Ein Paar Monat war ich in den nassatischen Bädern und in den Rheingegenden. Im Winter versucht' ich nun, Ihnen in der Schweiz, dann in Frankfurt einen billigen Verleger zu finden. Ich war nicht glücklich. Man druckt soviel; jeder Buchhändler hält sich für überhäuft mit Manuscripten und will nur von schon namhaften Schriftstellern Verlag. — Einzelne Ihrer Schriften theilte ich auch vereinzelt Freunden mit, und brachte sie nicht ohne Mühe vor etwa 14 Tagen endlich alle wieder zusammen.

Jetzt bin ich in neuer Verlegenheit, wie Ihnen diese Manuscripte wieder zukommen sollen? Anfangs wollt' ich sie Herrn Prediger Heyser in Wien in grader Linie zuschicken. Aber mir war bange, es könne ihm ungelogen kommen, besonders wenn man, wie mir gesagt ward, das Paket bei den Douanen öffnen und durchforschen, oder gar einem Censor schicken würde, zumal er ohnehin, wie Sie melden, in einem etwas zarten Verhältnis steht, das er zu schonen hat.

Jetzt, um einerseits vollkommen sicher zu gehn, und da ich doch solch' ein Paket am wohlfeilsten über Leipzig mit Buchhändler-Gelegenheit nach Wien oder Klausenburg senden könnte, anderseits, um noch Freiheit für Sie offen zu lassen, Ihre Schriften vielleicht in Leipzig einem Buchhändler in Verlag zu geben (leider kenn' ich selbst dort keinen anders, als dem Namen nach), schicke ich das Paket an den dortigen Commissionär der hiesigen Sauerländischen Buchhandlung, nämlich Hrn. Buchhändler Vogel in Leipzig, mit dem Auftrag, das Manuscript aufzubewahren, bis Sie selbst oder Hr. Pred. Heyser aus Wien darüber verfügen würden.

Zugleich schreib' ich Hrn. Pred. Heyser mit heutiger Post nach Wien, daß er sich mit Ihnen in Einverständnis setzen wolle, und ich desto sicherer bin, falls dieser Brief verloren gehen könnte.

Es ist leicht möglich, daß wenn Sie den Hrn. Buchhändler Vogel in Leipzig autorisiren, das Paket zu öffnen, er selbst Ihr Verleger wird, oder einen Andern für Sie findet. Ich bitte Sie dann, sich bei ihm auf mein Urtheil zu berufen, und wenn er es von mir fordert, steh' ich gar nicht an, ihm es selber zu wiederholen.

Noch muß ich Ihnen bemerken (und um Verzeihung bitten), daß ich in den Manuscripten zwei Titel abänderte, die zu lang (und für die Buchhändler schien es mir von vornherein) abschreckend waren.

Ihre «Resultate forschender Blikke in die Tiefsten, mit den Lampen» usw. taufte ich um in:

Gott, Natur und Freiheit. Eine philosophisch-kritische Entwicklung. Von M. L.

Ihrer Cäcilie, oder die Gefahren und Leiden ect. gab ich den Titel: Cäcilie, oder die Gefahren weiblicher Überspannung.

Anderes hab' ich nicht zu ändern gewagt. Ich bitte Sie nun, Herrn Buchhändler Vogel in Leipzig Ihre Willensmeinung mitzuthemen; von mir aber überzeugt zu bleiben, daß ich ein Verehrer Ihres scharfsinnigen Geistes, wie Ihres trefflichen Herzens, wie sich beides in Ihren Schriften offenbart, mit größter Hochachtung bleibe

Ihr  
ergebenster Diener  
H. Zschokke.

---

## Malwida von Meysenbug und Ungarn.

Von Dr. Adolph Kohut.

Eine der interessantesten und kulturhistorisch merkwürdigsten Frauengestalten in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes ist die gerade vor einem Jahrhundert — am 28. Oktober 1816 — als die Tochter eines hessischen Hofmarschalls und intimen Freundes des Herzogs von Hessen-Kassel geborene und am 26. April 1903 gestorbene Malwida von Meysenbug. Die Zahl der mehr oder weniger geistreich schreibenden Frauen, die ihren Ideen und Gefühlen in Romanen, Tagebüchern, Reisebeschreibungen, Sprüchen oder Dramen Ausdruck gaben, war und ist Legion; aber Malwida von Meysenbug war mehr. Man kann sie als Stimmungsschriftstellerin bezeichnen, denn aus den oft tragischen und erschütternden Ereignissen und Erlebnissen ihres eigenen Daseins, aus den zahlreichen, zumeist bitteren Erfahrungen, die sie im Exil machte, und aus ihren philosophischen Betrachtungen, die sie an die Dinge und Personen knüpfte, die ihren Lebensweg kreuzten, schuf sie ihre Werke, die man als Schmerzenskinder des Genius in des Wortes eigentlichster Bedeutung bezeichnen kann.

Aufgewachsen in Hofkreisen und in konservativen Anschauungen, wurde sie plötzlich durch ihre erste und letzte Liebe, die sie zu einem radikalen politischen Jüngling hatte, eine Demokrat, die in Wort und Schrift umstürzlerische Ideen predigte. Dieser ihr Verlobter, der ihr ganzes Sinnen und Trachten ausfüllte, starb plötzlich in der Blüte seines Lebens, und sie wurde, da sie sich politisch mißliebig gemacht hatte, ausgewiesen und war gezwungen, in England, Frankreich und Italien mühselig ihr Brot als Erzieherin zu verdienen, um so mehr, als sich ihre reichen Verwandten von ihr losgesagt hatten, und sie später, als der Groll der Ihrigen sich legte, viel zu stolz war, um von ihnen Unterstützungen anzunehmen, sich auf ihre eigenen Füße stellend.

Von hoher Bildung, großen wissenschaftlichen Kenntnissen, hochgeschätzt von Richard Wagner, Friedrich Nietzsche und zahlreichen führenden Geistern, stand sie Jahrzehnte hindurch in regem Verkehr mit den

Freiheits- und Schwarmgeistern, die durch Aufstände, Verschwörungen oder ein anderes aggressives Vorgehen ihre Pläne erreichen und zugleich die betreffenden Volksgenossen beglücken wollten. Ein Orsini, ein Mazzini, ein Cavour, ein Louis Blanc und viele andere Sozialisten nannten sie Freundin und Genossin, schrieben ihr die unumwundensten und intimsten Briefe, sie als die Egeria des sozialen Staates anerkennend und feierend.

Eine schwärmerische Begeisterung hatte sie von jeher für Ungarn und ungarische Freiheitshelden und Staatsmänner. Namentlich ihr dreibändiges, sehr verbreitetes und in fast alle Sprachen übersetztes Werk, «Memoiren einer Idealistin», enthält eine schwungvolle Anerkennung der ritterlichen und die Freiheit liebenden Ungarn, die 1848/49 tapfer und opfermutig zum Schwerte griffen, um ihre Rechte zu wahren und ihre Verfassung zu verteidigen. War sie, die Vielgereiste, die aller Herren Länder kannte, zwar nicht selbst im Lande der Karpathen gewesen, so hatte sie doch schon frühzeitig Gelegenheit, mit berühmten und verdienstvollen ungarischen Emigranten im Ausland bekannt zu werden.

Bereits im Frühjahr 1849, als sie, nach allen Aufregungen des vorangegangenen Jahres seelisch und körperlich leidend, von ihrer Familie die Einwilligung erhielt, mit einer befreundeten Familie einige Wochen lang Aufenthalt an der Nordseeküste zu Ostende zu nehmen, lernte sie unterwegs die Frau des namhaften ungarischen Patrioten Franz Pulszky, des Vertrauten des Exgouverneurs Ludwig Kossuth, persönlich kennen. Pulszky selbst sah sie später in London im Hause ihres Gönners, des russischen Publizisten und Sozialisten Alexander Herzen. Auch begegnete sie ihm dann in Florenz wieder. Frau Therese Pulszky war damals unter einem falschen Namen aus Deutschland geflohen, um sich zu ihrem Manne nach England zu begeben. In reizvoller Weise schildert Malwida von Meysenbug die erste Begegnung mit der ebenso schönen wie geistvollen Ungarin.

«Sie war unscheinbar gekleidet,» so erzählt sie, «fern von jeder Eleganz; aber ihr Gesicht überraschte bei näherer Prüfung durch seine große Lieblichkeit, durch das anmutige Lächeln des Mundes, durch den Ausdruck der wunderschönen, feurigen, großen Augen. Es war eines von jenen Gesichtern, die unwiderstehlich anziehen und erobern, weil sie schon mehr sind als bloß schöne Züge, weil sie schon ein Teil der Seele geworden sind.»

Sie stellte sich ihren Mitreisenden als Ungarin vor, nachdem sie gehört hatte, daß Malwida von Meysenbug ihrer Begleiterin gegenüber über Ungarn sich sehr sympathisch geäußert hatte. Sofort versicherte ihr die deutsche Edeldame, daß sie Ungarns Heldenkampf mit dem heißesten Interesse verfolgte und daß Ungarn ja jetzt die letzte Zuflucht der Freiheit und sein Schicksal für das Deutschlands von unberechenbarer Wichtigkeit sei. Sie bat sie dringend, ihr weiteres von Ungarn zu erzählen, da man doch eigentlich zu wenig Zuverlässiges im Ausland davon wisse.

«Da kennen Sie ja auch wohl Kossuth und alle diese Männer?» fragte sie weiter.

«O ja, ich kenne ihn und die andern sehr gut,» erwiderte Frau Pulszky leise. «Ich bin in Ungarn an einen der ersten Staatsmänner dort verheiratet, aber ich reise unter fremdem Namen, und da ich allein bin, habe ich Ursache, vorsichtig zu sein.»

In flüsterndem Tone erzählte Therese Pulszky weiter, daß ihr Haus der Sammelplatz aller geistig hervorragenden Männer gewesen und daß jetzt ein schweres Schicksal über sie hereingebrochen sei, das sie jedoch, ebenso wie ihr Mann, mit Würde tragen werde.

In ihrem genannten Erstlingswerk bemerkt Malwida von Meysenbug bei Nennung des Pulszkyschen Ehepaares:

«Wenn je sie diese Blätter zu Gesicht bekommen sollten, mögen sie mir verzeihen, daß ich ihre Namen so genannt. Es ist keine Indiskretion, sondern eine öffentliche Huldigung, dem lebenswürdigen und edlen Paar dargebracht, sowie eine Huldigung für jene hochherzige und unglückliche Nation, welcher der genannte edle Mann durch Geburt und seine Gattin — eine geborene Wienerin — durch Neigung angehört, deren Mitglieder nun alle der Geschichte angehören und darin wenigstens einen Ersatz für ihren unermeßlichen Schmerz finden mögen, daß sie schon bei Lebzeiten in die Unsterblichkeit der Geschichte eingehen.»

Von Franz Pulszky selbst schreibt sie, daß er ein hochgebildeter Mann, ja ein Gelehrter gewesen sei, und man habe es sehr wohl begreifen können, daß die edle Mäßigung, die die wahre Bildung gebe, sowie die Zuverlässigkeit seines Charakters ihm zahlreiche Verehrer in nah und fern verschafft habe.

Gleich nach ihrer Ankunft in London suchte Malwida von Meysenbug ihre Reisebekanntschaft auf und wurde dann auch mit Franz Pulszky, als dem eigentlichen Mittelpunkt der ungarischen Emigration, die zu jener Zeit sehr zahlreich in England vertreten war, persönlich bekannt. Das Ehepaar hatte mit seinem großen organisatorischen Talent eine, wenn auch für die Pulszkys, die in ästhetischem Luxus aufgewachsenen und verwöhnten, höchst bescheidene, so doch behagliche Häuslichkeit begründet, die zugleich eine Heimat für die Heimatlosen wurde. Malwida von Meysenbug rühmt den Pulszkys die Energie nach, mit der sie den Schlägen des Schicksals trotzten, sowie die unermüdliche Tatkraft, durch die sie sich über die Ungunst der Verhältnisse erhoben und ihrem Kreise den Stempel ihres Wesens aufdrückten. Was sie an diesem ungarischen Flüchtlingspaar noch fesselte, war dessen lebenswürdige Natur, die sich durch eine Harmonie von Ernst und Heiterkeit, von Festigkeit und Milde, von ungewöhnlicher intellektueller und künstlerischer Bildung auszeichnete. Mutig und energisch ordneten sie sofort ihr Leben, gaben sich literarischen Arbeiten hin, übernahmen fast allen den Unterricht ihrer Kinder, pflegten namentlich im Interesse ihres Vaterlandes die höhere englische Gesellschaft, beteiligten sich fortwährend an der politischen Agitation, die in den ersten Jahren ihres Aufenthalts noch eifrig betrieben wurde und waren die Ratgeber und Helfer der emigrierten Ungarn.

Bei den Pulszkys sah Malwida von Meysenbug zum erstenmal Ludwig Kossuth, den bei seiner Ankunft in England so hoch gefeierten. Er habe, so erzählt sie, im Kreise der ungarischen Flüchtlinge damals noch fast die Stelle eines Herrschers eingenommen und man habe ihn mit einer Art von Hofzeremonie umgeben. Welche Sympathien ihr nun auch Franz Pulszky einflößte, so antipathisch war ihr der Exdiktator von Ungarn. Ihre Schilderung entbehrt nicht ganz der Bosheit. Man höre:

«Das erstemal, als ich einer Einladung zu einer Abendgesellschaft bei Pulszkys folgte, fand ich einen zahlreichen Kreis, der zum größten Teil

aus Ungarn bestand. Plötzlich, nachdem alles versammelt war, erscholl der Ruf: The governer! worauf sich die Gesellschaft alsbald auseinander teilte und zu beiden Seiten des Zimmers aufstellte. Nun öffnete sich die Tür, und herein schritt Kossuth mit einer gewissen Feierlichkeit, neben ihm seine Gattin, hinter ihm seine kleinen Söhne und ein paar Herren, gleich diensttuenden Adjutanten. Er trug den ungarischen Schnürenrock, und sein bedeutendes Gesicht, von dem schon etwas ergrauenden Vollbart umrahmt, hatte den Ausdruck des Ernstes und der Würde. Er grüßte nach beiden Seiten mit Herablassung und ließ sich dann mit den Bevorzugten in ein Gespräch ein. Mir erweckte er zunächst kein anderes Interesse als das, welches sich an seine so rasch begonnene und beendete Laufbahn knüpfte. Seine Persönlichkeit erregte in mir keinen Wunsch, ihn näher kennenzulernen. Ebenso wenig fühlte ich mich von seiner Frau angezogen, der ich vorgestellt wurde, und deren unruhiges, leidenschaftliches Wesen, beherrscht von einer hervortretenden Eitelkeit auf die Stellung des Mannes und die Zukunft der Söhne, ihr ohnehin wenig anmutiges Äußere noch unsympathischer machte.»

Man weiß, daß einer der Söhne des Exgouverneurs, Franz Kossuth, später, d. h. nach dem Tode seines Vaters, nach Ungarn zurückkehrte und dort eine hervorragende politische Rolle spielte, ja es sogar zum Königlich Ungarischen Handelsminister und Wirklichen Geheimen Rat brachte, nachdem er sich mit dem Hüter der Verfassung, dem gekrönten König Franz Joseph, ausgesöhnt hatte.

Den ungarischen Emigranten rühmt unsere Verfasserin einen sehr eigentümlichen nationalen Charakter nach, der entschieden gegen den deutschen absteche. Ihr Patriotismus hatte, wie sie meint, eine weniger reflektive, aber viel unmittelbare Art. Diese Ungarn scheinen jederzeit zum unmittelbaren Handeln bereit. Sie erzählt in dieser Beziehung einen höchst bezeichnenden Fall des ungarischen Volkscharakters, der für ihr Nationalempfinden typisch war.

An einem Abend bei Pulszkys sei ein talentvoller Künstler, ein Violinspieler, anwesend gewesen, der auf allgemeines Bitten zu geigen anfing und ungarische Weisen vortrug, die die ganze Gesellschaft wie mit einem leidenschaftlichen Weh nach der fernen Heimat und der Freiheit der Puszta ergriffen habe, bis er selbst, aufs tiefste erregt, in den Rákóczy-Marsch übergegangen sei, worauf alle von einem überwältigenden Rausch mitgerissen und mit den Füßen gestampft und «Eljen» gerufen hätten. Sie würden, so meint die Meysenbug, sicher sofort bereit gewesen sein, sich dem Feinde in todesmutiger Freude entgegenzuwerfen, um zu siegen oder zu sterben.

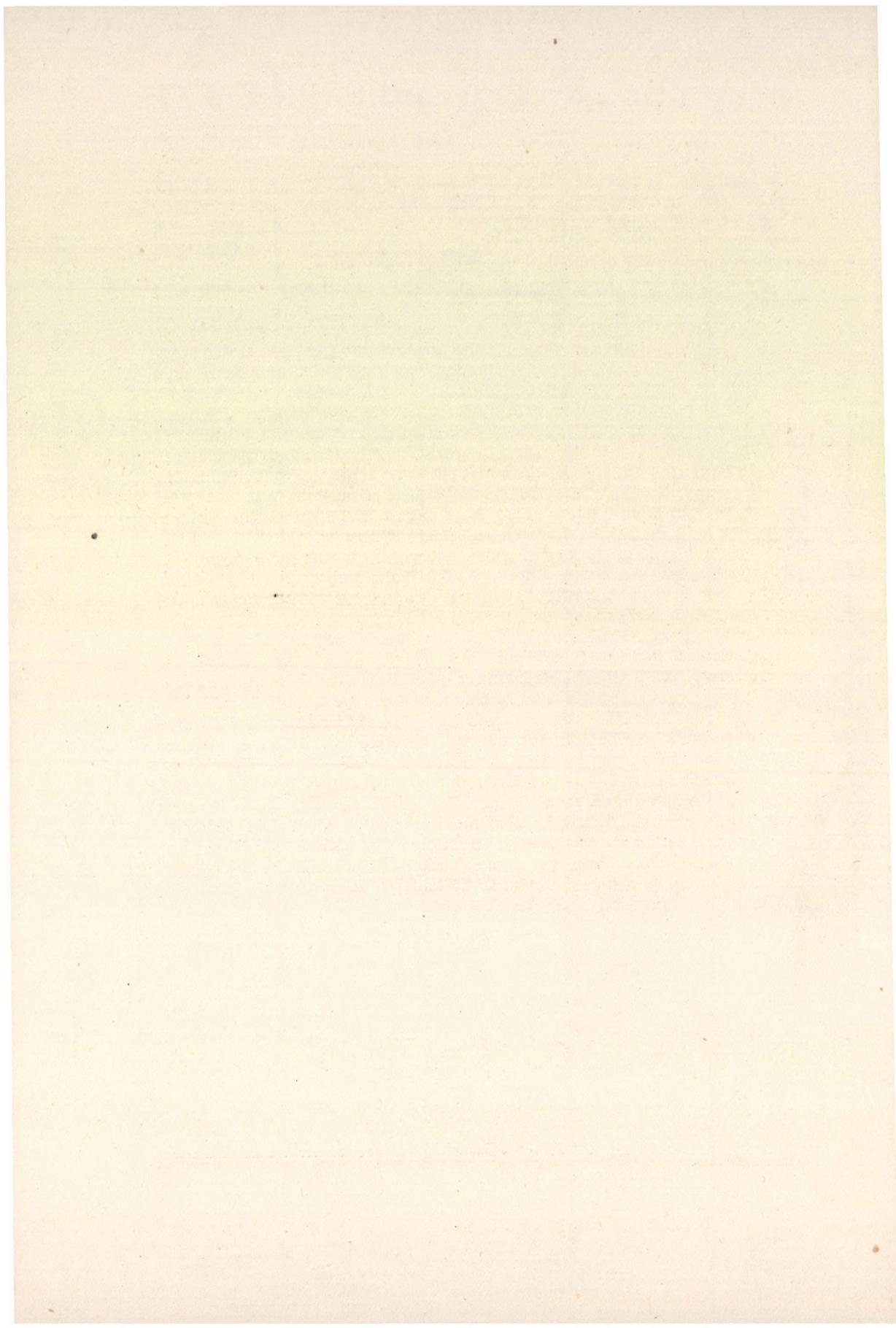
«Diesem naturwüchsig ritterlichen Wesen entsprach auch die romantische, knappenhafte Treue, mit der einzelne sich den Großen ihres Vaterlandes in persönlicher Ergebenheit und zu persönlichem Dienst angeschlossen hatten. Ein solcher Treuer hatte sich der Pulszkyschen Familie zugesellt, der er die Kinder aus dem von den Siegern scharf bewachten Lande zugeführt hatte und bei der er nun wie ein guter Hausgeist helfend, lehrend und schützend verblieb, die Heimat und deren Vorzüge aufgebend, die ihm, dem nicht schwer kompromittierten, sonst offen gestanden hätte. In gleicher Weise war Kossuth von einem ritterlichen Schutzmännchen begleitet, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, über dieses, damals Ungarn so teure

Leben zu wachen und es vor den etwaigen Gefahren, die auch über das Meer hinaus weitgreifende Hände ihm bereiten konnten, zu schützen. Aber nicht nur das; auch die zartesten Aufmerksamkeiten, die das tägliche Leben verschöner und den herben Kelch des Exils für die zu so plötzlicher Höhe gestiegenen und so plötzlich gestürzten Familien mildern konnten, hatte sich dieser Kurvenal zur Aufgabe gestellt, und es war rührend, mit welcher Zartheit er, der Begüterte, die Lücken ausfüllte, die in dem beschränkten Haushalt der gar nicht bemittelten Kossuthschen Familie sich befanden.»

Trotz ihrer wie gesagt nicht gerade begeisterten Verehrung für Kossuth und seine Familie hatte sie jedoch Gerechtigkeitssinn genug, um den Zöglingen in London, die sie unterrichtete, den Standpunkt klarzumachen, wenn diese den Exdiktator schmähten. Als z. B. ihr ein Schüler sagte, Kossuth sei kein guter Mann, weil er sein Volk gegen die Obrigkeit aufgewiegelt habe, wies sie ihn zurecht, indem sie bemerkte, daß Kossuth nichts anderes gewollt, als daß sein Volk keine Unterdrückung leide, sondern sich frei, seiner Anlage gemäß, entwickeln und sich selbst regieren könne, ungefähr wie das englische Volk tue. Auch sprach sie bei diesem Anlaß den Gedanken aus, daß man in der Schule viel größere Fortschritte machen müßte, wenn man statt langweiliger Daten und dergleichen viel mehr von den Heroen der Menschheit, zu denen auch Ludwig Kossuth gehörte, mit begeistertem Gemüt sprechen würde, wodurch die Lehrer dazu beitragen, daß an dem Beispiel derartiger «ragender Gipfel» der Welt die Gemüter der Kinder sich stärken würden.

Reizvolle Charakterbilder und Porträtskizzen entwirft Malwida von Meysenbug von manchen Ungarinnen aus den Emigrantenkreisen, die sie kennen lernte. So z. B. von der Mutter Therese Pulszkys, die sie als eine Dame von Bildung und Geist bezeichnet, und die sie anlässlich eines Besuchs bei den Pulszkys sah. Sie bereitete unserer Schriftstellerin durch ihren Witz und köstlichen Humor manch heitere Stunde. Bei einem solchen Anlaß machte sie die angenehme Überraschung, daß Ludwig Kossuth im engeren Zusammensein sich bei weitem liebenswürdiger gab als bei den offiziellen Vorstellungen in London. Sie korrigierte also ihre früheren, etwas schroffen Ansichten über den ungarischen Patrioten. Die Gedanken des letzteren waren damals sehr in Anspruch genommen durch den von Rußland begonnenen Krieg gegen die Türkei. Er prophezeite die Niederlage der Russen und hoffte sie stark, da dadurch die russische Tyrannenherrschaft ein Ende mit Schrecken nehmen müßte.

---







Verlag von Duncker & Humblot in München und Leipzig

---

---

Soeben erschien:

## Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche und seinen Verbündeten.

Dritter Band. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik von Dr. HEINRICH HERKNER, Geh. Regierungsrat und Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik Band 155/III: Aussprache in der Sitzung des Ausschusses vom 6. April 1916 zu Berlin.) Preis: 4 Mark.

Der dritte Band des Herknerschen Sammelwerkes enthält Äußerungen der Professoren Schmoller, Herkner, Spann, Diehl, Pierstorff, Jaffé, Lotz, Gothein, Hartmann, Max Weber, Tönnies, Eulenburg, Sinzheimer, v. d. Leyen, Wiedenfeld und Spiethoff.

Die Debatte hat zum Gegenstand die mutmaßliche Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen der Zentralmächte zum feindlichen Auslande nach dem Krieg, ferner Grundsätzliches über den Handelskrieg und das Wirtschaftsbündnis.

---

## Ein Arbeitstarifgesetz.

Die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht von Dr. HUGO SINZHEIMER, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht in Frankfurt am Main. Preis: 8 Mark.

Ausführlicher Prospekt mit Inhaltsverzeichnis steht kostenlos zur Verfügung.

Der Verfasser unternimmt es, die Grundformen zu einem neuen Aufbau des Tarifrechts zu entwerfen und deren gesetzliche Möglichkeit in dem ausführlichen Entwurf eines Arbeitstarifgesetzes darzutun. Das Werk ist ein Beitrag zu der Frage der „Neuorientierung“ des Arbeitsrechts nach dem Kriege und dient gleichzeitig der Erneuerung der Rechtswissenschaft, die über das Ziel der Erforschung des geltenden Rechts hinaus zu den tatsächlichen sozialen Lebensbeziehungen hingeführt werden soll.

---

## Der Gesamtarbeitsvertrag nach Schweizerischem Recht.

Deutsche Geistesformen deutschen Arbeitslebens von Dr. iur. ROMAN BOOS. Preis: 10 Mark.

Eine eindringende Untersuchung über die Verwandtschaft von Recht und Kunst, zu welcher der Verfasser durch die Vorlesungen Gierkes über deutsches Recht und Woelfflins über deutsche Kunst angeregt worden ist.

Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

---

Werner Sombart  
Der moderne  
Kapitalismus

Historisch-systematische Darstellung  
des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens  
von seinen Anfängen bis zur Gegenwart

Zweite, neugearbeitete Auflage  
Erster Band. Großoktav. XXVI, 919 Seiten  
Preis: 20 M.; in Halbpergament geb. 24 M.

Ein halbes Menschenalter nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieses seit 10 Jahren vergriffenen, viel gepriesenen und viel befehdeten Werkes, das den nachhaltigsten Einfluß auf die Nationalökonomie der letzten 15 Jahre ausgeübt hat, liegt nunmehr der erste, fast tausend Seiten starke Band der zweiten Auflage vor. — Von dem früheren Text ist kaum ein Zehntel wieder verwendet. Das neue Werk versucht ein Bild von der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung der europäischen Völker von ihren Anfängen bis zur Gegenwart zu geben, in den unermeßlichen Reichtum der Einzelercheinungen einzuführen und durch systematische Strenge den Überblick in jedem Stadium der Darstellung zu bewahren. Es ist ein mächtiges gelehrtes Werk, mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Geisteswissenschaften gearbeitet, und gleichzeitig das großzügigste Kompendium und Lehrbuch der Nationalökonomie nach dem heutigen Stand der Wissenschaft. — Der erste Band enthält neben einer begrifflich grundlegenden Einleitung die Darstellung der vorkapitalistischen Wirtschaft und der historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus, während der ganze, umfangreiche zweite, völlig neugeschriebene Band, der sich im Druck befindet und im Jahre 1917 erscheinen wird, der Darstellung des Wirtschaftslebens im Zeitalter des Frühkapitalismus gewidmet ist. Ein dritter, später erscheinender Band soll dann die Vollendung, das Zeitalter des Hochkapitalismus, schildern.